UC-NRLF
B 2 855 526

Robert Unterwelz

In Tropensonne und Urwaldnacht

Verlag von
Strecker u. Schröder Stuttgart

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

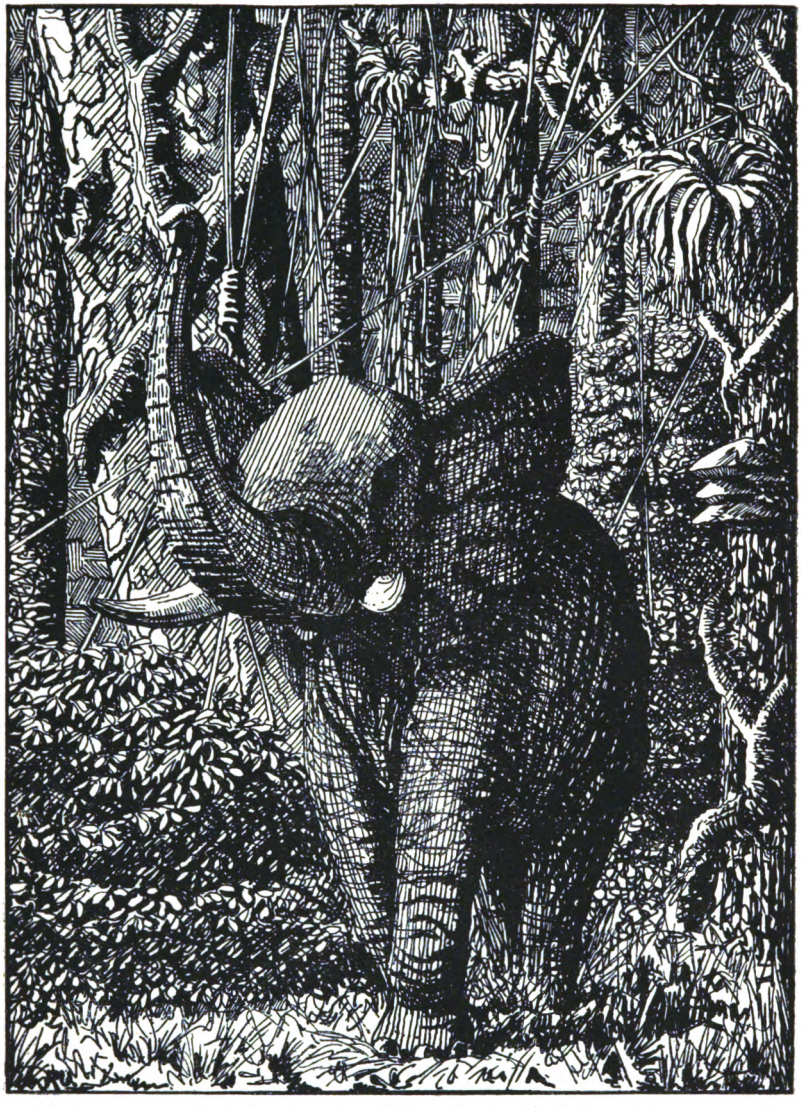
5½ 848

525/20

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Der König des Urwaldes

Digitized by Google

Robert Unterwelz

In Tropensonne und Urwaldnacht

Wanderungen und Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika

Mit einem Geleitwort von

General v. Lettow-Vorbeck

Mit 40 Federzeichnungen des Verfassers

Verlag Strecker und Schröder in Stuttgart
1923

Digitized by Google

XH736

Einbandzeichnung von Hermann Plank
nach Entwürfen des Verfassers
Copyright by Strecker und Schröder in
Stuttgart 1923

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Digitized by Google

DT 439
U5
1923
MAIN

Inhaltsverzeichnis

Seite

Geleitwort von General v. Lettow-Vorbeck IX

Vorwort des Verfassers XI

Daressalam . . . . . 1—9

Am Strand — Europäerviertel — Inderstraße — Markt — Negerstadtteil — Straßenleben — Sandfloh — Der „Boy" — Koch und Kochgehilfe — Leberknödel — Abend in Daressalam.

Ins Innere . . . . . 10—21

Bahnfahrt — Morogoro — Termiten — Kiloffa — Malaria — Ugogo — Affenbrotbaum — Durch Busch und Steppe — Wasserlauf — Tembe — Einst und jetzt — Rinderzucht — Schmuck — Zur Bahn zurück.

Von Tabora zum Ugala . . . . . 22—39

Tabora — Der indische Kaufmann — Negerbekanntschaft — Unyanyembe — Träger — Anwerben — Das „Schauri" — Papier — Aufbruch — Pori — Sprachkenntnis — Lager — Essen der Eingeborenen — „Pombe" — Europäerspitznamen — Tanz — Vom Pombetrinken — Verantwortlichkeitsgefühl — Ehrlichkeit — Eine Bücherkiste — Zum Ugala.

Wild am Ugala . . . . . 40—62

Morgen am Fluß — Flußpferdjagd — Tierleben am Fluß — Im Galeriewald — Wasserböcke — Nacht im Lager — Der „Freund" — Löwen — Steppenmarsch — Elen — Hyänenbesuch — Nach „Weidmannsheil" — Bootsfahrt am Fluß — Vogelleben — Ein Unfall — Der Strom ein Hemmnis.

Ukonongo . . . . . 63—86

Miombowald — Schwarze Herrscher — Feldbestellung — Dorfumzug — Namen und Landkarten — Feldarbeit — Wildschaden — Tsetse — Rückfallfieber — Sachsengänger — Männer- und Frauenarbeit — Handwerk — Tauschhandel — Der Negerpfad — Ankunft im Dorf — Der Fremde — Zumbenbesuch — Eingeborenenjagd auf Elefanten — Löwenbesuch — Heerameisen — Märchen — Redebegabung — Rechnen — Negerbeschreibungen.

Von Urwald, Pori, Busch und Steppe . . . . . 87—111

Urwald — Urwaldmenschen — Urwaldtiere — Galeriewald — Trockenwald — Tierwelt im Pori — Busch — Kudujagd — „Nyama" — Steppe — Über die Rukwasenke — Tod in der Steppe — Verirrt — Regen in der Steppe.

Rukwa . . . . . 112—130

Bantu — Ihr geistiger und materieller Besitz — Geburt — Namensgebung — Kindererziehung — Heirat — Hochzeit in Kalumboleza — Hochzeitssitten — Mwiko — Regenzeit — Gewitter — Tod — Begräbnis — Ahnenglaube — Negeralter — Deutscher Kolonialerfolg.

2854

Digitized by Google

Seite

Einsamkeit im Pori . . . . . 131—152

Bismarckburg — Baden und Schwimmen — Blutegel — Abend in Bismarckburg — Herkunft der Fipaherrscher — Eine männliche Sultansfrau — Der Segen deutscher Herrschaft in Ufipa — Die Einsamkeit — Negerlebensweisheit — Schwarze Kritik — Die Künste des Weißen — Krank in der Einsamkeit — Tod in der Einsamkeit — Ruandas Zwerge und Riesen.

Am Ruaha . . . . . 153—171

Uffango — Viehzucht — Eine schwarze Zwingburg — Lager am Ruaha — Vom Feuer — Schattenzeichnung — Steppenbrand — Viehhaltung — Vom Zähmen des Wildes — Häute und Felle.

Von grobem Wild . . . . . 172—201

Büffel — Jagd und Verfolgung — Ein Zusammenstoß — Aberglaube — Von Nashörnern — Der König des Urwaldes — Negerschlauheit — Lager im Urwald — Ein Einzelgeher — Reichtum an Elefanten — Jagd am Kipenu — Verwertung der Erlegten — Gefahr der Jagd — Dieb am Speicher — Nächtlicher Besuch.

Kwa heri, tutaonana . . . . . 202—206

Die Schreischlange — Treue bis in den Tod — Freunde überall — Abschied.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

Abb.		Seite
	Der König des Urwaldes (Titelbild)	
1.	Dämmerung in Daressalam	1
2.	Küstennegerin	4
3.	Ugogo	13
4.	Rast auf Safari	22
5.	Borassuspalmen	37
6.	Träger	39
7.	Flußpferde	40
8.	Sattelstörche im Röhricht	43
9.	Idolum diabolicum	45
10.	Wasserbock	47
11.	Elenantilope	53
12.	Miombowald nach dem Steppenbrand	65
13.	Im Tembehof	67
14.	Auf dem Heimweg vom Feld	71
15.	Rodung mit Tembe	78
16.	Jumbe	79
17.	Urwald	87
18.	Trockenwald in Ukimbu	93
19.	Kudu im Dornbusch	97
20.	Steppe	104
21.	Dorf im Rukwa	109
22.	Frau mit Säugling	115
23.	Ahnengedächtnishütte	128
24.	Am Tanganyika	131
25.	Im Rungwabett zur Trockenzeit	141
26.	Wasserträger	145
27.	Junger Schreiseeadler	149
28.	Parklandschaft in Usango	155
29.	Buckelrind	157
30.	Grasbrand	165
31.	Löwe auf gerissenem Zebra	172

Digitized by Google

Abb. Seite
32. Büffel, aus dem Rohr tretend 175
33. Fährten 177
34. Nashorn 182
35. Mukuschu 184
36. Muhunga-Schoten 195
37. Getreidespeicher in Mambwe 200
38. Flußübergang 202
39. Kandelaberwolfsmilch 204

Digitized by Google

Geleitwort

Aus dem Wirbel des Kleinkrieges im afrikanischen Busch traten bald einzelne Namen hervor, unternehmende Männer, erfahren in den Tropen und in der Behandlung der Schwarzen. Die Liebe zu unserer herrlichen Kolonie hatte sie den Weg zu den Herzen ihrer Bewohner finden lassen, die die väterliche Fürsorge ihrer weißen Herren mit aufopfernder Treue vergalten. Auch der ehemalige Kaiserjäger Robert Unterwelz gehörte zu diesen geborenen Unterführern.

In seinem vorliegenden Buch giebt er uns einen Einblick in das Leben auf „Safari" und Jagd und läßt uns erraten, welche Schulung diese Lehrmeisterinnen schon im Frieden für die Eigenarten unserer ostafrikanischen Kriegführung gaben.

Bremen, den 31. Oktober 1923.

von Lettow-Vorbeck

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort

Die folgenden Schilderungen aus Deutsch-Ostafrika sind geschrieben, um die Erinnerung wach zu erhalten an Deutschlands größte Kolonie; sie sollen aber nicht nur erinnern an das, was wir hatten und was uns auf Grund der Lüge von Deutschlands kolonialer Unfähigkeit geraubt wurde, sondern sie sollen auch helfen, das Verlangen nach dem einstigen Kolonialbesitz zu stärken. Wenn aber ein Vielmillionenvolk in Einigkeit zäh verlangt, was ihm von Rechts wegen zukommt, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben.

Deutschland braucht Kolonien.

Für unsere Eingeborenen aber wird der schönste Lohn ihrer im Krieg uns bewiesenen Treue die Rückkehr ihrer ehemaligen Herren sein.

Friedberg in Steiermark, im Herbst 1923.

Robert Unterweltz

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Dämmerung in Daressalam

Daressalam

Tausende von Kokospalmen wiegen ihre Wedelkronen im Seewind; die Beutelnester der Webervögel schaukeln daran. Schöne weiße Europäerhäuser säumen den Strand, im Creek recken sich Mangroven auf hohen Wurzelstelzen. Durch die enge Hafeneinfahrt schweift der Blick nach Osten über den Indischen Ozean hinaus, nur unterbrochen durch den Leuchtturm, der vor dem Hafen auf einer Koralleninsel breitspurig dasteht. Ganz draußen am Horizont weht noch die Rauchfahne des Woermanndampfers, der nach Süden weiterfährt, und dort, wo Himmel und Wasser, beide in gleichem, prächtigem Blau aufeinanderstoßen, blinken die vom Wind geblähten Segel zweier Araberdhaus.

Als Hermann von Wißmann und Dr. Peters für Deutschland die Kolonie Deutsch-Ostafrika erwarben, war noch Bagamoyo der Haupthandels- und Hafenplatz; rasch aber ward die bessere Lage Daressalams erkannt, in ein paar Jahrzehnten entstand da

Digitized by Google

mit Hilfe deutscher Technik eine Hafenstadt, die keinen Vergleich an der ganzen Ostküste Afrikas zu scheuen brauchte. Am Strand entlang schmucke Häuser, am Hafen selbst das große Zollgebäude. Große Kaufhäuser, Gasthöfe, Privatgebäude reihen sich in der Straße „Unter den Akazien" aneinander, und vom Wißmanndenkmal weg rollt die Rikscha[1] ihren Fahrgast durch die wohlgepflegten Anlagen hinaus zum Prachtbau des Europäerhospitals, zu dessen Füßen das nimmerruhende Meer gischtet.

Daressalam[2] ist eine moderne Stadt; es gibt elektrisches Licht, Zeitungen in deutscher und in Eingeborenensprache, eine Eisfabrik und eine Bierbrauerei mit hübschem Garten, eine evangelische und eine katholische Kirche; der Palast des Gouverneurs stand da inmitten tropischer Anlagen, es war Sitz der Spitzen der Behörden, und an tausend Weiße[3] bevölkerten das Europäerviertel. Hinter diesem liegen die Straßen der Araber und Inder. Hier wird in einem Haus mit offenem Verkaufsladen alles feilgeboten, was nur ein Negerherz verlangen kann: bunte Baumwolltücher, mit allerlei Bildern bedruckte Frauenlappen, Feze, Glasperlen in jeder Größe und Farbe — denn bei jedem Volksstamm im Innern ist etwas Verschiedenartiges modern und gesucht —, buntes Papier für Ohrenschmuck, Kupfer- und Messingdraht für Armbänder liegen zwischen Kisten mit Zucker und Reis. Regenschirme, Feldhacken, Sturmlaternen, Zigaretten und Tabak, Emailgeschirr und Trinkbecher, Khakihosen und silberbestickte Westen, Taschenmesser und Streichhölzer, Erdnüsse und Ledergürtel, Konserven aller Art, Kaffee, Tee, Himbeersaft und wohlriechende Öle, Schnupftabaksdosen aus Blech mit blindem Spiegel, Rasiermesser, Waschblau und Seifenriegel, Taschenuhren und Bleistifte, Äxte und Sodawasser und hundert andere Dinge liegen da in Reihen oder auch in malerischem

---

[1] Rikscha = zweiräderiges Gefährt, das in einer Gabeldeichsel von einem Eingeborenen gezogen wird. Es ist staunenswert, mit welcher Ausdauer der Rikschaläufer in dem brennend heißen und tiefen Sand seinen Fahrgast im Laufschritt zu ziehen vermag. Die Rikscha stammt aus Asien und wurde von den Indern herübergebracht.

[2] Daressalam, arabisch Haus des Friedens.

[3] 967 Europäer, etwa 2500 Inder, 800 Araber, 15—16000 Schwarze.

Digitized by Google

Durcheinander, hängen und baumeln an Schnüren herab. Mitten darin hockt auf einer Matte oder einer Kiste ein Inder, ruft jeden Vorübergehenden an, wenn er nicht gerade mit einem schwarzen Käufer um den Preis von Nähnadeln und Zwirn feilscht, preist seine Ware an und wendet sich gleichgültig wieder ab, wenn der Angerufene weitergeht. In der Nachbarduka[1] liegen noch ein paar Elefantenzähne bei allem anderen Zeug, im nächsten Laden kunstvolle Schnitzarbeiten wie Hocker aus Rosenholz oder ebenholzgeschnitzte Elefanten, die Arbeit tüchtiger Singalesenschnitzer. Ein goanesischer Schneider hat dann als nächster seine Werkstatt. Bei ihm rasseln drei Nähmaschinen auf der Veranda, vor der ein Dutzend Wasukuma vom Ukereweseе sitzen und staunend das unbekannte Eisending nähen sehen. Ein Goldschmied hämmert gegenüber indische Monatsringe, ein brauner Inder mit gelblederner Aktentasche hastet vorüber; das ist der Barbier, der an bestimmtem Tag seinen weißen Auftraggeber zu bestimmter Stunde besucht und sein Gerät in der Aktentasche mit sich trägt. Neben dem Goldschmied haust eine Wäscherfamilie; der Dobi, Wäscher, erscheint ebenfalls regelmäßig wie eine gutgehende Uhr, holt vom Boy, dem Diener des Europäers, dessen gebrauchte Wäsche, die ihm vorgezählt übergeben wird, und bringt sie, gewaschen, tüchtig mit Waschblau gefärbt und geplättet wieder. Barbier und Wäscher stehen meist in Monatslohn. Straße um Straße im Inderviertel zeigt dasselbe Bild regen Kleinhandels, eine Kaufbude liegt neben der anderen, in engen Häusern sind eine ganze Menge Familienangehöriger zusammengepfercht, und der deutsche Arzt mußte da oft mit scharfkehrendem Besen durchfegen, um Massenerkrankungen vorzubeugen.

Das regste Leben herrscht am Markt. Da werden Fleisch und Seefisch, Mehl, Reis, Mais, Maniok, Hirse, Süßkartoffel, Hühner, Eier, Enten, Erdnuß, Banane, Ananas, im Dezember und Januar körbeweise die schmackhafte Frucht des Mangobaumes, Kokosnuß, Honig, Pombe, Zigaretten, Schnupftabak und vieles andere ver-

[1] Duka = Verkaufsladen; alle diese Läden sind offen, die zu verkaufenden Waren liegen auf der Veranda aus, die nachts durch Holzverschläge oder Wellblechplatten geschlossen wird.

Digitized by Google

Abb. 2. Küstennegerin

kauft, und über dem Ganzen schwebt unsichtbar und doch zum Zerschneiden dick der scharfe Geruch des getrockneten Haifisches, des Lieblingsgerichts der Küstenneger.

Hinter dem Viertel der Inder und Araber dehnt sich noch die Negerstadt aus; in lehmverputzten Stangenfachwerkhütten, die mit Palmwedeln gedeckt sind, wohnen die Neger in gerade angelegten Straßen, und überall ragen hoch in den blauen Himmel zwischen den Giebeldachhütten die schlanken Kokospalmen oder die kugelrunden, dunkelgrünen, dichten Kronen der Mangobäume. Im heißen Sand der Straße kugeln sich nackte Negerkinder mit dicken Bäuchen (fast jedes dritte oder vierte hat einen Nabelbruch). Schlanke Negerinnen, mit bunten Tüchern malerisch bekleidet, wiegen sich in gemessenem Schritt in den Hüften und balancieren dabei die merkwürdigsten Gegenstände mit großer Sicherheit auf dem Scheitel. Da geht zum Beispiel eine, die auf dem Markt ein Schüsselchen Bohnen gekauft hat, auf das sie obenauf ein kleines Stück Fleisch legte. Plötzlich ein erschreckter Aufschrei; eine kecke Weihe ist niedergestoßen, hat das Fleisch vom Kopf der Trägerin weggeholt und kröpft es jetzt im Flug, zwischen den Kronen der Palmen kreisend.

Hier schlendert wieder ein Europäerboy, dessen Herr zur Zeit in der Schreibstube sitzt. Er macht den Mädchen schöne Augen und ist ein richtiger schwarzer Stutzer in feiner gestickter weißer Mütze, der silberverbrämten blauen Weste, dem wallenden, weißen Kanzu[1], den perlbestickten Sandalen. Das dünne Spazierstöckchen

[1] Kanzu ist ein langes, weißes Hemd mit weiten Ärmeln, das bis zu den Knöcheln hinabreicht.

Digitized by Google

fehlt nicht, denn das gehört nun einmal zum eleganten Küstenneger. Vor einer Hütte sitzen Leute, denen man sofort ansieht, daß sie weit aus dem Innern kamen. Ihre Kleiderlappen sind zerschlissen, einige tragen Fellschurze, und im Kreis herum geht die Wasserpfeife aus Flaschenkürbis. Sie kamen erst gestern mit einer Karawane an und werden heute, nach Auszahlung ihres Lohnes, bombensicher von irgendeinem indischen Händler mächtig übers Ohr gehauen, wenn sie sich küstenmäßig ausstaffieren wollen. Mitten unter ihnen sitzt ihr Gastfreund, bei dem sie Unterkunft fanden; er kaut Betel und speit kunstgerecht den roten Saft vor sich in den Sand.

Dieser Sand beherbergt eine große Plage für den barfüßigen Neger, den Sandfloh. Die Weibchen dieses nahen Verwandten des europäischen Flohes bohren sich in die Haut des Menschen, zumeist an den Füßen und dort wieder mit besonderer Vorliebe unter den Zehennägeln ein und schwellen dann, eierreif, bis zu Erbsengröße an. Anfangs spürt der unfreiwillige Herbergsvater ein Kitzeln und Jucken, das bald zum heftigen Schmerz wird und, wenn das Tier nicht kunstgerecht, das heißt ohne dabei zerrissen zu werden, herausgeholt wird, was die meisten Eingeborenen mit einer Nadel oder im Innern mit einem Flötenakaziendorn tun, kommt es nicht selten zu üblen Eiterungen, Lymphdrüsenschwellungen und ähnlichen Folgen, ja in besonders üblen Fällen kann ein solches Sandflohweibchen auch den Verlust einer Negerzehe auf dem Gewissen haben.

Der Europäer, der neu ins Land kommt, muß sich sogleich einen schwarzen Diener besorgen. Aus dem Englischen ist die Bezeichnung Boy für diese Hausgehilfen vollkommen in die Swahelisprache aufgenommen worden und wird von den Küstennegern wie im Innern wohl kaum mehr als Fremdwort empfunden. Ein guter Boy hat ein von der Behörde ausgestelltes Dienstbuch, in dem möglichst wenig Herrenwechsel zu finden sein soll, wenn der Boy als verläßlich gelten will; von jedem Herrn wird ihm ein Zeugnis eingeschrieben. Viele Europäer hatten jahrelang dieselben Diener, die mit Treue an ihnen hingen. Im allgemeinen sind Boys, die

Digitized by Google

man an der Küste erwirbt, nicht so verläßlich wie die Jungen, die man sich im Innern des Landes selbst heranzieht. Aber Ausnahmen kommen naturgemäß auf beiden Seiten vor.

Der schwarze Boy bedient seinen Herrn bei Tisch, er hält die Wohnung in Ordnung, besorgt Einkäufe, bringt zur heißen Tageszeit dem Bwana[1] den Tropenhelm nach an die Arbeitsstätte, da in den heißen Tagesstunden die Mütze oder der Strohhut zu wenig Schutz bieten. Der gute Boy stellt auch seinem Herrn am Morgen nach einer feuchtfrohen Sitzung im Kreise guter Freunde mit einem halbverborgenen, verschmitzten Lächeln ein paar Essiggurken und einen Hering auf den Frühstückstisch. Keine Seltenheit ist es, daß ein Boy sein Leben aufs Spiel setzt, um seinem Herrn zu helfen, und so mancher dieser biederen Schwarzen hat sich waffenlos dem Büffel oder Nashorn, dem weidwunden Löwen entgegengestellt und seine Treue gegen den langjährigen Bwana mit dem Leben besiegelt. Der schönste koloniale Erfolg deutscher Erziehung war wohl, daß unsere Eingeborenen die vier Kriegsjahre treu an der Seite ihrer Europäerherren durchhielten und das unter den ungünstigsten Verhältnissen und trotzdem die an Zahl zwanzig- und später hundertfach überlegenen Feinde sie mit allen Mitteln von uns reißen wollten.

Jeder größere Haushalt bedarf mehrerer Boys; nur der Junggeselle in einem größeren Ort kommt mit einem aus. Im Innern, besonders auf Reisen, muß auch dieser zumindest noch einen Koch haben. Er steht bei guten Leistungen in einem besonderen Verhältnis zu seinem Herrn und dünkt sich deshalb nicht selten sozial bedeutend mehr als jeder andere Neger; er findet es deshalb auch bald unter seiner Würde, Geschirr abzuwaschen, Brennholz zu holen oder zu spalten oder Wasser zu tragen. Zu diesen Arbeiten benötigt er einen Gehilfen, den sogenannten Pishiboy.

Auch mein Koch war in seinem Fach recht tüchtig. Er konnte Fleisch in verschiedener Art braten, schmoren, dünsten und sieden, jedes Gemüse sachgemäß zubereiten, konnte Früchte einkochen, machte aus den einfachen Feldfrüchten der Eingeborenen ein schmack-

[1] Bwana = Herr in Kiswaheli.

Digitized by Google

haftes Gericht, buk Brot, wobei er allerdings das dazu nötige Negerbier, das als Hefe nötig war, stets in mindestens doppelter Menge verbrauchte. Er bereitete Mehl- und Eierspeisen, konnte Fleisch räuchern und Würste herstellen und war mit aller Findigkeit bestrebt, in einer Woche dasselbe Gericht nicht zweimal auf den Tisch zu bringen. Er verstand es auch, mit anderen Eingeborenen gut umzugehen, besorgte auf Wunsch Honig, aber auch irgendeinen ethnographischen Sammelgegenstand, den ich gern besitzen wollte, war reinlich und kam nicht erst mit der Meldung, er brauche Salz für die Küche, wenn er das letzte schon verbraucht hatte.

Ich hatte daher nichts einzuwenden, als er um einen Kochgehilfen einkam; er brachte übrigens gleich einen mit, und zwar einen Mnyakyussabuben vom Nyassanordende, im Alter von etwa zwölf Jahren. Befragt, gab dieser an, er heiße Pesa (Pfennig); ich nahm ihn auf und hatte meine Freude an dem flinken, willigen Kerl, mit dem ich anfangs nur mit Hilfe eines Dolmetschers sprechen konnte, da ich seine Sprache nicht verstand und er das Kiswaheli noch nicht kannte. Nach zweimonatiger Dienstzeit kam er an und bat um Lohnaufbesserung und um eine Namensänderung; das erstere wurde glatt bewilligt. Zum zweiten frug ich nach dem Grund. Da erwiderte er etwas verschämt, er möchte von nun ab Pesambili (Zweipfennig) heißen, es klinge besser. Ich habe ihn aber im Verdacht, daß er durch seine Dienstzeit beim Europäer sich innerlich wertvoller geworden dünkte und dem nun auch äußerlich Ausdruck verleihen wollte. Nach einiger Zeit kam Pesambili mit der Bitte, ihn plätten lernen zu lassen. Mein Boy, der die Wäsche besorgte, wurde gerufen und beauftragt, den strebsamen Jungen in die Geheimnisse des Waschens und Bügelns einzuweihen. Eine Woche war etwa vergangen, Pesambilis Kenntnisse der Swahelisprache waren so weit gediehen, daß ich mich gut mit ihm verständigen konnte. Ich wollte irgendeine Auskunft über seine Heimat haben und rief ihn. Rasch war er da, hockte vor dem Zelt nieder und gab mir in der weitausholenden Art der Neger Antwort auf meine Frage. Etwa zehn Minuten mochte das gedauert haben, als er plötzlich unruhig wurde und auf die Frage, warum

Digitized by Google

er auf einmal davonlaufen wolle, sagte: „Herr, ich plätte gerade und habe das Eisen auf deiner Hose stehen gelassen, vielleicht könnte es ihr schaden.“ Nicht nur die Hose, die durchgebrannt war, sondern auch die Kamelhaardecke, die untergelegt war, waren zu Schaden gekommen. Ich hielt es aber dem Lerneifer des Jungen zugute und fluchte nur innerlich.

Das war aber noch nicht Pesambilis Glanzleistung. Eines Tages bekam ich in der Suppe Leberknödel, die ich sehr schätze. Ich rief also den Koch, belobte ihn, schenkte ihm ein altes Hemd als besondere Auszeichnung und ersuchte ihn, die Leberknödel nach Möglichkeit allwöchentlich einmal auf den Tisch zu bringen. Zufällig hatte ich an einem solchen Tag einen weißen Gast, einen biederen Bayern, der auf Essen und Trinken viel hielt und zu dessen Lieblingsgerichten auch die Leberknödel zählten. Er war eitel Freude und Lob, bald aber überkam ihn ein Ärger, da sein Koch die Herstellung nicht kannte.

Ich bat ihn deshalb, noch einen Tag zu bleiben, und versprach, am nächsten Tag die Leberknödel nochmals machen zu lassen; dabei sollte sein Koch zusehen, um es zu lernen. So geschah es auch; am nächsten Tag, so etwa um elf Uhr, gingen wir zusammen zur Küche, die der Fliegenplage wegen etwa vierzig Schritt von uns entfernt war, um uns von den Fortschritten zu überzeugen. Da saß nun — es war erbärmlich heiß — der kleine Pesambili, nackt, nur einen roten Bindfaden und einen kleinen Schurz um die Lenden gebunden, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt; der ganze Kerl glänzte nur so von Schweiß, daß er funkelte wie poliertes Ebenholz. Neben sich hatte er ein Gefäß mit Teig stehen, langte mit der Hand hinein, griff ein Stück heraus und rollte die Leberknödel — auf seinem verschwitzten Magen rund. Da wandte sich der Gast mit Grausen, ich aber setzte dem Jungen die Schüssel mit dem Teig auf, und die Leberknödel verschwanden vorerst auf lange Zeit von der Speisekarte.

Nach dieser Abschweifung wieder zurück zur Küste und nach Daressalam.

Wenn um fünf Uhr abends die Sonne schon tief steht, dann tummelt sich alles in den Straßen und Anlagen; es ist ein farben-

Digitized by Google

frohes Bild, das dann die Straßen zeigen. Die Europäer in Weiß, Schwarze aller möglichen Völker in ihren Trachten, Inder und Goanesen, stolze Araber in seidenem Turban, dunkelblauem, silberbetreßtem Mantel und mit silberbeschlagenen Jambia[1] im goldgestickten Gürtel, auf schneeweißem Maskathengst; indische Frauen und Mädchen in Hosen, dann wieder Araberfrauen mit Schleier oder Negerinnen mit grellfarbigen Tüchern. Ist die Sonne gesunken, dann lockt uns das rhythmische Dröhnen der Trommeln, dem Negervolk beim Abendtanz, der Ngoma, zuzusehen. Nachtschwalben gaukeln gespenstig um die Palmstämme, ein Feuer beleuchtet die Tänzer mit rotem Widerschein und spiegelt sich zuckend in den Gesichtern und Leibern der dicht im Kreis gedrängten Zuseher. Glühwürmer schwirren überm Gras, und über dem Ganzen liegt rollend und rauschend der taktfeste, nimmermüde Baß der Tanztrommeln, die einige geschulte Pauker fast ohne Unterbrechung mit Hand und Faust und Trommelschlegel schlagen.

[1] Krummer Dolch.

Digitized by Google

Ins Innere

Eines Morgens sind wir am Bahnhof. Die Mittellandbahn, begonnen 1905, erreichte mit etwa 1200 km Länge 1914 den Tanganyikasee bei Kigoma, also die Westgrenze der Kolonie.

Rasch wird das Gepäck, die Ausrüstung für eine mehrmonatige Safari[1], verladen, Karten werden gelöst, und um sieben Uhr früh rollen wir gegen Westen, ins Innere. Rechts und links begleiten uns anfangs ausgedehnte Kokospalmenplantagen, die fast durchweg Eigentum von Europäern sind. Langsam steigt die Strecke höher, Kautschuk- und Baumwollplantagen wechseln mit Wäldern, mit Steppenstreifen. Schwarzgrüne Kandelabereuphorbien sind überwuchert von Schlinggewächs, Dumpalmen stehen hochragend am Steppensaum, manchmal ist flüchtig im Busch eine Eingebornensiedlung zu sehen, oder ferner blauer Rauch zeigt, daß dort im Wald auf einer gerodeten Lichtung ein Negerdorf liegt.

Nun tauchen links der Fahrtrichtung, erst nur verschwommen und undeutlich, hohe Berge auf, die sich zu einem mächtigen Gebirgszug in Nordsüdrichtung zusammenschließen, je näher wir ihnen kommen. Es ist das Ulugurugebirge, an dessen Fuß im Osten und Westen dicht aneinander gelegen sich Plantage an Plantage reiht; ein reiches Land mit reicher Zukunft. Da wird Kautschuk, Sisal und Baumwolle gebaut, im Gebirge sind ertragreiche Glimmerlager. Der rasch aufgeblühte Ort Morogoro gibt Zeugnis vom Reichtum dieses Landstriches sowohl als auch von deutscher Tüchtigkeit und deutschem Unternehmungsgeist.

Weiter nach Westen; die Schienen liegen in weiter Grasebene,

[1] Safari ist ein Lehnwort aus dem Arabischen und bedeutet sowohl Karawane selbst als auch Karawanenreise.

Digitized by Google

der Mkatasteppe. Vom fahrenden Zug aus sieht der neu ins Land gekommene Europäer mit Freude bald ein Rudel Zebras, dann einen Sprung Riedböcke, und zwischen etlichen breitkronigen Schirmbäumen pendeln einige Giraffen mit ihren langen Hälsen hin und her. Sie sind gar nicht scheu, das Rattern des Zuges ist ihnen nichts Neues, und so bleiben sie fest am Fleck, bis wir, kaum zweihundert Schritte von ihnen, vorbeirollen. Die Telegraphenstangen haben hier die Höhe von sieben oder acht Metern. Denn die Giraffen reißen sonst, wenn sie nachts übers Geleise wechseln, mit ihren langen Hälsen die Drähte durch und stören die Leitung. Die Stangen sind übrigens, ebenso wie die Schwellen, auf der ganzen Strecke aus Eisen, und zwar der Termiten wegen. Diese kleinen, weißen, ameisenähnlichen Tierchen würden binnen wenigen Wochen den ganzen Bahnverkehr unmöglich machen, denn nur ganz wenige Hölzer sind vor ihnen sicher. Auch nach anderen, für den Europäer recht wertvollen Dingen tragen sie Verlangen. So hatte ich in meiner Unerfahrenheit im Beginn meiner Afrikazeit in einem Lager, das ich acht Tage bewohnte, ein Paar Stiefel auf die blanke Erde gestellt; nach acht Tagen, als ich sie zur Weiterreise anziehen wollte — es waren grobe, genagelte Schuhe — waren von der Sohle nur noch die Nägel da. Das Leder hatten die Termiten während dieser Zeit aufgefressen. Kleider, Wäsche, Holz, Bücher, Papier sind niemals sicher vor ihnen, wenn sie bei längerem Aufenthalt nicht auf einem hohen Pfahlrost oder auf metallener Unterlage stehen. Um Kastenfüße und die Kästen selbst vor Termiten zu schützen, stellt man, wenn kein Zementboden vorhanden ist, die Füße in leere Konservenbüchsen, in die man etwas Petroleum gießt. Selbst mit Arsenseife präparierte Wilddecken oder Vogelbälge schonen sie nicht, und manche Gegend Ostafrikas ist streckenweise buchstäblich besät mit Termitenhügeln verschiedenster Form, von den kleinen, kaum kindskopfgroßen, pilzförmigen Erdklumpen bis zum sechs und zehn Meter hohen Hügel in Kegelgestalt, wie sie zu Hunderten in den Steppen und Wäldern von Südusipa und Mambwe zum Beispiel heimisch sind. Dort geben sie der Landschaft ein eigenartiges Gepräge.

Wo nach der Mkatasteppe die Berge nahe aneinanderrücken,

Digitized by Google

liegt Kiloſſa. Einſt verrufen durch die vielen Fälle von Schwarzwaſſerfieber, iſt es nunmehr dank der Arbeit deutſcher Ärzte und der Landesverwaltung ſo geſund wie jeder andere Ort der Kolonie, mit Ausnahme einiger weniger Plätze, an denen Malaria überhaupt zu den Seltenheiten gehört.

An Malaria tropica oder tertiana zu erkranken, darauf muß nun einmal jeder gefaßt ſein, der ſich längere Zeit in Oſtafrika aufhalten will. Nur ganz vereinzelte Europäer bleiben bei längerem Verweilen im Land davon verſchont. Übrigens hat gerade Malaria in den letzten Jahren viel von ihrem Schrecken verloren, und Todesfälle ſind eigentlich recht ſelten geworden. Vorausſetzung iſt, daß der Kranke, wenn er ſchon nicht in ärztliche Behandlung kommt, ſo doch ſelbſt die Chininkur gewiſſenhaft nach Vorſchrift durchführt.

Mit dem Austrocknen der Waſſertümpel in der Trockenzeit erliſcht in manchen Gegenden die Malaria raſch und völlig für ſechs bis ſieben, ſelbſt acht Monate, weil dann den Anophelesmücken, die die Paraſiten auf den Menſchen durch den Stich übertragen, die Brutſtätten fehlen. In Überſchwemmungsgebieten, in Ländern mit ſtändig waſſerführenden großen Flüſſen, beſonders wenn deren Ufer verſumpft ſind, wie am Ulanga zum Beiſpiel oder in der Rukwaſenke, läuft jeder Durchreiſende während des ganzen Jahres Gefahr, an Malaria zu erkranken. Er kann ſie aber bekämpfen, ſelbſt bei Infektion dem Ausbruch vorbeugen, indem er jeden vierten Tag ein Gramm Chinin nimmt oder, wenn ihm das nicht gut bekommt, jeden zweiten Tag ein halbes Gramm. Natürlich kann man ſolche Prophylaxe nicht dauernd weiterüben, aber ſelbſt bei einem Aufenthalt von einigen Monaten bleibt ſie völlig ſchadlos.

Ich habe oft gehört und auch einigemal geleſen, daß die Eingebornen immun gegen Malaria werden, nachdem ſie in der Kindheit mehrere Anfälle hatten. Das trifft gewiß nicht zu. Die Neger, die in beſonders verſumpften Gegenden leben, in denen die Anopheles ſich das ganze Jahr hindurch entwickeln können[1], haben, wie ich am Ruaha und im Rukwa ſah, auch unter Malaria zu

[1] Die Larven leben im ſtehenden Waſſer; nur die weiblichen Imagines übertragen Malaria.

Digitized by Google

Abb. 3. Ugogo

leiden; allerdings tritt ſie bei ihnen nicht ſo heftig auf wie bei Gebirgsbewohnern, die von geſunden, wenigſtens zeitweiſe malariafreien Hochländern plötzlich in verſeuchte Länder kommen. Als Folge überſtandener Malaria findet man oft bei kleinen Kindern ſchon bedeutend vergrößerte Milz und Leber. Ein einziger Fall von Schwarzwaſſerfieber iſt mir während eines Jahrzehntes bei einem Neger vorgekommen.

Vielerorts aber fand ich verlaſſene Dörfer; die von dort verzogenen Neger gaben als Grund an, daß ſie an der alten Dorfſtelle zuviel unter Fieber zu leiden gehabt hätten.

Eingeengt zwiſchen Bergen ſteigt der Schienenſtrang weiter hinauf gegen Mgulwe, der Eiſenbahnſtation für das etwa eine Stunde davon gelegene Mpapua, wo Emin Paſcha am 10. November 1889 das damals bis dorthin reichende deutſche Schutzgebiet betrat.

Hier wollen wir, bevor wir weiter nach Tabora reiſen, einmal Land und Leute beſehen. Das Land, an deſſen Oſtrand Mgulwe liegt, heißt Ugogo[1]. Es iſt eine Hochebene, die 800—1000 m ü. M.

[1] Die Bantuſprachen haben Präfixe vor ihren Subſtantiven, die jedes derſelben je nach dem Präfix in eine beſtimmte, ſcharfumgrenzte Begriffsgruppe reihen. Das Präfix für Menſch und Lebeweſen iſt zum Beiſpiel im

Digitized by Google

liegt und einzelne, aber unbedeutende Höhenzüge aufweist. Begrenzt wird es von der ostafrikanischen Bruchstufe. Ugogo ist sehr trocken, die Niederschlagsmenge gering, und in der Trockenzeit müssen die Bewohner mancher Orte ihr Wasser stundenweit holen und können ihr Vieh nur jeden zweiten, ja selbst dritten Tag zur Tränke führen.

Bretteben ist der Boden; im August stehen die Dornbüsche ohne Laub da, hie und da, oft meterweit auseinander, steckt ein Büschel goldgelbes oder rotes, dürres Gras wie ein Pinsel im Boden, der vor Hitze geplatzt ist und handbreite Risse zeigt. Wuchtige, weißgraue Affenbrotbäume, deren Stamm nicht selten so dick ist, daß ihn fünfzehn und mehr Männer nicht umklaftern können, sind im Dornbusch eingestreut. Aus dem klobigen Stamm treten in vier oder fünf Meter Höhe ebensolche, unförmig dicke Äste heraus, dicker wie manche Buche oder Eiche ehrwürdigen Alters in Europa, winden und biegen sich in abenteuerlicher Form und lösen sich, kaum zehn Meter lang, ganz überraschend in lauter kleine Äste und Zweige auf. Das Holz dieses Riesen ist so weich, daß die Neger mit einem Stein oder der Axt Hartholzstäbe in den Stamm treiben können. Sie benutzen diese Stäbe als Leiter, um zu den Höhlungen klettern zu können, die in alten Affenbrotbäumen immer vorhanden sind; dort schlagen mit Vorliebe die Wildbienen ihr Heim auf und müssen, am Abend ausgeräuchert, den Schwarzen den Honig abliefern. Aus dem Bast des Affenbrotbaumes werden hellweiße, sehr feste Taue und Stricke von den Eingebornen gedreht, und aus den hartschaligen Früchten gewinnen sie Schöpfkellen und kleine Gefäße. Der Mehlstaub, der die Fruchtkerne im Innern umgibt, schmeckt säuerlich, ins Trinkwasser getan, bekommt dieses einen erfrischenden Geschmack; ge-

---

Singular „m“ oder „mu“, im Plural „wa“. Der Bewohner Ugogos heißt M-gogo, Mehrzahl Wa-gogo, das Land, das sie bewohnen, U-gogo, die Sprache Ki-gogo. Es gibt außerdem Präfixe für Verkleinerung, Schmähung, Ortsbestimmung, Lebewesen ohne selbständige Handelsfähigkeit, wie zum Beispiel Pflanzen usw., jedes Präfix im Singular und Plural verschieden, außerdem einen Dual und eine dazugehörige Singularvorsilbe, die eben dann eins von zweien bedeutet.

Digitized by Google

gessen werden die Früchte nur in Zeiten äußerster Hungersnot. Der Name Affenbrotbaum ist unglücklich gewählt, denn die Affen, denen ich reife und unreife Früchte vorlegte, lehnten sie mit aller Entschiedenheit ab.

Beim Morgengrauen, das in die kurze Zeit von dreiviertel sechs Uhr bis sechs Uhr fällt, weil dann schon die Sonne über den Horizont schaut, sind wir aufgebrochen und quer durch die Steppe nach Süden gegangen. Ein paar Temben [1] liegen wie rote Riesenkoffer in den abgeernteten Stoppelfeldern; aus ihren Höfen brüllen die Buckelrinder, meckern Ziegen und blöken die Fettschwanzschafe. Dumpf dröhnt das Maisstampfen, das die Frauen in Holzmörsern mit schweren Stempeln besorgen, bis zu uns, und ein Windstoß bringt ein abgerissenes Lied mit, das ein paar Frauen beim Mehlmahlen singen. Eine Spatelracke, nur durch den Stoß von unserer Mandelkrähe verschieden, führt von Baum zu Baum Flugkunststücke auf, und auf einem Termitenhügel lockt ein Frankolinhahn. Gelbbugpapageien schwirren kreischend über uns weg. Die Temben sind hinter uns geblieben, ein schmaler Pfad schlängelt und krümmt sich durch den dichten Dornbusch. An einer Sandstelle spüren wir Hyänen, und bald darauf schreckt im Trockenbett eines Baches ein Buschbock. Die dunkelbraune Decke ist weiß gestreift und getupft, um den Träger ein schwarzes Band, der Nacken haarlos, eine fingerlange Mähne läuft über den Rücken, und das geschraubte Gehörn steht steil zwischen den runden Lauschern. Unverwandt äugt der Bock nach mir, während die hellrote Ricke daneben an einem dürren Schilfbüschel knabbert. Die frische Sonnenbeleuchtung des Morgens, der silbergraue Hintergrund des dichten Flötenakazienbusches, der kastanienbraune Bock und die rote Ricke, goldrotes, dürres Gras dazu als Vordergrund und ein

[1] Tembe nennt man rechteckige Bauten mit fast ebenem Dach, das hergestellt wird, indem über den Trägern und Dachbalken und -sparren erst Ruten oder Schilf gelegt werden, darauf langes Gras und schließlich spannhoch Erde, die festgestampft wird. Solche Temben, die meist im Viereck geschlossen aneinandergestellt werden, schließen einen Hof ein, haben nur einen oder zwei Eingänge und bilden kleine Festungen. Temben baut man zumeist in regenarmen Gegenden; ich kenne sie aus Umbugwe, Unyaturu, Iramba, Ukimbu, Ukonongo, Uhehe, Usfangu, Ugogo.

Digitized by Google

ziegelfarbiger Termitenhügel, zackig und eckig mitten ins Gras hineingestellt, das gibt zusammen ein prächtiges Bild. Ratternd reitet ein Perlhuhn vom nächsten Baum ab; eine hohe Flucht und Bock und Ricke tauchen unter im Dornbusch, der so dicht ist, daß nicht nur der Fuß des Menschen hier nicht eindringen kann, sondern selbst das Auge kaum zehn Schritte hineindringt, weil das Gewirr der Äste, Stämmchen und Zweige verflochten und verwoben ist wie ein bunter Teppich.

Das Trockenbett des Baches ist tief eingeschnitten; fast senkrecht, an manchen Stellen überhängend steigt das Ufer drei bis vier Meter empor; die Wände sind rote Lateriterde, das Bett selbst völlig trocken und nach keiner Seite hin auf Stunden hinaus auch nur ein kleiner Tümpel Wasser. So berichtet mein Führer. Zur Regenzeit aber, wo nach den ersten Güssen die ganze Gegend ein neues Prunkgewand anlegt, so daß sie nicht wiederzuerkennen ist, rauscht hier ein reißender Bach vorbei, fünf Meter breit und drei bis vier Meter tief. Manches Rind, das unvorsichtig übers Ufer trat, hat er schon mitgerissen. Weiter bachaufwärts ist ein Baum so gefällt, daß sein stürzender Wipfel aufs andere Ufer fiel; der dicke Stamm dient während der Regenzeit als Brücke.

Der Affenbrotbaum, der jetzt die kahlen, dicken Äste wie ein verzweifelter Büßer die gerungenen Hände zum wolkenlosen, tiefblauen Himmel hebt, hat zur Regenzeit zuerst handgroße, herrlichste Blüten und hängt sich dann einen dichten Mantel hellgrünen Laubes um. Die trostlos dürre Steppe der Trockenzeit wandelt sich jäh in einen farbenbunten Teppich, blaue, weiße, gelbe und rote Blumen sind hineingewoben, das Gras schießt büschelweise empor und wird weit über mannshoch. Azaleenbüsche blühen prangend am Buschsaum, ein zartes Grün liegt wie ein Hauch über den langstacheligen Flötenakazien. Die Rinder werden wieder rund und fett, und das Wild steht weit verstreut durch Wald und Steppe und ist nicht mehr an die weit voneinander entfernten Wassertümpel gebunden. Wo auf der abflußlosen Scholle in der Trockenzeit eine dichte Salzschicht lag, da steht nun ein weitgedehnter knie- und fußtiefer See, der zu dieser Zeit nach Osten abfließt. Welse tummeln sich im Wasser der Bäche, und im Über-

Digitized by Google

schwemmungsgebiet jagt die bis zwei Meter lange Waranechse nach Fischen dort, wo wenige Wochen vorher unter den Läufen flüchtiger Strauße der trockene Boden aufstaubte. Für den, der Freude an bunten Farben und am Wechsel der Gestalten hat, für den ist auch später die Trockenzeit nicht mehr trostlos und öde. Ich habe Urwald und Steppe, Trockenzeit und den viermonatigen Jahresregen gleich liebgewonnen, habe von jedem Licht- und Schattenseiten genossen, und nun, in der Zeit der Sehnsucht, wieder hinzukönnen, bleiben in der Erinnerung fast nur die Schönheiten, während Strapazen und Mühsal rasch vergessen sind.

Durch einen Wald niedriger Bäume, an deren Ästen nur sonnverwelktes, trockenes Laub spärlich hängt, deren Stämme durch den jährlichen Brand und Wildverbiß knorrig und mißgestaltet sind, kommen wir auf eine weite Rodung, in deren Mitte eine große, im Viereck völlig geschlossene Tembe liegt. Auf dem nahezu ebenen, mit festgestampfter Erde gedeckten Dach stehen große Schachteln, aus Baumrinde genäht; manche davon hat einen Meter im Durchmesser. Wie Schornsteine sehen sie von weitem aus; es sind Getreidebehälter, Speicherschachteln, in denen der Mais am Kolben, der Hirse an der Rispe oder getrocknete, in Scheiben geschnittene Süßkartoffeln und Bohnen in Schoten aufbewahrt werden. In der Hütte selbst würden sie von Käfern und von Ratten, deren Zahl ungeheuer ist, zu sehr Schaden leiden.

Unser Pfad windet sich durch die Stoppelfelder, auf denen Ziegen naschen, während die Rinder draußen am Buschrand auf die Weide gehen, dem Dorf zu; denn diese Tembe ist ein ganzes Dorf, an zwanzig Familien leben da nebeneinander. Vor der Tembe, rechts vom Eingang wachsen einige Tabakpflanzen und ein Hanfstrauch. Vor der Tür, auf einer Rinderhaut hingestreckt, pflegt ein Greis der Ruhe. Baststreifen liegen neben ihm, auch fertige Schnüre und ein in Arbeit befindliches Netz. Es nimmt später einen dicken Flaschenkürbis auf. Zwei solcher Kürbisse, je einer vorn und hinten, werden an der leichten Rippe einer Raphiapalme von einem Mann über die Schulter gehängt, der damit das Wasser von dem drei Stunden entfernten Wasserloch holt, denn in diesem Jahr sind beide Pfützen, die sonst das Dorf versorgten, völlig versiegt.

Digitized by Google

Wir treten nun, vom Alten geführt, in den Hof. Ringsherum ziehen sich die Baraza[1], in der Hofmitte ist ein umzäunter Platz, auf dem zwischen einigen früchteschweren Papayobäumen[2] Tabak gepflanzt wird. Bald kommt der Siedlungsvorstand und bringt die Gastgabe, einen Topf Milch und eine grasgeflochtene Schüssel mit Erdnüssen. Ein paar neugierige Frauen und eine kleine Schar dickbäuchiger Kinder hocken um uns herum. Ein Backschisch, das der Jumbe als Gegengeschenk erhält, löst ihm rasch die Zunge, und ein paar Zigaretten tun das ihrige, ihn gesprächig zu machen. Allerlei aus der Zeit der letzten fünfzig Jahre erzählt er, und manchen Einblick in die Sitten seiner Stammesgenossen kann ich tun. Weit bis ins Herz Ugogos waren vor Jahrzehnten oft die Horden der Masai eingefallen, hatten Vieh geraubt, die Besitzer niedergespeert. Die Wagogo hatten dann, um bei ihren Nachbarn Vieh zu rauben und dabei den gleichen Schrecken zu verbreiten wie die Masai, deren Bewaffnung und Schmuck, sogar Haartracht zum Teil nachgeahmt und sich so den Namen Masaiaffen geholt. Sie waren übrigens selbst ein freches und räuberisches Gesindel, und noch vor zwanzig Jahren forderten sie von durchreisenden Karawanen Hongo, den Durchzugszoll. Wurde der nicht gezahlt, dann gab es keine Verpflegung, sondern nur ständige Beunruhigung, und wehe dem Träger, der allein, matt und müde vom langen Marsch oder krank zurückblieb; er wurde erschlagen, seiner Last beraubt, und keine Kunde kam davon zu seinem Auftraggeber oder seinen Verwandten. Die deutsche Herrschaft hat darin bald Wandel geschaffen; heute kann jeder Neger mit seiner Last, unbewaffnet und ohne Sorge kreuz und quer durch Ugogo ziehen, denn er ist wie jeder andere Neger ein Mtoto wa serkal, ein Kind der Regierung, wie mir der Jumbe sagt. Jetzt ist's schöner, sagen die Jungen, aber der weißhaarige Alte, der uns in den Tembenhof führte, ist anderer Meinung; er schüttelt den Kopf und läßt es sich nicht nehmen, daß es in seiner Jugend besser war. Also hatte auch Afrika seine gute alte Zeit.

Die gegenseitigen Viehräubereien haben aufgehört, die Wagogo

[1] Baraza, offener, gedeckter Vorraum des Hauses, Veranda.

[2] Baummelone.

Digitized by Google

von heute bauen emsig ihr Getreide, und zwar Mais, Hirse in mehreren Sorten und vereinzelt auch Eleusine; Bohnen und Erdnüsse gibt es in jeder Siedlung. Ihr Stolz, ihr Hauptbesitz aber ist das Vieh: Buckelrinder, deren Kühe allerdings wie das Eingeborenenvieh in Ostafrika überhaupt nur wenig Milch (eineinhalb bis zwei Liter im Tag) und diese nur so lange geben, wie sie ein saugendes Kalb haben; ferner Ziegen und Fettschwanzschafe, sowie zahlreiche Haushühner, eine hochbeinige Art, deren Eier bedeutend kleiner sind als die der europäischen Landhühner, so daß sie in einem gewöhnlichen Eierbecher fast verschwinden. Durch Schütteln in einem aufgehangenen Flaschenkürbis wird aus der überflüssigen Milch Butter und aus dieser durch Kochen Rinderschmalz gewonnen, das teils zum Essen, teils mit roter Erde gemischt zum Einsalben des ganzen Körpers dient. Gekochte Milch wird nur als Arznei von Kranken genommen, der Gesunde genießt nur rohe, zumeist gestockte Milch, die durch das Ausräuchern der Gefäße einen scharfen, bitteren Beigeschmack bekommt. In besonders wasserarmen Zeiten reinigen die Wagogo ihre Milchgeschirre ausnahmsweise auch einmal mit Rinderurin. Am besten tut der reisende Europäer deshalb wohl, wenn er Milch von den Wagogo bezieht, diesen seine eigenen Töpfe zu senden.

Dadurch, daß die Wagogo mit Vorliebe ihre Haare zu kleinen Büscheln zusammenfassen und diese mit roter Erde zusammenkleben, sehen ihre Köpfe von oben besehen manchmal wie große Föhrenzapfen aus. Die Männer tragen in den Ohren oft große Holzpflöcke. Schon dem Knaben wird das Ohrläppchen durchbohrt, dann das Loch immer weiter ausgedehnt, indem man zuerst einen Grashalm, später einen Rohrstengel und dann immer dickere Holzstücke durchsteckt, bis die Öffnung groß genug ist, um einen Holzzylinder von manchmal 6 cm Durchmesser und 10 cm Länge aufzunehmen. Als Schmuck werden von den Männern nur einige große Glasperlen an einer Lederschnur, von den Frauen Perlketten von kleineren Perlen, manchmal zehn und mehr Schnüre, um den Hals getragen. Messing- und Kupferringe um den Unterarm, von den Frauen spiralig aufgewunden, sehen auf der dunklen Haut recht gut aus. Die dunkle Hautfarbe der Eingeborenen hat

Digitized by Google

mir stets gut gefallen, und während ein nackter weißer Körper, wenn nicht anstößig, so doch unangenehm auffällt, erscheinen die Neger, besonders bei der Beleuchtung des Lagerfeuers oder bei Mondlicht oftmals wie Bronzestatuen. In der Nähe besehen, ist die Haut des Negers zumeist weich wie Samt und geschmeidig. Er erreicht das durch die Pflege, die er durch Massieren und Salben an ihr übt, und wohl nicht zum geringsten Teil auch dadurch, daß die Haut ohne hemmende Kleidung ständig der Luft und dem Licht ausgesetzt wird. Auch das vielbewunderte Negergebiß ist gewiß nur eine Folge der gesunden Zahnpflege und der nicht überkultivierten Nahrung. Gerade in der Zahn- und Mundpflege kann so mancher Europäer vom Neger noch lernen. Jeder Schwarze spült sich nicht nur die Hände vor der Mahlzeit, sondern vor und nach jedem Essen den Mund, und schon die kleinen Kinder werden dazu angehalten.

Mittag ist nahe, und wir brechen auf. Ohne Weg, quer durch Wald, Busch und Steppe bringt uns der Führer zurück. Auf halbem Weg etwa, am Rand eines abgebrannten Steppenstreifens, werden für wenige Augenblicke einige massige Elenantilopen sichtbar, verhoffen und trollen dann rasch ins Holz. Der kleine Tagesmarsch war nur ein Vorgeschmack künftiger Safarifreuden: das Zelt als Haus zu haben, täglich Neues zu sehen, sei es an Menschen, sei es an Tieren, vom riesigen Elefanten beginnend bis zur schutzgefärbten Stabheuschrecke, sei es an Pflanzen oder Steinen. Alles dies spricht Tag für Tag zu mir, und manchmal ist es mir, als ob ich die Rede vom Werden und Vergehen verstehen könnte, manchmal sehe ich die Worte wohl, kann aber den Sinn und Zweck nicht fassen; das einfachste Ereignis wird oft zum schwer zu lösenden Rätsel, frage ich nach dem Warum des Geschehens. Ein paar gute Bücher als gute Freunde und Begleiter, treue Boys und Träger, auf die ich mich verlassen kann, ein gutes Gewehr, um dem Weidwerk in der Freizeit obzuliegen, und am Grunde einer Lastenkiste ein paar Flaschen mit edlem Tropfen, um zu feiern, wenn die Europapost mich nach Wochen und Monaten im Pori erreicht, was brauche ich denn mehr, um zufrieden zu sein. Und der Zufriedene hat das Glück schon in der Tasche.

Digitized by Google

Nach einigen Tagen trägt mich die Bahn weiter. Sie ging damals nicht weit über Dodoma hinaus. Hohe Granitblöcke liegen auf den Gipfeln der Hügel, weite Grassteppen wechseln mit Miombowäldern und dickem Busch. Wild in Mengen überall, auch die Kleintierwelt ist ungemein reich: Schlangen, Eidechsen, Frösche, Kröten, Käfer, bunte Falter, Fliegen, Schnecken und Würmer. Jeder Tag bringt Neues zum Schauen.

Ein Materialzug der Bahnbaufirma Ph. Holzmann & Cie. bringt mich noch ein Stück weiter, dann nehmen willige Träger an der Gleisspitze meine Lasten, und im Safaritempo geht es Tabora entgegen. Jeden Tag tragen meine Neger die sechzig Pfund schweren Lasten etwa 20 bis 25 km weiter, bis endlich der Aufseher abends jubelt „Keschо Tabora!“, „Morgen Tabora!“

Digitized by Google

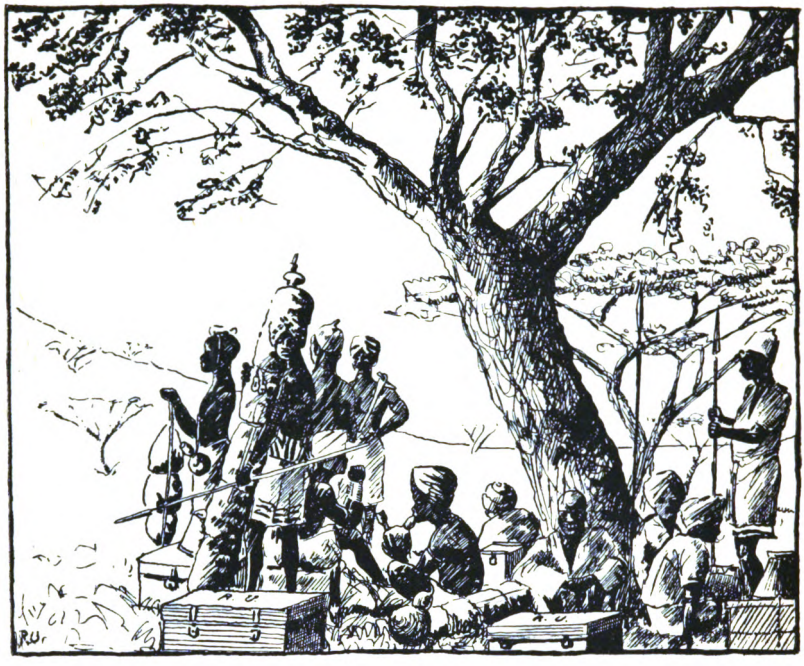


Abb. 4. Raſt auf Safari

Von Tabora zum Ugala

Tabora — ein Wort, das ſeine Zauberwirkung auf Safari nie einbüßt. Wenn in der Regenzeit Tag für Tag die Regenſchauer niederpraſſeln, die Wege in der Steppe knietief unter Waſſer ſtehen und der Fuß der Träger im Schlamm und Schlick faſt ſtecken bleibt, wenn jeder Pfad im Bergland zu einem talwärts eilenden Bächlein wird und die Trockenbette der Flüſſe ſich plötzlich füllen, der Strom die bindenden Ufer ſprengt und breit, trüb und wirbelnd ſeine Waſſermaſſen wälzt, oder wenn in der Trockenzeit die blätterloſen Miombobäume keinen Schatten geben, der Boden glüht unter der ſenkrechten Sonne, daß ſelbſt die unempfindliche Sohle des ſchwarzen Trägers die Sandale benötigt und der vom Wind aufgewirbelte rote Lateritſtaub als dicke Schicht am erhitzten Körper

Digitized by Google

klebt, wenn nach anstrengendem Marsch ohne Wasser, bei manchmal knapper Verpflegung die Träger abends müd neben dem Lagerfeuer sich hinwerfen und selbst die Tanzngoma im nahen Dorf sie nicht zur Heiterkeit und Freude bringt, dann ist Tabora das Zauberwort. Auf dem Marsch recken sich die Leiber, wenn es der Aufseher ausspricht, im Lager leuchten die Augen, wenn es heißt Tabora karibu — Tabora ist nicht mehr weit.

Zwischen niederen, weit auseinander liegenden Hügeln, deren jeder eine Krone aus schweren Granitblöcken trägt, liegt weitgedehnt und behäbig breit das Dorado der Neger Innerostafrikas, die Stadt Tabora. Alles, was sich ein Negerherz ersehnt, gibt es da: auf dem Markt Chakula killa namna — Verpflegung aller Art, das wichtigste im Leben des Negers, ferner Wanawake wazuri — schöne Frauen —, was gleich nach dem Essen am höchsten im Kurs steht, und — wenn man von Safari kommt, auch Mapesa mengi — viele Heller, die man auf dem Weg im Pori nicht verausgaben konnte. Pombe (Negerbier) geht auf dem Markt nie aus; in den Straßen um den weiten Marktplatz, auf dem Fleisch, Mehl, Reis, Süßkartoffeln, Mais, Hirse, Trockenfische, Gemüse, Bohnen, Negerbier, Früchte aller Art feilgeboten und gehandelt werden, in den Straßen, die da münden, steht eine indische oder arabische Duka (Kaufhaus) neben der anderen. Und besonders die Inder sind es, die ihr Geschäft verstehen. Mit sicherer Menschenkenntnis weiß der Inder den Träger, der tags zuvor von mehrmonatiger Safari ankam, zu erkennen. „Bwana“ — „Herr“, ruft er ihn, der auf der Straße am offenen Laden vorbeigeht, an, und der Mschenzi, der Buschneger aus dem Innern, fühlt sich sofort geehrt und geschmeichelt. „Brauchst du nichts? Ganz neue Stoffe, Vitambi und Vikoy, billig, so billig wie an der Küste in Daressalam, sind hier; oder Kangatücher für deine Bibi.“ Und der Neger widersteht nicht länger, geht zum Laden in der Absicht einen Kikoystoff zu kaufen. Immer mehr häuft der Inder vor ihm auf, schmeichelt und kriecht vor dem „Bwana“, und wenn jener den Laden endlich verläßt, hat er ihm für den sauer verdienten Trägerlohn einen alten, buntfarbigen Blechkoffer, ein paar Stoffe, einen Emailteller und einen Regenschirm aufgeschwatzt, zumeist noch zu unverschämt hohem Preis. Der Träger

Digitized by Google

verpackt seinen wertvollen Besitz, bindet den neuen Kikoy um die Hüften und wandert weiter, dem Markt zu. Noch ein- oder zweimal bleibt er irgendwo bei einem indischen Händler stehen, läßt sich eine Sturmlaterne und eine Flasche Petroleum aufhängen, Kupfer- oder Messingdraht oder eine Kette blauweißer Glasperlen.

„Mwanandege — he", „du Mwanandege!" ruft ihn nun jemand. Ein Dorfgenosse ist's aus der Heimat in Ukonongo unten, und es geht sofort an ein langes gegenseitiges Fragen und Berichten. Da dies im Stehen oder gar Gehen zu anstrengend wäre, hocken die beiden Bekannten nieder. Dann begibt man sich gemeinsam zum Markt. Dort treffen sie noch ein paar Stammesgenossen, einer kauft beim nächsten Händler Schnupftabak ein, der, damit er schärfer wirke, noch mit natronhaltigem Steppensalz gemischt wird. Der Käufer legt einen Kupferheller hin, der Händler häuft darauf einen Schnupftabakkegel — das ist das Maß; zehnmal aufgehäuft, also zehn Heller. Jeder der Genossen schnupft nun, gemeinsam wird etwas Verpflegung eingehandelt, und die Frau des einen geht damit nach Haus zur Hütte des Gastfreundes, eines Stammesangehörigen, der seit Jahren in Tabora lebt und wohnt.

Die Männer schlendern weiter, ein paarmal über den Marktplatz kreuz und quer, bis sie am Pombestand landen. Mwanandege hat noch einige Silberrupien erspart; davon opfert er jetzt zwei und erwirbt einen mächtigen, kugelrunden Biertopf, der gemeinsam am Vormittag noch geleert wird.

Tabora ni Tabora — Tabora ist Tabora. Es ist dem Neger der Begriff des Paradieses, ist ihm das, was dem alten Österreicher Wien, was dem Bayer München bedeutet.

Unyanyembe, „Land der Feldhacke" heißt die Landschaft um Tabora, und sie verdient den Namen vollauf; denn der in der Fläche eigentlich nicht große Landstrich bringt die Verpflegung mit Felderträgnissen für das Land selbst, für die Siedlung Tabora und für eine halbe Million Fremder auf, die durchschnittlich im Jahr hier als Träger durchkommen. Wohl kommt so manche Last Erdnüsse oder Mehl von weiter her, von Kiwere zum Beispiel, oder vom Ugala herauf Trockenfisch, doch verschwindet dies ganz unter der Menge, die das Land Unyanyembe selbst hervorbringt.

Digitized by Google

Vom Süden des Ukereweſees bis hinab an den Nord- und Weſtrand des Rukwagrabens, nach Oſten bis an die Bruchſtufe des Ruahatales dehnt ſich ein weites, ziemlich flaches Hochland — Unyamweſi, mehr als 1000 m über dem Meeresſpiegel gelegen. Grasſteppen, Miombowälder, hie und da Dornbuſch wechſeln miteinander ab, und der Hochebene ſind niedrige, meiſt kegelförmige Hügel aufgeſetzt, die als Abſchluß oben gewaltige Granitblöcke, manchmal wirr durcheinandergeworfen, manchmal wie Mauerquadern aufeinandergetürmt, tragen. Sie geben der Landſchaft ein eigenes Gepräge. In den Steppen leben Strauße, Zebras, Gnus, Antilopen aller Art oft in großen, nach Hunderten zählenden Herden. In kleinen Scharen ſind dort die zierlichen Thomſongazellen zu Haus, der ſteife Marabu ſtolziert am Bach entlang; Sattelſtorch und Nimmerſatt, Ibis, Enten und Gänſe und ſchneeweiße Reiher leiſten ihm Geſellſchaft. In den Miombowäldern kommen ſelbſt bis in unmittelbare Nähe Taboras Giraffen vor, zur Regenzeit wechſeln vom Ugala herauf die Elefanten im Süden bis wenige Stunden vor die menſchenreiche Siedlung. Der Löwe und Leopard holen oft des Nachts aus den Viehbomen der Watuſſi ihren Zehnten, und am Marktplatz traf ich einmal mitternachts zwei Hyänen bei den verſchloſſenen Fleiſcherſtänden.

Die Bewohner Unyamweſis, die Wanyamweſi, ſind in der ganzen Kolonie berühmt und geſchätzt als die Träger *κατ' ἐξοχήν*. Seit die Araber von der Küſte aus vordrangen und Tabora zu dem Haupthandelsplatz machten, der es jetzt iſt, tragen die Wanyamweſi Laſten zum Meer und kehren, neubeladen an der Küſte, nach Monaten wieder heim. Ja, ich möchte ſagen, ein Mnyamweſi, der nicht mindeſtens einmal nach Bagamoyo, dem früheren Haupthafen der Oſtküſte, der erſt nach dem Aufblühen Daresſalams unter deutſcher Herrſchaft zu ſeiner jetzigen Bedeutungsloſigkeit zurückſank, gekommen war, galt nicht als vollwertig. Schon mit zwölf und vierzehn Jahren begann mancher ſeine Trägerlaufbahn; er zog mit dem Vater oder älteren Bruder, eine geringe Laſt tragend, erwarb etwas, kehrte dann heim und diente, nachdem er die Regenzeit über zu Haus bei Feldbeſtellung und Ernte geholfen hatte, im Jahr darauf wiederum als Träger. Einen weißhaarigen Greis traf ich einſt bei Kilima-

Digitized by Google

tinde, langsamen Schrittes eine Last hertragend, der mir versicherte, das sei noch lange nicht seine letzte Reise.

Besser als eine langatmige Beschreibung und Zerpflückung der Trägereigenschaften und des Trägerlebens zeigen wohl ein paar kurze Schilderungen den Träger und sein Innenleben.

Unter einem der riesigen, immergrünen Mangobäume, die westlich vom Rusitahügel mit ihren kugeligen dichten Kronen Schatten spenden, steht mein Zelt. Mein Boy und mein Koch haben unterm Nachbarbaum sich häuslich eingerichtet, und dort prasselt's in der Pfanne, die auf drei Steinen als der einfachsten Herdstelle etwas unsicher steht. Der Aufseher ist auf den Markt gegangen, um einige neue Träger anzuwerben; die alten begleiten ihn dabei, denn einmal ist im Lager gerade nichts zu tun, Brennholz und Wasser ist genügend vorhanden, und zweitens zieht und lockt der Markt mit seinen Genüssen, auch wenn die Rupien schon verschwunden sind und sich nur noch ein paar Nickel oder Kupferpesa im Ledertäschchen befinden.

Gegen Mittag kommen sie alle wieder, mit ihnen noch sechs neue, kräftige Burschen, muskulöse Männer mit breiten, ehrlichen Gesichtern, typische Wanyamwesi, denen man in Benehmen und Aussehen sofort die Berufsträger ansieht.

Nun treten die neuen, heute geworbenen Leute mit dem Aufseher näher, die alten setzen sich erwartungsvoll im Halbkreis hinter ihnen nieder, denn jetzt kommt das Schauri. Schauri? höre ich den Leser fragen. Und ich nicke ihm wichtig zu und bekräftige nochmals, das Schauri kommt. Das ist nach Veltens Wörterbuch ein vielbedeutsames Wort. Es heißt: Gerichtsverhandlung, und danach wird der Richter Bwana schauri benannt; Beratung, Rat, Besprechung, Verhandlung, Erörterung, Absicht, Plan, Vorhaben, Meinung, Beschluß, Äußerung, Vorschlag. Es ist neben Chakula, Bibi, Pesa und Pombe[1] das wichtigste im Negerleben. Wenn zwei oder mehr Neger zusammen sind und man fragt als Europäer und Neuling: „Was machen diese da?", so kommt bombensicher die Antwort: „Wanafanya schauri"—„sie machen ein Schauri." Und

[1] Essen, Frauen, Geld und Bier.

Digitized by Google

das verlangen sie nun auch vom Weißen. Die Lohn- und Verpflegungsfragen, Marschrichtung und Marschdauer, Ziel der Safari und — und das nicht zuletzt — die persönlichen Eigenschaften des weißen Herrn sind den Neugeworbenen vom Aufseher bereits haarklein vorgesagt worden. Sie wissen alles schon ganz genau. Aber wie zur ordnungsmäßigen Rechnung der Stempel gehört, so gehört als unerläßliche Beigabe zur Neueinstellung noch das Schauri mit dem Weißen. Wer das unterlassen würde, der hat viel Zuneigung und Vertrauen damit zerstört.

Also lasse ich Kitebo, meinen hünenhaften Aufseher, beginnen. Da er etwas mehr Bier auf dem Markt genossen hat, als ihm gut tut, spricht er nicht in seinem schweren, wuchtigen Kinyamwesidialekt, der in Form und Laut ein genaues Ebenbild der biederen, etwas schwerfälligen und kräftigen Wanyamwesi ist, sondern in Kiswaheli.

„Tumekwenda, tumekwenda, tumekwenda bwana-we, bassi; — tumefika sokoni" — „wir gingen und gingen und gingen, Herr, da war's genug, wir kamen am Markt an." Nun wird in epischer Breite jede Kleinigkeit erzählt, die Kitebo oder seinen Begleitern bemerkenswert erschien. Dazu nicken die Träger, indem sie, des Ernstes des Schauri eingedenk bestätigend, zeitweise, wenn Kitebo eine Pause macht, ein „ewallah" hören lassen. Eine Rupie hat Kitebo in Pombe angelegt, weil das so üblich sei beim Anwerben, wie er meint, zwei Rupien jedem Geworbenen Handgeld gegeben.

Nun frage ich nach den Namen der Neuen. Der erste nennt sich Baruti — Pulver, der zweite Pandakilima — Bergsteiger, und als der dritte an die Reihe kommt, hat er noch nicht überlegt, wie er sich nennen soll; denn die wirklichen Namen, bei denen Vater und Mutter oder Dorfgenossen sie rufen, die verschweigen sie vorerst einmal. Sie glauben wohl, daß ein Stück Seelenstoff mit dem Namen verbunden ist und daß der, der den Namen weiß, ihm in irgendwelcher Zauberhandlung schaden könnte. Nun gar erst, wenn der Name zu Papier gebracht werden soll, wo doch das Papier an und für sich etwas Verdächtiges an sich hat. So werden papierene Steuerzettel ausgegeben, die Vorladung zum Schauri beim Richter kommt auf Papier, und die Weißen lesen

Digitized by Google

und schreiben darauf einander auf viele Tagereisen. Im Innern ist Papier also etwas Gefährliches; der Besitzer eines Papieres erfreut sich aber eines gewissen Ansehens. So geht ein Träger mit seinem Reiseschein wochenlang durchs Land, jeder Jumbe beherbergt ihn; ana cheti — er hat ein Papier. Ein Küstenjunge, der einem meiner Bekannten einmal davonlief, reiste als „Amtsperson" von Kigoma am Tanganyka bis nach Lindi im Süden der Kolonie, drei Monate lang überall gastlich bei den Negern im Innern aufgenommen und ohne einen Pfennig Geld; sein Dokument war — der Kopf der „Münchner Neuesten Nachrichten".

Nach fünf Minuten Überlegen bekam ich die neuen Namen zu hören; sie klangen nicht so unwahrscheinlich, aber nach drei Monaten, als ich durch das Heimatdorf der Leute kam, erfuhr ich die wahren endlich. Da war übrigens unsere gegenseitige Bekanntschaft schon so weit gediehen, daß die Schwarzen nun nicht mehr fürchteten, ich könnte sie verzaubern.

Nun wurden die Lasten zugeteilt; jede genau sechzig Pfund schwer. Da war als erste die Bücherkiste, etwas kleiner als die übrigen, darum stürzten sofort fünf darauf zu und jeder wollte sie als *seine* Last erklären. Ich entschied, und nun erst hob sie der Beglückte. Da wollte er sie rasch mit dem Sonnensegel vertauschen, das weicher auf Scheitel oder Schulter aufliegt. Nach einstündigem Schauri, in dessen Verlauf nur unnütze Fragen gestellt wurden, die aber mit allem Ernst beantwortet sein wollen, war die Lastenzuteilung vorüber. Alles erhob sich, nahm rukhsa kwenda sokoni — Erlaubnis zum Markt zu gehen, und mein Zelt stand wieder verlassen und einsam unterm Mangobaum.

Einige Tage später herrscht reges Leben im Lager schon vor Sonnenaufgang. Um die verlöschenden Lagerfeuer stehen die Träger und verschnüren ihre Lasten. Jeder hat seine Schlafmatte gerollt, der eine einen Rührlöffel fürs Breikochen in die Rolle mitgewickelt, der andere bindet achtsam seine Sese, ein einsaitiges Musikinstrument, bestehend aus einem hübsch geschnitzten Holzsteg und einem halbierten Flaschenkürbis als Tonverstärker, an die Kiste an, die er tragen wird. Ein dritter hat ein gewaltiges Bündel zusammengepackt, denn auf unserer Safari kommen wir durch seine Heimat,

Digitized by Google

und dort will er seinen Frauen und Verwandten Geschenke machen; ein Ndugu — Bruder, Verwandter —, noch ein Bub von ungefähr zwölf Jahren, begleitet ihn dorthin und trägt ihm diese Privatlast.

Mein Koch hat inzwischen ein paar Eier in die Pfanne geschlagen und Tee gekocht. Während ich frühstücke, wird das Zelt umgelegt, kunstgerecht zusammengerollt und gibt nun drei Lasten ab: Sonnensegel mit der Hälfte des Gestänges, Zelt mit Zeltteppich und dem Rest der Stangen, Feldbett mit Matratze und Moskitonetz. In einer weiteren Last sind Klapptisch, Stuhl und Langstuhl beisammen, eine Kiste enthält das Kochgeschirr; zwei Eimer, Lampen, Petroleum, Munition u. dgl. geben ein paar weitere Lasten, das meiste davon ist in der Sanduku — der Petroleumkiste, wie sie von amerikanischen Handelshäusern geliefert wird, untergebracht. Ein paar wasserdichte Blechkoffer enthalten Wäsche, Kleider, Schreibmaterial und ähnliche Dinge, die man ungern nur einem längeren Regen aussetzen will.

Außer einigen Dosen Gemüse und kondensierter Milch, die ich in Ukonongo, wo der Tsetsefliege wegen kein Haustier gehalten werden kann, verbrauchen will, führe ich keine Konserven mit. Wildbret ist mir lieber als Büchsenfleisch, und mein Koch macht mir aus Feldfrüchten ein schmackhaftes und nahrhaftes Essen zurecht. Beides hat den Vorteil der Billigkeit noch obendrein.

„Pitagi, wagoscha!“, „Marschiert, Kameraden!“ Kitebo sucht noch flink im Lagerplatz nach allenfalls vergessenen Äxten oder Kochtöpfen, dann setzt sich die Karawane von drei Boys, dem Koch, dem Aufseher und sechzehn Trägern in Bewegung. Und zwar im Gänsemarsch, denn der schmale Weg erlaubt kein Nebeneinandergehen. Die Neger sind diese Marschordnung so gewöhnt, daß sie, zum Nebeneinandergehen aufgefordert, bald in dickem Klumpen marschieren und einander behindern.

In den Mangobäumen des Lagers hängt noch wie ein zerfetzter Schleier der feine blaue Rauch der verglimmenden Lagerfeuer, in den Tusihütten am Hang drüben brüllen die Kühe nach ihren Kälbern und kläfft ein mißtrauischer Köter zu uns herüber.

Durch Tabora marschieren wir im ersten Morgenlicht; noch sind die meisten Hütten verschlossen, ein paar verschlafene Neger schauen

Digitized by Google

über die Umzäunung ihres Hofes; selbst am Markt ist noch Ruhe, nur von der Polizeiboma hinter dem Hotel Gerlach her klingt herrisch und scharf betont das Kommandowort des schwarzen Shauſches (Unteroffiziers), der dort auf der Wiese seine Rekruten einübt.

Nach Süden geht's. Von Osten her grüßt uns noch von einem Hügel die Boma[1]. Schlag sechs Uhr geht die Flagge hoch, und silberhell schmettert der Mabruk, der schwarze Spielmann, sein Signal hinaus in den werdenden Tag. Im Dorf der Sultanin Kalunde ist kurze Rast; alles sieht noch einmal nach Tabora zurück, und dann schluckt uns das Pori. Pori, das ist die baumbewachsene Wildnis im Gegensatz zu Schamba (Kulturland) und Buga (Grassteppe). Pori heißt aber auch Wildnis, Urland, im Gegensatz zu Gegenden, in denen Europäer geschlossen siedeln, wie im Kilimandscharo- und im Merugebiet, in Tabora, Mwanza usw., oder besonders im Gegensatz zur Küste und zur Bahnstrecke.

Porini, in dem Urland, auf jungfräulichem Boden, der noch nicht verdorben ist durch schädliche Ziviliſationsformen, trifft man die Neger noch in ihrer Ursprünglichkeit, denn sie halten zäh am Altüberlieferten fest, und nur langsam haben sie sich und ihre Sitten dort geändert, wo Araber und Inder seit Jahrhunderten unter ihnen wohnen und seit knapp fünfzig Jahren der Weiße mit ihnen in ständiger Berührung ist. Wer über den Neger und seinen Charakter urteilen, wer über Negerpsychologie reden will, der muß ihn in seiner Heimat, fernab von fremdem Einfluß aufsuchen, muß vor allem seine Sprache lernen. Da genügt nicht das Kiswaheli, die „Lingua franka" Ostafrikas, die im Innern gerade noch ausreicht, um Verpflegung zu besorgen und Erkundungen über Marschrichtung und Entfernung in Tagereisen einzuziehen. Nur der, der die Sprache des Stammes, unter dem er lebt, in ihren kleinsten Feinheiten völlig beherrscht, und jede Bantusprache hat deren viele, kann sich das Zutrauen der Eingeborenen so weit sichern, daß sie zu ihm von ihrer Religion, von ihren alten Gebräuchen, Opfern usw. offen sprechen. Allerdings tut es die Sprache nicht allein; wer es aber in Europa schon verstand, mit allen Be-

[1] Festung; Bezirksamt in diesem Fall; sonst bedeutet Boma noch Verhau, Rinderkral, gegen Überfall geschützter Platz.

Digitized by Google

völkerungskreisen gut umzugehen, wird es auch bald mit dem Neger können. Der Maßstab Europas und unser Sittenkodex darf bei der Beurteilung des Negers natürlich nicht zugrunde gelegt werden, denn seine Lebensbedingungen sind jetzt noch ganz andere und waren vor kaum einem halben Jahrhundert noch viel weiter von unseren entfernt. Der Boden, der sie zeugt, macht Menschen, wie er sie benötigt und wie sie zu ihm passen, ja jeder Landstrich hat seine Eigenart, die gerade bei ihm zu finden ist. Äußerlich schon fühlbar wird dies in der Sprache; das abgeschliffene Kiswaheli, vereinfacht in den Sprachformen gegenüber den an Formen ungleich reicheren Inlandssprachen der Bantuvölker, mit den zahlreichen Fremdworten von arabischer, indischer, persischer, portugiesischer (Vasco da Gama kam als erster Weißer an die Ostküste), deutscher und englischer Herkunft, paßt genau so zu dem leichtbeweglichen Küstenmischvolk wie das schwere, wuchtige Kinyamwesi zu den kraftstrotzenden Trägern, die in langsamgleichem Schritt Tag für Tag ihre Dreißig-Kilo-Last auf Kopf oder Schulter durchs Land tragen. Anders klingt die Sprache des Ackerbauers als die des Viehzüchters, anders die des seßhaften Bantubauern als die des nomadisierenden Viehdiebes, des hamitischen Masai.

Mittags machen wir halt; unter einem schattenspendenden Baum wird das Zelt aufgeschlagen, im Halbkreis um dieses lagern die Träger, unter einem weiteren Schattenbaum hat sich der Koch niedergelassen. Die zwei eisernen Dreifüße des Herdes reichen nicht für alle Töpfe aus, so ersetzt er sie schnell durch drei Steine, zwischen denen das Brennholz glimmt und flackert und auf denen die Teekanne und später ein weiterer Topf Platz finden.

Der Jumbe kommt und bringt das übliche Gastgeschenk, ein Huhn, Safariadler genannt, einige Eier, einen Korb mit Mehl, sowie eine Traube reifer Bananen. Die Frauen des Dorfes haben einige Tontöpfe mit Wasser gebracht; sie bekommen ebenso wie der Dorfälteste ihr Backschisch, und nun kochen die Träger ab. Jedem hat Kitebo ein Kibaba, das ist ein Maß, das etwa ein Kilogramm faßt, vom gelieferten Mehl zugeteilt; als Kitoweo, Beikost, gibt's heute Bohnen, denn es war kein Wild in dem noch stark besiedelten Land zu sehen, obwohl wir am Wege die

Digitized by Google

Spuren von Pferdantilopen und Bergriedböcken fanden. Die Neger sind gewaltige Esser und dabei doch genügsam. Am Morgen essen sie aufgewärmten Mehlbrei vom Abend vorher oder Mehlsuppe; viele meiner Träger aßen am Morgen überhaupt nicht. Erst im Lager wird dann die Mahlzeit gekocht, die im Innern allenthalben aus Ugali, dem Mehlbrei, besteht; auf den Kopf und Tag braucht ein Neger, der stark arbeitet oder Lasten trägt, ein Kilogramm Mehl oder Reis, wozu noch das Kitoweo kommt, als das Fleisch am meisten geschätzt ist. Ein guter Jäger, der alle paar Tage ein Stück Wild erlegt, wird selten über Trägermangel zu klagen haben. Auch Fisch ist sehr beliebt. Ist beides nicht vorhanden, und dies ist meistens der Fall, wenn der Eingeborene in seinem Dorf lebt, dann treten Bohnen, Erbsen, Erdnüsse, Bananen, Kürbisse, allerlei Spinate als Gemüse zum Mehlbrei. Gegessen wird mit der rechten Hand, ohne Besteck; Männer und Frauen essen getrennt, wobei die Männer zeitlich vorangehen; Frauen und Kinder essen später.

Zwei meiner Träger haben ihre Frauen mit. Diese haben nun gekocht, und Kitebo ruft zum Essen. Eine große Schüssel, aus feinem Gras geflochten, hat den Turm des Mehlbreis aufgenommen, in zwei halbkugeligen Emailtöpfen sind die Bohnen, zum steifen Brei gekocht, angerichtet. Alles hockt im Kreis um den Brei nieder, Wasser wird von einem Kind herumgereicht, damit jeder seine Hände reinigen kann, und nun wird zugelangt. „Karibu, bwana", sagt mir Kitebo, als ich gerade vorbeigehe, „tritt näher, Herr". Denn der Neger ist sehr gastfrei, lädt fast jeden, der ihn beim Essen trifft, dazu ein, und auch mir gegenüber erfolgt diese Höflichkeit. Ich lehne dankend ab, und ein Lächeln auf allen den breiten Gesichtern der Träger zeigt mir, daß sie sich über die Höflichkeit Kitebos freuen. Mit der rechten Hand greift nun ein jeder in den Brei, formt rasch mit den Fingern einen Kloß, drückt noch mit dem Daumen eine Delle hinein und schöpft damit wie mit einem Löffel die Bohnentunke. Dann wird der Kloß geschickt in den Mund geschoben. Beim Essen wird wenig gesprochen, getrunken erst nach der Mahlzeit, nachdem jeder zuerst den Mund gespült hat.

Digitized by Google

Inzwiſchen iſt es vier Uhr geworden; die Träger liegen auf ihren Schlafmatten an Schattenſtellen und raſten. Vilima, mein Boy, macht ſich im und beim Zelt dauernd bemerkbar, iſt ungemein erfinderiſch geworden, verbeſſert dort etwas, rückt eine Kiſte anders, putzt zum zweitenmal die Sturmlaterne — der will etwas, denke ich und frage; ganz richtig, im Dorf iſt Pombe zu haben, der Koch wolle einige leere Flaſchen füllen, um immer genug Hefe für das Brotbacken zu haben, nicht viel, aber ſo drei, vier Flaſchen wären angebracht. Ich bin nicht harthörig, gebe Vilima zwei Rupien, und während er davoneilt, bereiten die Träger alles vor zum Trunk. Nach zehn Minuten kommt ein gewaltiger Biertopf an, wird mitten ins Lager geſtellt, der Jumbe, der zu Haus ſchon den Becher geſchwungen hat, findet ſich als Gaſt ein, und bald hocken alle friedlich um den Freudenſpender. Nur der Koch muß das Trinken manchmal unterbrechen, um mein Abendeſſen zu betreuen, Vilima wieder, um das Moskitonetz ordentlich und achtſam aufzuſpannen und meine Stiefel zu reinigen. Während ich beim Abendeſſen vor dem Zelt ſitze, die Dämmerung gerade der Nacht weichen muß, ſteigt bei den Trägern das erſte Lied. Ein höherer Beamter von Tabora muß dazu herhalten; alle ſeine Taten beim Schauri, auf dem Marſch, auf der Jagd werden hergezählt, und der Kehrreim heißt ſtets „Bwana kidole“. Ihm fehlte ein Finger oder wenigſtens ein Glied eines Fingers, und deshalb bekam er von den Schwarzen den Namen „Herr Finger“. Faſt jeder Weiße, der mit vielen Negern zu tun hat, bekommt einen Negernamen, den er zum Glück manchmal nicht verſteht oder hört. Ein Photograph wird Bwana picha — Herr Bild, ein Rieſe Bwana korongo — Herr Storch genannt, ein Bekannter, der auf allen Reiſen die Hygiene der Eingeborenen heben wollte und den Jumben Vorträge über Latrinenbau hielt, hieß bald Bwana choo — Herr Abort. Er wurde den Namen nie wieder los, obgleich er aus begreiflichen Gründen oder weil er das Erfolgloſe ſeiner Bemühungen einſah, zwei Jahre das ominöſe Wort nicht mehr in den Mund nahm. Ein trinkfroher Tierarzt hatte nach achttägigem kolonialen Aufenthalt ſchon den Namen Bwana machupa — Herr Flaſchen, weil er dieſes als erſtes erlerntes Kiſwaheliwort bei

Digitized by Google

jeder passenden Gelegenheit anzuwenden pflegte; ich wage nicht zu entscheiden, ob um mit seinen Sprachkenntnissen zu protzen, oder weil er ständig an Durst litt. Manchmal hörte ich am Lagerfeuer eine Stunde und länger von einem Europäer erzählen, ja ich kannte ihn aus der Erzählung schon ganz gut, hätte ihn sicher erkannt, wenn ich ihm irgendwo begegnet wäre. Wer er war? Nun, der Bwana twiga, der Herr Giraffe, der beim Gehen mit dem Oberkörper vor- und zurückschwang wie eine Giraffe auf der Flucht. Wie er wirklich hieß, erfuhr ich nie.

„Habt ihr noch nicht ausgetrunken?" — „Bado", „noch nicht". Um acht Uhr kommen noch einige Dörfler an, auch Mädchen und Frauen vom Dorf; sie bringen zwei dicke Pauken mit, hergestellt aus einem ausgehöhlten Baumstammstück und überzogen mit einer Wildhaut. Wieder taucht Vilima beim Zelt auf, vor dem ich lesend im Langstuhl liege, und fragt nach Ruksa kucheza ngoma — Erlaubnis, einen Tanz zu veranstalten. Haizuru — warum nicht.

Die Trommeln beginnen zu dröhnen, taktfest hallen die dumpfen Töne durch die Nacht. Die Männer ordnen sich in einer Reihe, gegenüber nehmen die Frauen Aufstellung, an einer Seite hocken die Pauker auf ihren zwischen die Beine geklemmten Instrumenten; das Lagerfeuer, genährt durch hineingeworfene große Holzstücke, flackert neu auf, und der Wind reißt aus der Glut ganze Garben von Funken. Nun wird gesungen, und in gleichem, festem Schritt, den Boden manchmal stampfend, rücken die Männer vor, zum Gesang noch tacktmäßig in die Hände klatschend, bis zu den Frauen und Mädchen, die am Fleck inzwischen mehr mit dem Rumpf und den Armen, als mit den Beinen mitwirkten. Dann gehen die Männer zurück, die Frauen kommen mit leichten, kleinen Schritten nach. Drei- oder viermal geht's so hin und wieder, bis unter rasendem Trommelrollen und schrillen Jauchzern der Tanz abbricht, damit alle wieder einmal zum Pombetopf zurückfinden.

Nach ausgiebigem Trunk und kurzer Besprechung kommt der nächste Tanz. Ich gehe zu Bett, lasse mich von Schwarzen und Trommeln in den Schlaf singen, erwache einmal um Mitternacht und merke, daß meine Neger noch eifrig beim Tanzen sind. Trotz Pombe und Ngoma nimmt jeder am Morgen seine Last wieder

Digitized by Google

auf und marſchiert ſeine 20 km weiter, als hätte er die ganze Nacht durch ungeſtört geſchlafen. Vor dem Abmarſch aber kommt noch mein Koch, ſichtlich verlegen, und murmelt etwas von umgefallenem Pombetopf, und ich erfahre nun, daß die bewußten drei oder vier leeren Flaſchen leer geblieben ſind, denn — entweder iſt der Pombetopf umgefallen, bevor die Flaſchen gefüllt waren, oder haben ihn die Leute vorher ausgetrunken. Trotz heftigen Nachdenkens von ſeiten meines Koches wird die Sache nicht klargeſtellt.

„Da werde ich alſo morgen kein Brot haben?“ frage ich, innerlich beluſtigt, mit ernſter Miene.

„Wenn Gott will, Herr, gibt's im nächſten Lager wieder Bier,“ tröſtet mich der Küchenkünſtler, „dann werde ich deine Flaſchen zuerſt füllen.“ Und es gab Bier, denn die Erntezeit lag noch nicht weit zurück und Hirſe war in Menge eingebracht; es konnte alſo ein guter Teil der Ernte für Trinkzwecke weggeſtellt werden.

Vom älteſten Greis bis zum kleinen Knaben, der ſchon ſelbſtändig einen Becher heben kann, trinken die Neger bei guter Ernte. Ich höre da Rufe der Entrüſtung. Ich nehme es dem Eingebornen aber nicht übel. Denn nach der Regenzeit, etwa April oder Mai, erntet er; erntet viel mehr, als er zum täglichen Mehlbrei braucht. Wohl kann er es an großen Plätzen verkaufen. Wenn er bis zum Markt aber erſt tageweit die Laſt tragen ſoll, ſo verbraucht er für die Reiſe ſchon den Erlös und hat den Marſch und die Strapazen umſonſt gehabt. Außerdem verdirbt ihm in der waſſergeſättigten, heißen Luft der nächſten Regenzeit (der wärmſte Monat iſt der Januar, am kühlſten ſind die Nächte im Juni und Juli) ſowohl Getreide wie Mehl. Das Getreide ſchimmelt oder keimt an, das Mehl wird muffig ſelbſt beim beſten, für den Neger herſtellbaren Verſchluß. Da iſt dann ohnehin Schmalhans Küchenmeiſter, der Gürtel wird im Februar und März enger gezogen, und Hungersnot iſt in dieſen Monaten keine Seltenheit. Ende März habe ich oft die Frauen auf den Feldern die einzelnen, reifgewordenen Maiskolben ausbrechen und heimtragen ſehen, um für ihre Angehörigen ein karges Mahl zu haben. In dieſer Zeit helfen dem Eingeborenen dann wilde Früchte, Knollen, ein erlegtes Wild über den Hunger weg. Soll man es ihm übelnehmen, wenn

Digitized by Google

er das Zuviel der Ernte nach zwei schmalköstigen Monaten in der Freude über den guten Feldertrag in Bier verwandelt und Feste feiert? Oft genug ist die Ernte ohnehin minder gut, der Regen ist schwach gewesen, Wildschweine und Antilopen haben nachts, Tausende von Webervögeln am Tag den Fleiß einer Familie, der vier Monate auf das Feld verwandt wurde, zunichte gemacht, obwohl der Vater Nacht für Nacht mit Lärminstrumenten die Schädlinge zu verscheuchen suchte und die Kinder am Tag die Vögel mit Rasseln und Steinwürfen jagten.

Im nächsten Lager fehlt abends ein Träger. Ich rufe Kitebo und erfahre, daß jener einen zu *seiner*, nämlich der von ihm getragenen Kochlast gehörigen Löffel im Lager habe liegen lassen. Deshalb lief er zurück, ihn zu suchen, und um zwei Uhr nachts kam er damit wieder. Er war tagsüber mehr als 20 km mit der schweren Last marschiert, dann hin und zurück noch einmal über 40 km gelaufen, obwohl er die Nacht vorher durchgetanzt und gebechert hatte und obwohl es sich nur um einen zinnernen Küchenlöffel, dessen geringer Wert ihm bekannt war, handelte. Ist das nicht ein musterhaftes Verantwortlichkeitsgefühl?

Auch die Ehrlichkeit der Träger, nämlich der Träger, die, ich möchte sagen, berufsmäßig mit Europäern reisen, muß ich hier erwähnen. Nur Tabak, Salz und Zucker üben eine oft unwiderstehliche Anziehungskraft aus, gegen die dann jede Hemmungsvorstellung zurücktritt. So haben mir einmal sechsundzwanzig Neger in einem Tag und einer Nacht 30 kg Zucker aufgefressen — anders kann man das nicht nennen —, und als ich dahinterkam, behaupteten sie, die Ameisen seien es gewesen. Dabei aber hatten die Neger den verdorbenen Magen, während man bei den Ameisen nichts davon feststellen konnte. Im Innern herrscht neben dem Gefühl für Verantwortlichkeit auch noch große Ehrlichkeit, wenigstens bekannten Europäern gegenüber bei den Ortsältesten. Ich habe da ein heiteres Beispiel erlebt. Ein vernickeltes Bügeleisen, das zerbrochen war, ließ ich am Südende des Ikwasees in einem Lager wegwerfen. Ich reiste dann fast zwei Monate weit nach dem Norden, wo ich in einer wildreichen Steppe ein Lager aufschlug. Als ich bereits etwa vierzehn Tage dort war, kam eines Abends ein

Digitized by Google

Mann angelaufen, der brachte, in Bananenblätter wohl verpackt — mein Bügeleiſen wieder. „Bwana, mali yako“ — „Herr, dein Eigentum.“ Ich erfuhr, daß bald nach meiner Abreiſe der Jumbe das Eiſen, das ein Kind gefunden hatte, zu ſehen bekam. Niemand hatte außer mir dort gelagert, alſo war ich der Beſitzer des, wie er dem Glanz nach urteilte, ſehr wertvollen Gegenſtandes. Sofort wurde ein Mann des Dorfes beauftragt, mir damit zu folgen. Kreuz und quer, durch Ukimbu und Ukonongo, durch Tabora, wo er meine Spur faſt verloren hätte, fragte der ehrliche Neger ſich durch, bis er mir, mit berechtigtem Stolz auf ſeine Leiſtung, das Plätteiſen wiedergeben konnte. Der Überbringer zog tags darauf, geſegnet mit Backſchiſch, Salz und Trockenfleiſch, ab. Das Plätteiſen warf ich, da es ja unbrauchbar war, in den nächſten Buſch. Bald darauf reiſte ich nach Uſipa zurück und — mein Eiſen kam mir zum zweitenmal nach! Es war ganz gewiß nicht die Angſt vor Strafe für Fundverheimlichung, die die Neger trieb, mir mein Eigentum nachzuſenden.

Abb. 5. Boraſuspalmen

Im nächſten Lager blieb ich drei Tage; der Grund hierfür war eine Bücherkiſte. Da hatte vor Jahren ein durchreiſender Europäer dem Ortsvorſtand in einer Kiſte einige Bände der illuſtrierten Zeitſchrift „Aus Kolonie und Heimat“, ein paar Engelhornbücher und Merkers Maſai dagelaſſen mit dem Auftrag, jedem durchreiſenden Europäer davon Mitteilung zu machen. Ein Inhaltsverzeichnis beſagte, wer ſpäter neue Bücher dazugeſtiftet hatte, und als ich hinkam, war die Kiſte, die der

Digitized by Google

Jumbe ſorgfältig hütete, ſchon voll, und neben vielem Bahnhofs-bücherkitſch waren gute Bücher vertreten. In einem beigelegten Heft las ich Namen vieler Durchreiſender, die beſonders, wenn ſie von monatelangen Reiſen, oft ohne während dieſer Zeit einmal einen Europäer zu treffen, aus dem Süden kamen, mehrere Tage dort lagerten und die Lektüre voll genoſſen.

Nach drei weiteren Tagen taucht vor uns plötzlich, nachdem wir eine kleine Höhe überwunden, eine weite Ebene auf, ſpärlich beſtanden mit dornigen Akazienbäumen; hie und da iſt eine Gruppe der königlichen Boraſuspalmen eingeſtreut, und ganz in der Ferne ſchließt ein dunkelgrünes Band die Fernſicht. Das iſt der Galeriewald des Ugala, an welchem Fluß vor vierzig Jahren Böhm, Reichard und Kaiſer forſchten, des Ugala, der ſeine Waſſer durch den Malagaraſſi in den Tanganyikaſee ſendet und durch deſſen Abfluß nach dem Kongo der öſtlichſte Fluß iſt, deſſen Waſſer in den Atlantiſchen Ozean fließen. In Wirklichkeit kommt er wohl kaum dafür in Betracht, denn auf der rieſigen Oberfläche des Tanganyikaſees, der 700 km lang und durchſchnittlich 30 km breit iſt, verdunſtet in einem Monat vielleicht mehr Waſſer, als der Ugala während der ganzen Trockenzeit führt.

Die Nähe des Fluſſes bringt einen enormen Wildreichtum hervor; auf dem harten Boden ſind von der Regenzeit her noch die Schalen der Antilopen, die Hufe der Zebras, die breiten Pranken der Löwen abgedruckt, daneben fehlen nicht die runden, tiefen Löcher, die ſchwere Elefanten traten, die in der Regenzeit vom Ugala zum Wala wechſeln und die ich kaum 30 km von Tabora ſchon ſpürte. Kiebitze ſtehen kreiſchend vor uns auf, eine rote, kleine Schopfantilope wird flüchtig, und in der Ferne zieht ein Rudel Waſſerböcke.

Im Galeriewald, zwiſchen immergrünen, uralten Bäumen, deren Wipfel ineinandergreifen und deren Äſte verbunden ſind durch die verſchlungenen Taue der Lianen, richten wir das Lager ein. Der Jumbe des nahen Fiſcherdorfes iſt raſch gerufen, beſucht uns, und mit ihm wird die Verpflegung geregelt.

„Gibt es Wild hier?“ — „Nyama nyingi, bwana“ — „viel Wild, Herr, ſoviel du willſt.“

Digitized by Google

Am Abend höre ich zu, wie meine Leute einander Jagdgeschichten erzählen, derweilen draußen am Waſſer Flußpferde ſchnaufen und brüllen und die Nachtaffen über uns im Geäſt kreiſchend hintereinander herſpringen. Kitebo erzählt zum Schluß noch eine fürchterliche Geſchichte von einem Mann, der ſich nachts in einen Leoparden verwandelte und im Dorf während der Hungersnot die Ziegen zerriß, um ſich zu ſättigen. Sein eigener Bruder ſchoß ihn dann eines Nachts mit dem Giftpfeil an, und ſo kam der Zauber ans Tageslicht. Er fand dankbare und gläubige Zuhörer, denn der Zauberglaube ſteckt tief in jedem Negerherz. Auch bei mir hatte er Erfolg; ich träumte, ich kämpfe mit waffenloſen Fäuſten mit einem Leoparden, der einen Negerwollkopf hatte, unterlag dabei, und gerade wollte mich der Leopardenmenſch am Fuß anpacken und fortſchleppen, da erwachte ich. Statt des Leoparden ſtand Vilima am Fußende des Bettes und drehte mir langſam die große Zehe um, um mich zu wecken. Denn es graute ſchon, und wir wollten gleich den erſten Tag zu einer Pirſch flußaufwärts ausnützen.

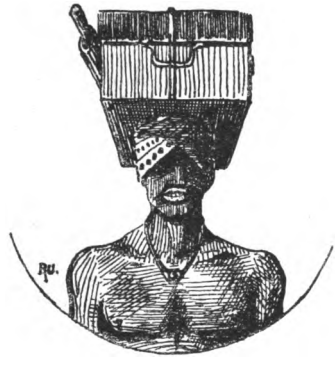


Abb. 6. Träger

Digitized by Google

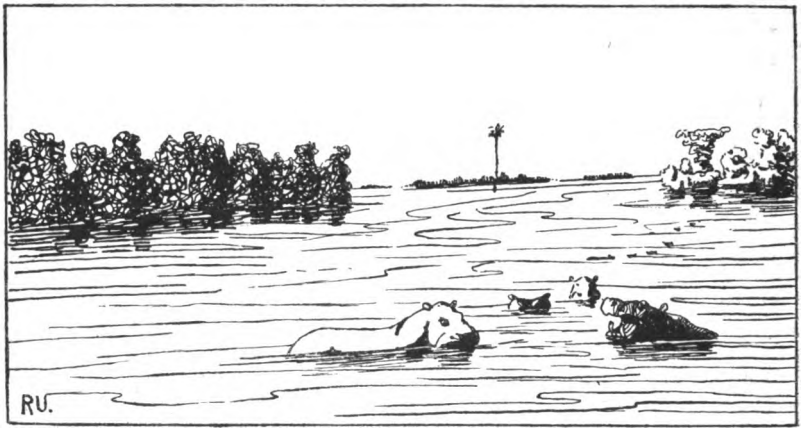


Abb. 7. Flußpferde

Wild am Ugala

Vom Fluß herauf zum Lager, das nur knapp 100 m vom Waſſer entfernt iſt, klingt als Morgengruß das Brüllen der Flußpferde. Erſt ein ſchriller Aufſchrei, als ob jemand jäh einatmen würde, darauf ſtoßweiſe tiefe Baßtöne von gewaltiger Stärke. Dann und wann puſtet eines der Tiere auch ſchnaubend das Waſſer aus den verſchließbaren Naſenöffnungen, daß man es 100 m und weiter hört, oder ſchließt mit lautem klappenden Geräuſch den weiten Rachen, daß man glauben könnte, der Wind hätte irgendwo eine Tür zugeſchlagen.

Die Sonne, die gerade über den Galeriewald herausſchaut, wandelt den dunklen, trüben Strom plötzlich in einen hellſchimmernden, langgeſtreckten und gewundenen See; denn an meiner Lagerſtelle iſt der Fluß über 500 m breit, und ſo langſam iſt die Strömung, daß man ſie am Ufer nicht merkt, wenn nicht gerade ein abgefallenes Blatt oder ein dürrer Zweig vorübertreibt. Kormorane haben auf dürren Äſten aufgeblockt und trocknen ihr Gefieder im erſten Sonnenſtrahl, breiten die Flügel weit aus und bleiben ſo manchmal minutenlang regungslos ſitzen. Ein paar Schlangenhals-

Digitized by Google

vögel haben sich zu ihnen gesellt, und der Fürst der Luftherrschaft am Fluß, der Schreiseeadler mit schneeweißem Kopf und Stoß, streicht hoch überm Wasser entlang, gefolgt von seiner Ehehälfte. Nun kreisen sie eng umeinander, schlagen die Schwingen, und gleich darauf klingt ihr helles Jauchzen zu meinem Ohr; es ist, als ob sie der Sonne danken wollten für ihr Erscheinen. Ein Schwarm fingerlanger Fische spielt im seichten Uferwasser zu meinen Füßen, und auch ein dicker Wels steckt einmal seine bärtige Schnauze aus dem Fluß, springt dann empor und plumpst schwerfällig zurück.

Unmittelbar neben der Stelle, wo der Wels sprang, tauchen ganz langsam, etwa eine starke Spanne voneinander entfernt, zwei Kugeln auf, vor ihnen dann noch ein wulstiger Knopf, noch etwas höher und der dreieckige Schädel eines Krokodils liegt da. Auch der Rücken kommt, fast ohne Wellenkreise zu erzeugen, noch übers Wasser. Die gelbgrünen hellen Augen mit der strichförmigen Pupille stieren überrascht auf uns, dann sinkt das Tier wie ein Stein unter, und nur die leise Bewegung des Wassers zeigt, wo es eben noch war.

Ein Rindenboot — am Ugala herrscht das Rindenboot gegenüber dem in der Kolonie sonst üblichen Einbaum vor — hat mir der Jumbe gestern noch besorgt. Mit einem Baststrick ist es am Ufer an einer Wurzel festgemacht. Mein Bootsmann, ein alter Knabe mit schon weißgefärbtem Haar, der sein ganzes Leben hier als Fischer lebt, ist seit dem Morgengrauen schon im Lager. Nun knotet er mit Zuhilfenahme seiner trotz des Alters blendend weißen Zähne den Strick auf und meldet sich fahrbereit. Ich gestehe, daß ich mit einem gewißen Mißtrauen das schwache Fahrzeug betrat, das mich nun eine Stunde tragen sollte. Mit langausgestreckten Beinen muß ich am Boden des schmalen Bootes sitzen, das Gewehr habe ich zwischen den Füßen aufgestellt. Achtern sitzt mein Fährmann mit der Stakstange und dem Paddel. Dann schiebt er das Boot mit der Stange erst am Ufer entlang flußaufwärts, läßt die Stange am Ufer stecken und kreuzt den Strom dort, wo uns gegenüber eine schmale, lange Insel den Fluß in zwei Arme teilt. Im schmäleren Arm liegen die Flußpferde, die nachts, wie

Digitized by Google

mir der Bootsmann sagt, ständig im Schilf der Insel auf Äsung gehen, zu Mittag wieder auf einer Sandbank oberhalb der Insel ein Sonnenbad nehmen und die übrige Tageszeit dick und faul im Wasser liegen, rastend und verdauend. Wie wir um die Spitze der Insel herumkommen, liegt die ganze Herde weit auseinandergezogen vor uns, pustend, bald schwimmend, bald tauchend, spielend und ganz sorglos, als gäbe es kein Boot und keinen Europäer mit Gewehr. Zwei Jahre ist es her, so erzählt der Fährmann, daß ein Europäer hier auf Flußpferde jagte, und der tat es flußabwärts. Unsere Herde kennt die Verfolgung nicht. Gähnend hebt eines der Riesentiere jetzt das Haupt, reißt den Rachen auf, als wolle es Himmel und Erde verschlingen und zeigt dabei die gewaltigen Zähne, unterarmgelenkdick und krumm gebogen wie eine Sichel die einen, gerade und ebenso dick die anderen. Der gewaltige Pflanzenfresser braucht diese Waffen im Kampf um das Weibchen gegen seinen Nebenbuhler, vielleicht auch, um sein Junges gegen Krokodile zu verteidigen. Einige meiner Neger wollen schon gesehen haben, daß große Krokodile die jungen Flußpferde angreifen. Ich halte das für ganz gut möglich, wird doch ein Pferd oder Rind ohne weiteres im Wasser oder sogar am Ufer beim Tränken nicht allzuselten vom Krokodil gefaßt und ins Wasser gerissen. Gesehen habe ich selbst nie, daß ein Krokodil die jungen Flußpferde jagt, beobachtet dagegen, daß alte Flußpferde und Krokodile einander gar nicht beachten, selbst wenn sie in nächster Nähe aneinander vorüberschwimmen. Einmal am Rungwafluß, als auf einer Sandbank etwa ein Dutzend Krokodile lagen und sich sonnten, tauchte, wohl mit der gleichen Absicht, daneben ein Flußpferd auf; da stürzten die Krokodile auf der anderen Seite eiligst ins Wasser, gingen aber nach einigen Minuten schon wieder an Land. Vermutlich hatten sie sich über den Ankömmling getäuscht und waren deshalb übereilt geflüchtet.

Eine halbe Stunde wohl lagen wir hart am Ufer der Insel, der alte Bootseigner hielt mit der Hand das Boot an einem Schilfbüschel fest; die Strömung war so gering, daß das Festlegen mit der Hand durchaus nicht anstrengend war. Ich saß im Boot und besah mir das Schauspiel, das die vergnügten Kolosse vor

Digitized by Google

Abb. 8. Sattelstörche im Röhricht

Digitized by Google

uns aufführten. Dort stieg eines jäh mit dem halben Körper aus der Flut, riß den Rachen auf, brüllte und sank wieder ins Wasser zurück. Eine besorgte Mutter spielte mit ihrem noch rosenrot gefärbten Säugling, der, erst wenige Tage alt, schon ein tüchtiger Schwimmer und Taucher war. Vom Spiel ermüdet, quiekte das Junge neben der Alten und benützte ihr Untertauchen, um flugs auf Nacken oder Rücken einen gutgepolsterten Ruheplatz einzunehmen, der breit genug ist, um ein Hinabfallen auch bei raschem Schwimmen zu verhindern. — Höher kommt die Sonne, und es wird reichlich warm. Ich suche mit dem Glas die ganze Herde, die ich auf etwa zwanzig Häupter schätze, genau durch, um einen möglichst guten Bullen — Keiler wäre eigentlich zutreffender — ausfindig zu machen. Nach der Größe des Hauptes, seiner Breite und, bei offenem Rachen, nach der Stärke der Zähne kann man da ziemlich sicher urteilen.

Dort sperrt nun einer sein Riesenmaul auf, und die Sonne schimmert auf den starken Zähnen, während das Wasser in langen Strähnen vom Haupt tropft. Bevor er den Rachen noch schließen kann, schlägt ihm die 9,3-mm-Kugel zwischen den Lichtern ins Gehirn; das Haupt sackt ab, ein dünner roter Streifen schwimmt auf dem Wasser. Jäh wird das Spiel der anderen abgebrochen, die Wirbel zeigen, wo sie rasch tauchten, und bald wogt weiter flußaufwärts das Wasser auf, weil es dort einer Sandbank wegen seicht ist und die flußaufwärts flüchtenden Tiere mit dem Rücken fast an die Oberfläche reichen.

„Herr," sagt mein Bootsmann, „als vor zwei Jahren der Europäer dort unten ein Flußpferd schoß, da gab er seinem Führer eine halbe Rupie Backschisch."

„Ich werde dir eine ganze Rupie geben außer dem vereinbarten Geld fürs Bootfahren täglich."

„Ja, Herr, so ist es gut; da werden wir jeden Tag dann ein Flußpferd schießen, manchmal auch zwei oder drei —"

So dachte der Neger, der wohl gleich seinen Gewinn bei vierzehntägiger Jagd berechnete. Aber es blieb bei dem einen erlegten, denn ich schoß nur, was meine Leute mit ihren Mägen bewältigen konnten, und schenkte ab und zu einmal dem Dorf einen tüchtigen

Digitized by Google

Happen. Außerdem bot auch die Steppe viel Jagd, die ich hier genießen wollte.

Eine Stunde war seit dem Schuß vergangen, da tauchte, wie ein Kugelausschnitt, langsam größer und größer werdend, der von den Verwesungsgasen aufgetriebene Wanst des Flußpferdes an der Oberfläche auf. Wir knüpften ein Tau an eine der Säulen und fuhren ans Lager, wo Boys, Träger, der Jumbe mit Anhang, Frauen aus dem Dorf mit Kindern jeden Alters uns schon erwarteten. Unter vereinter Anstrengung aller gelang es bald, den Koloß mit Tauen und Stangen die steile Böschung hinaufzurollen und zu schieben. Dann begann unter einem Heidenlärm, den zu übertönen selbst mein Koch und Kitebo nicht immer imstande waren, das Zerlegen. Das Fett wanderte in die Küche. Es gibt ausgebraten ein sehr schmackhaftes Schmalz, das wir zum Beispiel während des Krieges sehr gut verwenden konnten, da uns ja jede Zufuhr von zu Haus abgeschnitten war. Das Fleisch wurde verteilt, Roste wurden im Lager errichtet, und bald begann ein großes Schmausen und gleichzeitiges Anrösten, um das, was bei aller Anstrengung heute nicht gegessen werden konnte, für einige Tage vor Fäulnis zu bewahren. Die Schwarte, am Nacken und Rücken zweifingerdick, wurde in lange Streifen geschnitten, jeder davon mit einem an einem Ende angebundenen Stein beschwert, an den Ästen aufgehangen und getrocknet. Daraus werden später die Reitgerten und Peitschen geschnitten.

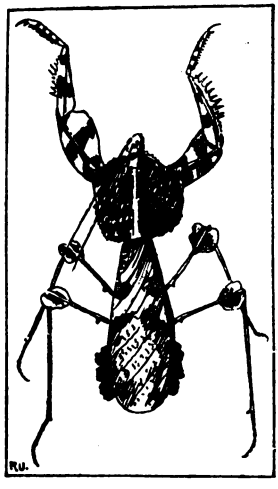


Abb. 9. Idolum diabolicum

Der achtsame Chronist muß noch vermerken, daß des Abends Pombe „zum Brotbacken" vom Jumben als Gegengabe für einige große Wildbretstücke gebracht wurde, daß der Koch tatsächlich eine Flasche halb und sich selbst ganz damit vollfüllte, so daß er nicht einmal erwachte, als drei Elefanten, junge Bullen der Fährte nach,

Digitized by Google

nachts um zwei Uhr zwischen Lager und Fluß, erschreckt durch Feuerschein oder Rauch, trompetend durch dick und dünn gingen.

Jeder der folgenden Tage brachte Neues; bald ging es querfeldein, vom Fluß weg in die Steppe hinaus oder in den lichten Miombowald, bald folgten wir dem Saum des Galeriewaldes flußauf oder flußab, dann wieder tappte ich im Moor und Schlick am Sumpfrand herum oder fuhr weit am Fluß entlang im Schatten des Galeriewaldes oder auf schmalen, kanalartigen Nebenarmen, die eingeengt waren durch hohe Wände so dichter Papyrusstauden, daß man in sie nicht eindringen konnte. Nur wie ein vielgewundenes Band sah zwischen diesen Wänden ein dünner Streifen blauen Himmels nieder, und aufwärts blickend sahen wir den Gaukler über uns weghuschen oder ein Volk Enten quarrend ziehen. Libellen von metallgrüner und blauer Farbe neckten und jagten einander, gelbgrüne Stechmücken stoben in Schwärmen auf, wenn ich ans Schilf rührte, bunte Schwalbenschwänze, schillernde Falter aller Art gaukelten überm Wasser, und über die breiten Blätter der Seerose huschte flink das Sumpfhühnchen.

Wo der Kanal wieder in den offenen Fluß hinausmündet, ist eine hochangeschwemmte Sandbank. Auf ihr stelzen Dutzende von Löffelreihern herum, ein paar Sporengänse leisten ihnen Gesellschaft, und ein ganzer Flug Pelikane streicht vor uns ab. Auch der Sattelstorch ist da zu Haus, und in treuer Gesellschaft seiner Frau fischt er im seichten Wasser, besonders in den Papyrusdickichten, oder er jagt in den Überschwemmungswiesen, die jetzt trocken liegen, nach den zahllosen Heuschrecken, von denen einzelne Arten von geradezu grotesken Formen sind. Bei der einen sind die Fühler viel länger als der ganze Leib, die andere hat Dornen und Stacheln an den hartschienigen Beinen. Mantisarten (Gottesanbeterinnen) trifft man überall an, abends fliegen sie mit Vorliebe ans Lampenlicht; eine der absonderlichsten Formen ist die im Bild beigegebene (Idolum diabolicum), die mit den ausgestreckten Fangarmen, mit denen sie ihre Beute aus der Insektenwelt hascht und festhält, spannlang wird. Eine grüne und eine braune, gefärbt wie ein welkes, abgefallenes Blatt, auch in der Gestalt daran erinnernd, fand ich im Uferbusch.

Digitized by Google

Abb. 10. Waſſerbock

Digitized by Google

Hier tritt nun der dichte Galeriewald bis ans Waſſer. An einer Wurzel klettern wir raſch empor und betreten den hochſtämmigen Wald an einer Stelle, die nur wenig Unterholz hat. Nach der grellen Helligkeit der von der ſpiegelnden Sonne flimmernden Stromfläche muß das Auge ſich erſt einige Augenblicke an die ſchattige Dunkelheit des dichten Waldes gewöhnen. Immergrünes, dunkles Laub iſt ſo dicht über uns geſchloſſen, daß man nur hie und da einmal den blauen Himmel durchlugen ſieht. Die Stämme, die dieſes Laubdach wie Säulen tragen, ſind oft 30—40 m hoch und höher. Der Boden iſt weich, mooſig; da und dort nur läuft ein Sonnenfleck von Talergröße darauf unruhig hin und her, wenn der leiſe Wind das Blätterdach bewegt. Die runden Schalen einer Büffelherde haben ſich da abgedrückt; am Boden iſt der Graswuchs niedergedrückt; da lag heute die Herde, die wir geſtern einige Kilometer flußabwärts ſpürten, weil ihnen der Steppenbrand geſtern abend ihr gewohnes Schilfverſteck verbrannt hat. Auch Sumpfſchweine und Buſchböcke ſpüren wir, ſowie Elefanten, und an einer Stelle ſtoßen wir auf einen Flußpferdwechſel; Flußpferde halten, wenn ſie nicht arg geſtört werden, lange Zeit, oft Jahre hindurch, ganz beſtimmte Wechſel ein, auf denen ſie nachts vom Waſſer weg in die Steppen ziehen, um morgens in den ſchützenden Strom zurückzukehren. In den ſteilen Böſchungen der Uferwände ſind dieſe Wechſel oft tief wie Hohlwege ausgetreten, und man ſtaunt, daß der ſchwere Körper von den kurzen Säulen ſo ſteil hinaufgetragen werden kann. Da, wo wir quer durchgehen, iſt der Galeriewald ſchmal, nur etwa 300 m breit. An ihn ſtößt ohne Übergang eine Steppe mit knietiefem, dichtem Gras, in das nur vereinzelte lange Halme eingeſtreut ſind. Schon ſind wir dem Waldrand ſo nah, daß zwiſchen den Stämmen durch die goldgelbe dürre Steppe hereinblinkt, da poltert es rechts von uns, fünf oder ſechs etwa hirſchgroße Tiere ſind flüchtig nach der Steppe zu abgegangen, und ein Warzenſchwein, das uns ſo gut überſah wie wir es umgekehrt nicht merkten, läuft grunzend an uns vorüber in den ſchützenden Wald.

Ich pirſche mich raſch, aber vorſichtig, an den Waldrand dorthin, wo die Antilopen flüchtig austraten. Ein ſchmaler Buſch-

Digitized by Google

streif schließt den Wald ab, und zwischen den Zweigen hindurch beobachte ich einen Wasserbock, der nahe dem Wald steht, während seine Tiere etwa fünfzig Gänge voraus in der Steppe stehen und mit hochgehobenem Windfang nach dem Wald zu sichern. Stolz steht der schwere Bock da, das horngekrönte Haupt nach mir gewendet, den feisten Träger kurz zurückgedreht, dunkelschwarzbraun leuchtend in der drahthaarigen Decke. Wie maskiert sieht das Haupt aus durch die weißumrahmten Lichter und den weißgerandeten Löffel.

Im Feuer bleibt er liegen, während die Tiere in weiten Fluchten über die Steppe jagen, die sich in die Krümmung des Flusses eingezwängt hat. Zu zweit schleppen wir den schweren Bock in den Wald (in der Steppe hätten die Aasgeier zu rasch mit ihm aufgeräumt), decken ihn zum Schutz vor Hyänen mit dornigen Zweigen zu, suchen uns auf der eigenen Fährte zum Boot zurück und kehren heim ins Lager. Auf den Wipfeln der Uferbäume hat sich inzwischen eine Horde Affen, grüne Meerkatzen, eingefunden und zetert hinter uns her. Ein altes Männchen sitzt ernst auf einem verdorrten Ast, hoch überm Wasser, und baumelt mit einer Hinterhand und dem langen Schwanz. Unentwegt schauen die braunen, scheuen Urwaldaugen auf uns Menschen im Boot nieder, schauen ängstlich aus dem schwarzen, runzligen Greisengesicht uns nach, bis uns ein schmaler Wasserarm zwischen Rohr und Papyrus aufnimmt.

In den hohen, wilden Feigenbäumen nahe dem Lager ist ein Flug der prächtig gefärbten Papageitauben eingefallen und nascht an den süßen Früchten. Ein Helmturako ruft aus den Wipfeln, und Nektarinen, die wie Kolibris im schwirrenden Flug den krummen Schnabel in die Baumblüten stecken, flimmern, wenn die scheidende Sonne sie trifft, wie edelsteinfunkelndes Geschmeide. Meine Träger sind mit dem Fährmann am Ufer entlang den erlegten Bock holen gegangen. Nun kommen sie heim und singen ein Marschlied dabei. Weit übern Fluß herüber hallt der jauchzende Schlußschrei noch zweimal als verklingendes Echo.

Dann kommt die Nacht; der schwarzblaue Himmel ist besät mit funkelnden Sternen, die sich widerspiegeln im Strom, der

Digitized by Google

breit und ruhig wie vergossenes Öl dahinrinnt. Im hellen Mondschein leuchten am Uferrand die Blätter der Bäume wie lichtes Silber, Tausende von Glühwürmchen tanzen ihren Fackelreigen im Uferwald. Grillen zirpen, Zikaden schreien von den Bäumen, eine Flaggennachtschwalbe gaukelt wie ein Gespenst durchs Lager, die bandförmigen, langnachwehenden Schwingen schweben flatternd neben dem Vogel, als gehörten sie gar nicht zu ihm. Ein Käuzchen ruft, und am anderen Ufer kreischen die Paviane wirr durcheinander, dazwischen grunzt zornig der Leopard, dessen Überfall auf die Affenherde ein Frankolinhahn vereitelte, der durch sein schwirrendes Aufstehen die Waldbewohner alarmierte. Dann singt ein linder Abendwind im Gezweig, und leise schlägt mein Fahnenstoff ans Sonnensegel. Durch den Wald trippeln scheue Schwarzfersen an den Fluß; schreckend steht der erste Bock und wendet, und in rascher Flucht stieben sie durchs Unterholz. Dort kommt, in langer Reihe aufgelöst, ein Rudel Zebras. Sie bellen scheu auf und rasen mit den Schwarzfersen zurück, hinaus in die mondbeschienene Steppe, die nun klingt und dröhnt unter den Schalen und Hufen, die ihren harten, sonnverdorrten Boden schlagen.

Kommt da nicht ein Tier? Oder ist es ein Neger, der mir mit eiliger Botschaft weither folgte? Nein, nur der Lichtschein der Lagerfeuer, die im Winde plötzlich aufflackern, ließ das Trugbild erscheinen; in Wirklichkeit ist es ein knorriger Baumstamm, der manchmal in tiefe Schatten der Nacht getaucht ist, manchmal wieder rotkupfern oder hell aufleuchtet, wenn der Wind die lohenden Feuerzungen aus dem Brand reißt. Auch meine Neger sind im Dunkel der Nacht manchmal verschwunden, dann wieder leuchtet ihre dunkle Haut um die Lagerfeuer auf, daß sie funkeln wie neugeprägte Pfennige. Rund ums Lager ist ein niederer Verhau aus Dornästen gezogen, der eine, ebenfalls durch Dornäste verschlossene, Öffnung nach dem Fluß zu hat, des Raubwildes wegen, wie die Neger sagen. Aber nur die Hyänen hält er ernstlich ab, denn die lose hingelegten und kaum 1 m hohen Äste sind für Löwe und Leopard kein Hindernis. In allen von mir bereisten Gegenden Ostafrikas gehört es jedoch zu den größten Seltenheiten, daß ein Löwe sich nachts vom Feuer weg aus dem Lager einen Menschen

Digitized by Google

holt. Aber der kleine Dornverhau genügt, wenn auch nicht als wirklicher Schutz, so doch als Mittel, die Schwarzen so zu beruhigen, daß sie, in ihre Decken wie steife Mumien eingerollt, mit verdecktem Kopf (der Moskitos wegen) sorglos die Nacht durchschlafen. Es mag vielleicht auch jeder denken, der Löwe holt nicht mich, sondern hoffentlich einen anderen. Daß die Neger manchmal solche nächstenfreundliche Hoffnungen hegen, erlebte ich einmal. Tief in Ukimbu drinnen sandte ich einen Boten ab, der zu einem arabischen Händler in Kiwere gehen sollte. Vier Tage weit war der Weg, und an einer Stelle mußte er, Wassermangels wegen, die Nacht hindurch marschieren. Er kannte die Strecke gut; als er sich verabschiedete, brachte er einen „Freund" aus dem nahen Dorf mit. Auf meine Frage, wozu er den brauche, kam er näher, damit der „Freund" seine Worte nicht höre, und sagte im Flüsterton des Biedermannes: „Herr, wenn wir nachts marschieren und es kommt ein Löwe, dann springe ich davon — der Löwe frißt dann den andern!" Der zweite aber wird, so vermute ich, in seinem guten Herzen das gleiche erwogen haben. Sie kamen übrigens beide heil wieder, keiner hatte den Verlust des Freundes zu beklagen.

Glockenrein schwingt der Ruf des nächtlichen Kuckucks durch den Wald; Hyänen grollen ums Lager. Wenn der Wind aussetzt, dann höre ich leise vom Dorf her das Rollen der Trommeln und hie und da ein abgerissenes Stück eines Tanzgesanges. Am Fluß steigen dünne Nebel auf. Wie ein Gazeschleier liegen sie überm Wasser, ballen sich da und dort, wenn der Wind hineinbläst. Der reißt dann auch einen Fetzen heraus, hebt ihn empor und wirft ihn ins Geäst eines flußnahen Baumes, wo er einen Augenblick lang wie ein zerrissener Mantel um Stamm und Zweige baumelt. Flußaufwärts und den Fluß hinab dröhnen die Bässe alter Flußpferdbullen durch die Nacht zu mir, als warnten sie mich: „Wag dich noch einmal im papierdünnen Rindenboot unter uns, dann sollst du uns Herren des Flusses kennenlernen."

Mitternacht ist vorüber; noch immer sitze ich im Langstuhl vor dem Zelt, die Sturmlaterne blakt und rußt, mein Buch ist mir entfallen, in dem ich las. Lind weht die laue Luft, und ich gebe mich ganz dem Zauber der Nacht hin.

Digitized by Google

Da kommt von fern ein dumpfer Laut, wiederholt sich ruckweise und verklingt, leise schwächer werdend. Bald darauf wieder, bald rechts, bald links, im Halbkreis um unser Lager. Stärker wird der Ton, lauter, mächtiger schwillt er an, dröhnend kommt es näher und näher. Ein Rudel Löwen ist es, die weit auseinander gezogen, gegen den Strom zu treiben. Einzigartig ist dieser Laut; schlürfend und hoch im Ton wird die Luft eingesogen, und dröhnend, im tiefsten Baß rollt das Brüllen aus voller Lunge hinaus, fünfmal, siebenmal, jetzt elfmal nacheinander, und gurgelnd klingt es in ein paar langgezogenen Stößen aus; ehe noch das Echo am Fluß verklungen ist, brüllt schon der nächste, jetzt wieder zwei zu gleicher Zeit.

„Simba, bwana" — „Löwen, Herr." Neues Brennholz wird in die glimmenden Lagerfeuer geworfen, eng hocken die Träger beisammen, die Decken übergeworfen, und starren ins Feuer. Im Dorf schweigt der Sang, nur die Trommel ruft noch einmal in die Nacht hinaus.

Minutenlang tiefste Stille, keine Grille zirpt, kein Käuzchen ruft, selbst der Atem des Windes scheint zu stocken. Die Nachtaffen, die ihr übermütiges Spiel unter lebhaftem Kreischen übten, drücken sich scheu an Stamm und Äste, obwohl ihrem Geschlecht wohl nie ein Löwe zur Gefahr wird. Dann kommt jäh Leben in den Wald; ein Rudel Zebras braust donnernd durchs Unterholz bis an den Fluß, wendet und stürmt knapp am Lager vorbei. Hell bellt ein Hengst auf; ein paar Wasserböcke folgen, und schnaubend kommt ein Flußpferd vom Steppenrand durch den Wald geflüchtet und stürzt sich in den aufschäumenden Fluß. Dann donnert es von der Steppe herüber; das ist das Triumphgeheul, der Siegesschrei der Löwen. Noch zwei Stunden lang hören wir sie am Riß knurren, wenn sie beim Teilen miteinander in Streit geraten, und um 4 Uhr, in noch finsterer Nacht, klingt ihr Grollen und Brüllen immer ferner, bis es die Entfernung ganz verschlingt.

Nach dem Riß waren sie noch schweigend am Wasser schöpfen gewesen, und mit erwachendem Tag birgt sie weit draußen in der Steppe in einem tief in den Boden gerissenen Trockenbett das überhängende Uferdickicht.

Digitized by Google

Als ich am nächsten Morgen hinaus in die Steppe kam, hockten auf den Schirmbäumen schon zahlreiche, vollgekröpfte Aasgeier, und nur die glattgenagten Knochen des Zebrahengstes und verstreuter Magen- und Darminhalt waren Zeugnis des Dramas, das sich heute nacht in unserer Nähe abgespielt hatte.

Für meine Neger war gesorgt; außer dem Flußpferd hatte ich schon einige Leierantilopen, ein Kongoni und ein Warzenschwein erlegt, dazu gestern den Wasserbock, viel Wildbret schmorte auf den Pfahlrosten, und die Träger waren so rund genährt, daß man seine Freude an ihrem Aussehen haben konnte. Also blieb mir heute Zeit zu bummeln. Für alle Fälle nahm ich die Pirschbüchse mit, dazu aber auch das kleine Tesching; vielleicht gab es Gelegenheit, einen seltenen Vogel zu erwischen. Auf den Dornbäumen, besonders an den äußersten Spitzen der dünnen Äste, baumeln die Beutelnester der Webervögel. Bienenfresser in schillernder Farbenpracht schweben wie an Schnüren gezogen gleitend übers Gebüsch. Eidechsen, darunter eine von 1/2 m Länge, huschen durchs Gras, und ein bunter kleiner Gecko klettert blitzartig an dem Stamm eines abgestorbenen Baumes, unter dessen Rinde auch sein Haus ist, einer Spinne nach. Ump — ump umpumpump rufen Hornraben im Tal des lichten Waldes vor uns. An hochhalmigen Gräsern klettern bunte Astrilde und naschen die Samen aus Rispen und Ähren. Spannlange Tausendfüßler liegen spiralig zusammengerollt im Gras, ein paar Schildkröten stelzen langsam über die Steppe und ziehen sich rasch in ihr Haus zurück, wenn sie spüren, daß unser Schritt den Boden erschüttert. Bunte Falter wirbeln im Liebesreigen durcheinander wie

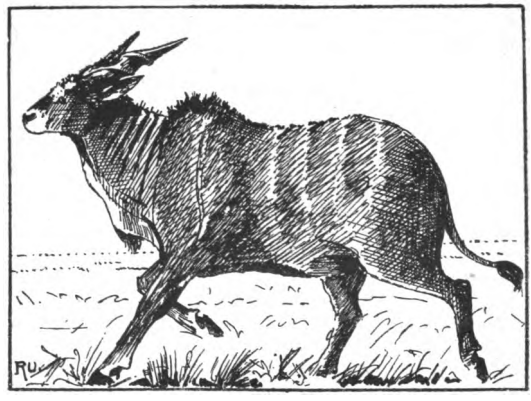


Abb. 11. Elenantilope

Digitized by Google

vom Wind abgeschüttelte, herbstfarbene Blätter. Große Hummeln, Bienen, Lehmnester bauende Raubwespen summen um die letzten Blumen. Trotz Wassernot in der weiten Steppe, über welcher die zitternde, heiße Luft flimmert, ist allenthalben reiches Leben.

Kleine Schopfantilopen und winzige Zwergantilopen leben da die ganze, acht Monate währende Trockenzeit, ohne mehr Wasser zu haben, als was sie in Gestalt des Taues und der Feuchtigkeit der Äsung aufnehmen. Die Flughühner, die dort trippeln, fliegen mittags in weitem Zug schnurgerade Tag für Tag an ihre bestimmte Sandbank am Fluß und kehren dann in die Steppe zurück.

Eine Gruppe alter und junger Borassuspalmen steht links von uns, hinter ihr ist weitgedehnt ein Buschfeld. Dort am Rand des Busches regt sich ein Tier, doch so weit ist es von uns, daß ich es selbst mit dem Glas nicht erkennen kann. Also näher heran. Eine Bodenwelle gibt gute Deckung, und nach einer halben Stunde sind die 3 km überwunden. Mitten in der Palmengruppe verborgen suche ich nun die Nachbarschaft ab. Da sind auch die Gesuchten schon, nämlich eine kleine Herde Elenantilopen. Ein blaugrauer alter Bulle mit feistem Träger, das klobige kurze Gehörn am verhältnismäßig kleinen Haupt, eine borstige Mähne am Rücken (am Nacken ist sie abgeschabt), auf der Stirn eine starke, gelbgraue Wollocke zwischen den Lichtern. Die starken Läufe federn, wenn sie den mächtig schweren Körper über ein Hindernis heben. Der Bulle mag wohl über 20 Zentner wiegen, und gut spannhoch ragt er mit dem Rücken über seine hellbraunen Kühe, bei denen die weiße Streifenzeichnung stärker auffällt als bei ihm. Neun Tiere zähle ich, doch da ist auch noch ein Jungbulle darunter, noch braun und nicht altersverfärbt, nicht so mächtig und gewaltig wie der Alte — darum drückt er sich auch vorsichtig um diesen herum; wahrscheinlich ist er von ihm schon einigemal mit Wucht berannt worden und wird auch jetzt nicht gern geduldet. Der Alte ist wie jeder Pascha sehr eifersüchtig auf seine Frauen und duldet keinen zweiten neben sich. In einigen Jahren, nach vielen Zusammenstößen, wird aber der Junge einmal Sieger bleiben. Dann kann der Alte froh sein, wenn er glatt davonkommt. Er wechselt dann als Einzelgeher weit herum, findet vielleicht einen

Digitized by Google

Schicksalsgenossen, mit dem ihn die Gemeinsamkeit der Einsiedelei verbindet. Oder er schlägt sich zu einer Herde von Leierantilopen, mit denen er noch ein paar Jahre herumzieht. Kaum fünfzig Gänge vor uns trollt die Herde vorüber, der alte Bulle am Schluß. Da knackt ein Ast unter meinem Schuh. Der Bulle ruckt zusammen, hoch hebt er Haupt und Windfang, sichert nach uns, eine jähe Flucht, noch einmal steht er, und pustend trollt er dann hinter der flüchtigen Herde her.

Im Schatten eines Busches hielten wir Mittagsrast; meine Neger hatten einen Flaschenkürbis mit Wasser mitgebracht, ich eine Feldflasche mit Tee und ein Bratenstück. Nach der Mahlzeit rauchten wir und ruhten aus, besahen uns den Eifer von Ameisen, die ihre Puppen in einen anderen Bau trugen, und beobachteten, daß ein Chamäleon zu einem Weg von zwei Schritten sich eine Stunde Zeit lassen kann, wenn's ihm so paßt. Der Rauch, der überm fernen Galeriewald schwebte, war für den Rückmarsch unsere Orientierung. Noch hatte der Tiergarten des Ugala für uns Pferdantilopen aufgespart, denen wir in offener Steppe begegneten, später fünf Giraffen, die wie wandelnde Türme zwischen den Schirmbäumen pendelten. Ein Schakal kam plötzlich aus einem dichten Grasbusch gefahren, besah uns erstaunt und war ebenso rasch wieder verschwunden, bevor noch mein Gewehrträger zur Hand war. Und als wir schon nahe am Saumwald des Flusses waren, zogen hoch über uns mit ihrem wie Glockengeläut klingenden o-ran, ooo-ran die Kronenkraniche nach ihren Schlafplätzen.

Im Lager waren die Schwarzen inzwischen sehr tätig gewesen, und zwar auf zweierlei Art; sie hatten eine Bratenmenge vertilgt, die mir erst glaubhaft erschien, als ich zwei besonders großen Freßsäcken mit dem Inhalt meiner Arzneikiste Luft machen mußte; außerdem hatten sie aber mit Hilfe der dazu geladenen Dorfbewohner, die dafür mit Fleisch gestopft wurden, den Dornverhau ums Lager wesentlich erhöht und verbreitert, so daß es nun selbst einem Löwen wahrscheinlich unmöglich gewesen wäre, ins Lager einzubrechen. Durch diese gemeinsame Arbeit und das gemeinsame Essen war die Freundschaft mit dem Dorf wesentlich gestärkt worden, äußerlich kenntlich an zwei geborgten Trommeln, die an

Digitized by Google

einem Baum lehnten, und an einem Rieſentopf mit gutem Hirſebier, das ein Sohn des Jumben meinem Aufſeher geſchenkt hatte. Dies veranlaßte eine längere Sitzung, infolge deren wieder der Verhauausgang nicht geſchloſſen wurde. Und ſo kam denn nachts eine beſonders freche Hyäne ins Lager, ſchnappte ein Kongonigehörn und wollte damit abgehen. Sie fand nun nicht gleich den Ausgang wieder, die Neger erwachten, und ein Lärm weckte mich, der kaum geringer war als die Darbietungen des Löwenorcheſters vom Tag zuvor. Die Träger ſchrien alle durcheinander, huyu huyu — da iſt ſie, da iſt ſie; alles ſprang, brüllte, ſchwang Feuerbrände und hinderte einander gegenſeitig, ſo daß die Hyäne glücklich entkam, allerdings unter Zurücklaſſung des geraubten Gehörnes. Dann ſchwatzten die erregten Leute noch eine Stunde lang davon, denn jeder von ihnen hatte ſchon eine Hyänengeſchichte erlebt und keiner konnte natürlich einſchlafen, ohne die ſeine erzählt und alle anderen gehört zu haben. So ſind dieſe großen Leute in manchem noch Kinder. Ich hörte nur noch die dritte Geſchichte und ſchlief dann ein, müde von der faſt ſchlafloſen Nacht zuvor und dem weiten Marſch in heißer Steppe.

Bei einem Pirſchgang, der mich einige Stunden flußaufwärts führte, fand ich in einem größeren Fiſcherdorf zwei lange Einbäume, von welchen jeder gut fünf Menſchen oder acht Laſten faſſen konnte. Die Eigentümer waren gegen ein lächerlich geringes Entgelt bereit, mich am nächſten Nachmittag von meinem Lagerplatz abzuholen, um mich dorthin zu fahren, wo der Walafluß in den Ugala mündet, alſo an die Stelle, wo Kaiſer, Böhm und Reichard ihr Lager „Weidmannsheil“ hatten.

Schon mittags trafen die beiden Boote, jedes mit zwei Ruderern beſetzt, ein. Zelt und Bett wurden verpackt, ebenſo die Kochlaſt, alles übrige blieb im Lager; der Koch, zwei Boys und ein Träger fuhren mit. Mit viel Geſchick baute Vilima im größeren Einbaum noch meinen kleinen Klappſtuhl ein, und um vier Uhr ruderten wir ab.

Die Fahrt war reich an Abwechſlung, ſchon allein durch die ſtändig neuen Bilder, die die Vegetation an den Ufern bot. Hier ſtand ſchwerer, uralter Galeriewald wie eine turmhohe Mauer,

Digitized by Google

dicht behangen mit Schlingpflanzen, die in üppigen Vorhängen niederfielen und den Einblick in den Wald selbst verwehrten. Hohes stechendes Mateteschilf umsäumte hier das Wasser und dort kämpfte die Papyrusstaude mit ihm und wollte immer weiter in den Strom eindringen. Vom rechten Ufer schauten einmal die Kegeldächer dreier Hütten herunter, daneben war in zäher Arbeit ein kleines Stück Land gerodet. In vielen Krümmungen schiebt sich der Fluß hin, oftmals wie ein langer schmaler See aussehend, an dessen Ufer vor uns sich hohe Palmen im Wasser spiegeln. Dann engen ihn Hügelzüge wieder ein oder er teilt sich in schmale Arme, die, wie die Bootsleute sagen, von kurzem Bestand sind. Denn die Inseln zwischen den Armen sind angeschwemmte Baumstämme, an denen Schlamm, Sand und vermoderndes Rohr sich verfangen haben. Bald keimt der mitgeführte Same, Schilf ragt übers Wasser, eine Insel ist entstanden, wächst mit der nächsten Regenzeit noch größer an, aber ein Hochwasser im Jahr darauf reißt sie mit. Spurlos ist sie verschwunden. Auch die Sandbänke sind so in dauernder Bewegung, und die Ufer selbst ändern sich von Jahr zu Jahr ein wenig. Hier zum Beispiel, erklärt der Bootsmann, heißt der Platz Mihama miiri, das ist zwei Borassuspalmen. Sie standen einst nahe dem Ufer, dort wo der Strom eine kurze, jähe Krümmung macht. Die starke Strömung der Regenzeit riß Jahr für Jahr ein Stück der Ufererde mit, in der Trockenzeit nagte das Wasser Tag für Tag ein wenig von der Erde weg, unterhöhlte das Ufer und grub und wusch weiter. Beim nächsten Jahresregen brach der überhängende Uferteil ein. Die Eltern meines Gewährsmannes kannten schon die beiden Palmen, die durch ihre Höhe auffielen; der Bootseigentümer selber kannte sie seit frühester Jugend; es war ein Merkplatz, zugleich die Grenze zweier kleiner Sultanate. Die Regenzeit vom vorigen Jahr hat nun das Ufer so weit unterwaschen, daß die beiden Palmen an einem Tag ins Wasser stürzten und abgetrieben wurden.

Zwei Stunden lang genossen wir das wechselvolle Bild des Stromes und seiner Ufer; dann sank die Sonne tiefer, goldige Ränder bekam der Urwald vor uns, und die ruhig strömende Flut gleißte wie flüssiges rotes Gold in der Strommitte, während die

Digitized by Google

Waſſer am Ufer ſchwarzgrün und dunkel wurden, ſoweit der Schatten der Bäume in ſie fiel. Große Fiſchreiher, Nilgänſe und Enten zogen flußaufwärts und flußabwärts ihrem Nachtſtand zu, die Flußpferde tummelten ſich nahe dem Ufer; es waren gewiß mehr als fünfzig, die wir auf unſerer zweiſtündigen Fahrt getroffen hatten. Als die Sonne eben unterging, kam vom Steilufer knapp hinter uns ein Krokodil im Kopfſprung ins Waſſer geſtürzt. Es hatte wohl gedöſt und uns erſt wahrgenommen, als wir unter ihm vorbeifuhren. Das folgende Boot war glücklicherweiſe etwa fünfzig Meter hinter uns, ſonſt hätte es einen ernſtlichen Unfall geben können.

Bis zehn Uhr nachts gleiten wir ſtromabwärts weiter, im Bug eines jeden Bootes brennt eine Sturmlaterne, die ſich im Waſſer ſpiegelt. Hie und da ſpringt ein Fiſch aus dem Fluß, vielleicht aus Übermut, vielleicht gehetzt, auf der Flucht vor irgendeinem Waſſerräuber. Silbern funkelt im Mondlicht einen Augenblick lang die helle Unterſeite, beſchreibt einen kurzen Bogen durch die Luft und läßt beim Zurückfallen das Waſſer aufſprühen. Dreiſt hebt ſich manchmal nahe den Booten ein Krokodilſchädel aus der Flut. Auch einzelnen Flußpferden, die heute nacht aus irgendwelchem Grund nicht an Land gehen, begegnen wir.

Um zehn Uhr landen wir auf einer langen Sandzunge, die als Halbinſel vom Land in den Strom hineingreift. Angeſchwemmte Knüppel werden raſch zuſammengeleſen, Feuer wird gemacht, ohne Zelt ſtelle ich mein Feldbett auf, und nach kurzem Imbiß ſchlafen wir bis fünf Uhr morgens. Die Decken meiner Schwarzen ſowie mein Moskitonetz ſind zum Auswinden naß vom Nachtnebel. Es iſt recht kühl auf dem Waſſer, beſonders weil wir im engen Einbaum, der bei geringer Bewegung ſchon bedenklich ins Schwanken kommt, ruhig zu ſitzen gezwungen ſind. Die Sonne, die um ſechs Uhr den Nebel zu zerreißen beginnt, macht uns in knapp einer Stunde wieder tüchtig warm. Ungemein reich iſt die Vogelwelt am Fluß: Die Äſte eines kleinen Uferbaumes biegen ſich wahrhaftig unter der Laſt von Hunderten ſchneeweißer Kuhreiher, die mit dem Wild wie mit den Haustieren tagsüber in den Steppen herumziehen; am Ugala nur mit dem Wild, denn die zahlreichen Tſetſefliegen machen hier jede Haustierhaltung unmöglich. An einer

Digitized by Google

anderen Stelle ist ein Nebenarm des Flusses der Tummelplatz zahlreicher Wildenten, später wieder ein sandiger Uferstrich weiß von hundert und aber hundert Ibissen, deren zarter schwarzer Schwingensaum nur im Flug sichtbar wird. Auch der riesige Nimmersatt zeigt sich, Tauben gurren im Geäst, Frankolinen und Ketten von behelmten Perlhühnern huschen flink durch den Uferbusch. Die Welt der Kleinvögel, die uns da begegnet, zu beschreiben, ja nur ihre Namen alle zu nennen, würde zu weit führen. Als typische Gäste an jedem Wasser aber wollen noch die Eisvögel nicht vergessen sein, von schwarz-weißen, fast taubengroßen bis zu den schillernden kleinen, die nicht größer sind als eine Kinderfaust; dann die Klaffschnäbel und der haubentragende Schattenvogel, der riesige, halbkugelige Nester auf starken Ästen baut; ihn habe ich aber auch ferne vom Wasser oft getroffen. Falken, Weihen, Schopfadler und Schreiseeadler, Aasgeier kreisen manchmal über uns oder ziehen hoch überm Fluß weg. Vielleicht brennt draußen irgendwo die Steppe; den Brand kennen sie recht wohl und wissen, daß in der Asche nach dem Feuer für sie der Tisch gedeckt ist mit toten oder schwer verbrannten Schlangen, Mäusen, Eidechsen, kleinen Vögeln, Heuschrecken, Tausendfüßlern und dergleichen Getier mehr. Vielleicht liegt auch ein Aas dort drüben, ein vom Löwen gerissenes Warzenschwein oder ein Zebra, von dem die Hyänen nach dem Löwenmahl noch etwas übrigließen.

An einer verlassenen Fischersiedlung legen wir kurze Zeit an, um zu frühstücken; während Brennholz gesucht und gekocht wird, angelt der eine Bootsmann und bringt ein halbes Dutzend Fische an, als größten darunter einen armlangen Wels, der, als er geöffnet wurde, einen kleinen eigenen Artgenossen in seinem Magen zeigte. Trotzdem biß er in seiner Gier noch nach der fetten Libellenlarve, mit der der Neger seine Angel beködert hatte. Auf der Weiterfahrt kommen wir an einer Insel vorbei, an deren Ufer die Schalen von Buschböcken im Sand gezeichnet sind. Nach beiden Ufern des Flusses haben die Tiere gut zweihundert bis dreihundert Meter Wasser zu durchschwimmen. Stehen sie nun immer auf der Insel als Standwild oder wechseln sie vom Ufer herüber? Ratsam ist das letztere wohl kaum bei den zahlreichen Krokodilen.

Digitized by Google

Während wir gegen Mittag im Uferschatten dahingleiten, sehe ich einen Waran langsam aus dem Wasser kommen und am Ufer emporkriechen. Ein Wink an die Ruderer, und ohne die Paddel zu rühren fahren wir mit der Strömung näher. Auf zwanzig Schritte etwa fällt die über eineinhalb Meter lange Echse, von der Teschingkugel im Hals getroffen, die Böschung herab. Der vordere Bootsmann greift rasch nach ihr, bevor sie etwa im Wasser versinkt, dabei rennen wir, weil auch der rückwärts sitzende Ruderer nur auf die Echse und nicht ans Steuer denkt, mit der Bootsspitze gegen das Ufer so fest an, daß der Bootsmann vorn das Gleichgewicht verliert und ins Wasser stürzt. Das Boot treibt quer, der in den Fluß Gefallene läßt den Waran wieder fahren und klammert sich an eine niederhängende Wurzel, die aber so schwach ist, daß sie reißen würde, wenn er außerhalb des Wassers an ihr hängen würde. Wir drehen so rasch als möglich, inzwischen ist das zweite Boot herangekommen und nimmt ihn auf. Hundert Schritte flußabwärts treibt noch der Waran, sinkt manchmal unter, wird dann auf Augenblicke hochgehoben wieder sichtbar, und nach einer Minute hält ihn Vilima, mein Boy, triumphierend empor. Gerade neben dem Boot war er von einem Wirbel wieder emporgetragen worden. Zur übrigen Beute, die aus einigen Vögeln besteht, wird er ins Boot gelegt, um im Lager abgezogen zu werden.

Gerade vierundzwanzig Stunden benötigten wir, um zur Walamündung zu kommen, davon haben wir insgesamt siebzehn Stunden im Boot zugebracht. Kein Wunder also, daß unsere Knochen steif waren und mein Koch, der seit frühem Morgen mit angezogenen Knien am Boden des Einbaums eingezwängt zwischen zwei Kisten saß, kaum gehen konnte.

Zwei Tage blieben wir hier. Zwei Tage dauerte der Rückmarsch über Land zum alten Lager, wo ich noch einen Tag auf die Rückkehr der Bootsleute warten mußte, die einen Teil des Gepäckes mitbrachten.

Dann kam der Tag des Abschiedes vom Ugala. Am Abend vorher saß ich am Ufer und träumte an seinem Wasser. Was wäre dieser Strom in Europa! Ein Verkehrsmittel ersten Ranges gewiß; Dampfer würden darauf fahren, Schleppkähne hinter sich

Digitized by Google

nachziehen. Ununterbrochen würde man das Rattern der Benzinmotore hören, Bagger würden den Sand und Schlamm ausheben. Aus fernen, fruchtreichen Ländern würden die Getreidefrüchte, das Holz aus den Wäldern auf des Stromes Rücken zu Tal fahren, und Flößer würden abends schwermütige Lieder singen. Und an seinen Ufern stünden, durch lange Kanäle von seinem Wasser gespeist, die Turbinen, um elektrischen Strom zu erzeugen und weit über Land zu senden. Flußaufwärts in sein Quellgebiet trügen Dampfer die Erzeugnisse der großen Werke, die unten, der Mündung nahe, das Getreide und das Holz seines Quellandes verbrauchen.

Und hier? Kein Verkehrsweg ist der Strom, sondern ein Verkehrshindernis. Braucht doch eine kleine Karawane einen ganzen Tag, bis Träger und Lasten übergesetzt sind. Die Grenze zwischen zwei Stämmen bildet er, und nur kleine Fischerdörfer liegen an seinen Ufern; die Bewohner dieser paar Hütten kämpfen hart um ihre tägliche Nahrung, denn das viele Wild droht ständig ihren kleinen Feldern, und oft sind die Fische das einzige Gericht. Aber wenn ich die Wahl hätte, hier am Ugala zu leben oder an einem der großen Ströme Europas inmitten riesiger Fabrikschlote, tönender Werke, im Staub der Straße und im Rauch und Ruß der Großstadt mit ihren engen Wohnungen, die Stockwerk auf Stockwerk sich türmen, dann würde ich den Ugala vorziehen wegen seiner Weite, wegen der unberührten Landschaft, die seit tausend Jahren sich kaum veränderte, wegen seines Reichtums an Tieren aller Art, wegen der wenigen Menschen, die dort leben, wie sie es seit den Zeiten ihrer Vorfahren gewöhnt sind, und wegen des Heimwehs, das ich nach ihm habe, seit ich ihn das letztemal gesehen.

Es liegt ein eigener Zauber über dem Innern Afrikas; worin er besteht, das kann ich nicht sagen. Aber er ist da. Jeder, der einmal hier länger als einige flüchtige Monate lebte, wird von diesem Zauber gefangen, trotz der vielen Malariagefahren, die ihn umlauern, trotzdem er auf seine Zeitung aus Europa oft monatelang warten muß, und trotzdem die Zigarre stets feucht und das Bier stets warm ist. Und wenn er auch, zur Eisenbahn oder an die Küste zurückgekehrt, oft schwört, nie wieder zurück ins Innere

Digitized by Google

zu gehen, er wird doch immer wieder von einer namenlosen Sehnsucht, von einem Heimweh ergriffen, das ihn jahre-, ja sein ganzes Leben lang nicht verlassen wird. So manchen, der wußte, daß sein geschwächter Körper erneuten Strapazen und Krankheiten im Innern nicht mehr gewachsen sei, deckt die heiße Erde Afrikas, weil er nicht zu Haus bleiben konnte, weil es ihn unwiderstehlich zurückzog.

Das ist der Zauber des Pori.

Digitized by Google

Ukonongo

Ukonongo ist das Land des Miombowaldes. Da stehen in ziemlich weiten Abständen vielerlei Bäume, die manches Gemeinsame haben. Als junge Stämmchen hat sie der jährliche Steppenbrand oft schwer verwundet und der Verbiß des Wildes so manchmal verstümmelt. Darum sind gerade Stämme eigentlich selten. Meist sind sie knorrig, gewunden und hin und her verbogen, gabeln sich bald, in Mannshöhe zumeist schon, und schieben ihre Äste lang nach oben und schräg auswärts. Viele von ihnen haben Schirmform, andere ähneln einem struppigen Birkenbesen, alle erreichen nur eine geringe Höhe gegenüber den Galeriewaldbäumen, und nur selten steht ein Stamm, den ein großer Mann nicht umspannen könnte. Zu Beginn der Trockenzeit leuchtet der Wald in allen Herbstfarben. Hier ist ein Baum knallrot, dort ein anderer purpurfarben, ein dritter hat noch sein grünes Laub, wieder einer sticht aus einer Gruppe laubloser Bäume ab durch schwefelgelbe Blätter. Wie besät ist der Boden mit dem Fallaub, durch das stelzbeinige, fingerhutgroße Rüsselkäfer kriechen, die beißende Heerameise ihren Pfad marschiert und flinke Eidechsen rascheln. Der kupferige, buntgezeichnete Leib der dicken Puffotter liegt, zusammengerollt, fast unsichtbar im Laub, so gut stimmen die Farben des Tieres mit der Vielfarbigkeit der Umgebung überein. Wenn die Trockenzeit weiter fortschreitet, dann steht der Wald monatelang laublos da in der wasserarmen Landschaft, das hohe Gras zwischen den Bäumen wird trockenes Stroh und raschelt im Wind. Nur an den versiegten Bachläufen hält sich noch ein Buschsaum mit grünem Laub, der die Zeit bis zum nächsten Regen im November überdauert. Denn vom Mai, manchmal schon vom April ab fällt

Digitized by Google

kein Regentropfen bis zum November. Die Landschaft Ukonongo ist ein weitgedehntes Hochland, eine Hochebene, die, über 1000 m ü. M., sich zwischen dem Ugalafluß im Norden und dem Grabenbruch der Rukwasenke im Süden dehnt und nur ganz leichte, flache Bodenwellen als Gliederung zeigt. Selten einmal steht ein kleiner, kegelförmiger Hügel darin, der wieder, wie die Hügel um Tabora, eine Krone aus Granitblöcken trägt. In den Spalten dieser Felsblöcke ist ein naher Verwandter des Elefanten zu Haus, der Klippschliefer, der, etwa kaninchengroß, bei Sonnenuntergang aus seiner Behausung kommt und hoch oben am Stein sich als dunkle Silhouette vom purpurnen Abendhimmel abhebt.

Stundenweit voneinander entfernt liegen die Tembendörfer inmitten oft bedeutender Rodungen; dort herrscht der Msenga kaya, wörtlich Dorferbauer, also das Dorfhaupt als Stellvertreter des Sultans. Sultan in Kiswaheli, Mtemi in der Landessprache, wird der Herrscher betitelt. In Ukonongo, überhaupt im ganzen Land Unyamwesi, sind zumeist nur kleine Herrschaften, während in Ruanda zum Beispiel der Herrscher Juhi Musinga Herr über Hunderttausende ist und den Namen Sultan schon eher verdient, ebenso wie der Herrscher von Ufipa, der über ein ansehnliches Land befiehlt. Wären alle Stämme, die sich zu den Wanyamwesi zählen, einmal unter einem tüchtigen Herrscher geeint worden, so hätten sie bei den vorzüglichen körperlichen Eigenschaften leicht die Herren Innerostafrikas werden können. So aber stritten sie untereinander und hatten beständig Fehden mit den Nachbarn; wenn vom Süden die Wangoni, vom Nordosten die Masai drückten, so wurden die Grenzvölker von den eigenen Stammesgenossen nicht unterstützt, und um ein armseliges Dorf oder um einen einzelnen Untertan kam es früher oft zum Krieg. Allerdings dauerte er zumeist nicht lange. Nach einigen Zusammenstößen an den Grenzen, nach Plünderung einiger Dörfer kam es zur Einigung zwischen den Parteien, und als Buße wurden Eisen, Feldfrüchte, wo vorhanden Rinder und Kleinvieh, aber auch Menschen gefordert und bezahlt. All diesen Kleinkriegen hat die deutsche Herrschaft ein Ende bereitet; Grenzstreitigkeiten wurden nun vor dem Bwana schauri, dem weißen Richter, in oft langwierigen Verhandlungen beigelegt.

Digitized by Google

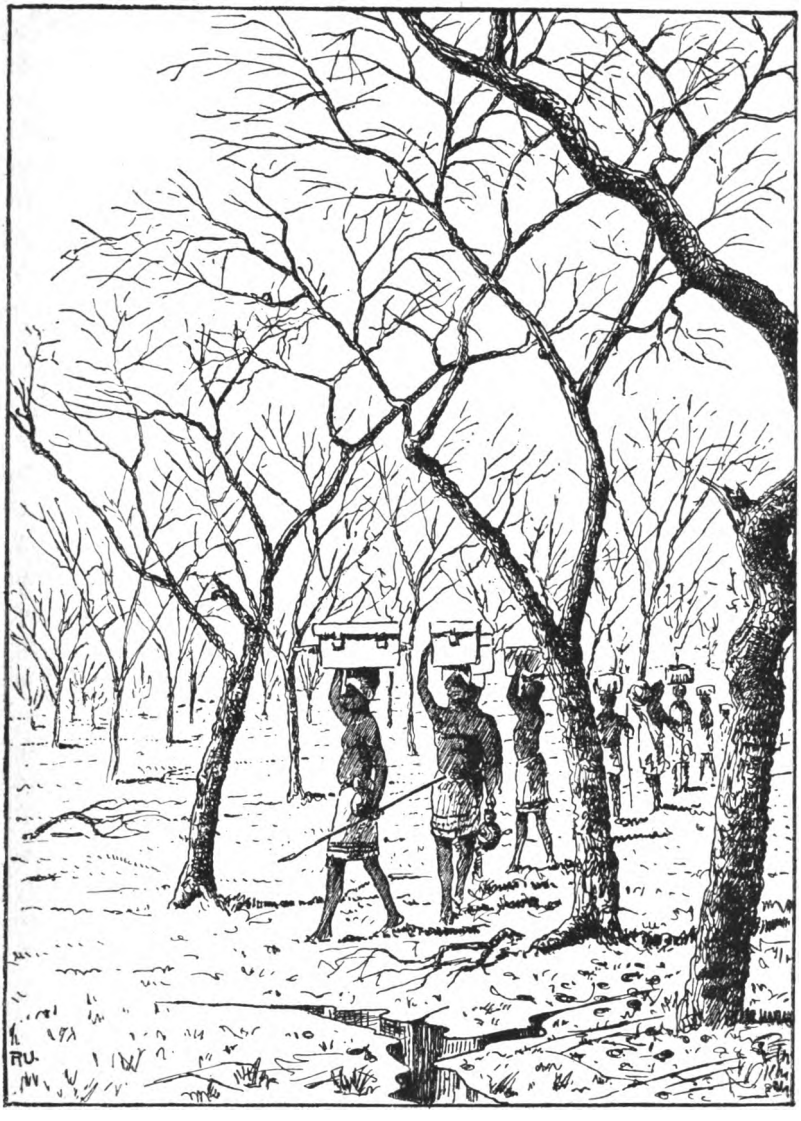


Abb. 12. Miombowald nach dem Steppenbrand

Digitized by Google

Fünf bis sieben Stunden weit liegen die Dörfer in der Regel voneinander entfernt, also gerade die Durchschnittsleistung einer Karawane. Den Wakonongo wächst das Essen nicht in den Mund, wie mancher Europäer sich das vorstellt. In monatelanger harter Arbeit wird von den Männern gerodet; die Bäume werden gefällt, ganz große, die zu viel Arbeit machen würden, werden nur entästet und stehen dann als lange, dürre Stangen auf den Feldern. Trotz der argen Verstümmelung leben sie zumeist weiter und treiben bald wieder Äste, so daß der Schaden im Wald nicht allzu arg ist. Eine Trockenzeit lang liegen die gefällten Bäume und Äste an der Erde, dann werden sie verbrannt und die Asche als Dünger in den Boden gehackt. Einen anderen Dünger haben die Leute nicht, und so kommt es, daß die Felder in den meisten Gegenden in einigen Jahren nicht mehr ertragfähig sind und neue gerodet werden müssen. Ist dies in der Nähe nicht möglich, so zieht das ganze Dorf um und übersiedelt zur nächsten guten Wasserstelle, denn eine solche ist erstes Erfordernis für die Neugründung einer Siedlung. Die alte bleibt verlassen liegen; Dongo nennt die Landessprache solche Stätten. Ein Steppenbrand vernichtet sie bald, Busch wächst in der verbrannten Tembe, Gebüsch und junge Bäumchen auf den verlassenen Feldern, nur ein Rizinusstrauch oder Tomatenbüsche gedeihen noch weiter, und nur der Kundige erkennt an der Art der Vegetation, daß einst ein Dorf hier stand, denn auch die schmalen Pfade, die hinführten, verwachsen rasch, und nach einem Jahrzehnt geben nur die liegengebliebenen großen Mahlsteine noch Zeugnis davon, daß hier einmal Menschen wohnten. Wann sie verzogen, weiß niemand mehr, denn wer soll dem Mahlstein ansehen, ob er nun dreißig oder dreihundert Jahre hier liegt?

Ein Dorf, das umsiedelt, behält manchmal den Namen, der zumeist der gleiche ist wie der des Wasserlaufes, an dem es liegt, wobei natürlich nicht gesagt ist, daß der Bach das ganze Jahr fließendes Wasser hat. Mehr als die Hälfte des Jahres liegt er trocken, und aus stehenbleibenden Tümpeln oder gegrabenen Wasserlöchern wird der Bedarf geschöpft. Wird das Dorf an einen Nebenbach, an ein neues Wasserloch verlegt, oder hatte es

Digitized by Google

seinen Namen von einem auffallenden, dorfnahen Hügel, so heißt die neue Siedlung natürlich wieder anders. Drum sind Landkarten älterer Herkunft oft nicht verwendbar, und am besten tut man, das Dorf nach dem Jumben, dem Dorfoberhaupt, zu bezeichnen, wie es auch die Neger tun: „Dorf des Kundua" zum Beispiel heißt bei ihnen eine Siedlung halbwegs vom Ugala zum Ruckwa. Der alte Kundua ist schon seit Jahren tot, sein Sohn Naswiro hat aber, als er Dorfoberhaupt wurde — denn diese Würde ist fast überall erblich — denselben Namen angenommen. Viermal ist das Dorf während seiner Amtszeit schon umgezogen, jedesmal hatte es einen anderen Namen; ein befragter Führer könnte kaum Bescheid geben, wenn ich aber einen Mkonongo ersuche, mich ins Dorf des Kundua zu führen, dann werde ich pünktlich und auf dem kürzesten Weg hingebracht werden. Es ist also nicht böser Wille des Negers, der mich nicht nach Idete führen will, das nach der Karte nur 15 km von seinem Dorf liegt, denn Idete war einmal, heute ist es nicht mehr; wo früher Idete war, ist heute Miombowald; kein Pfad führt hin, aber in vier Stunden bringt mich ein Weg zum Kundua nach Ugolola, wie das Dorf nun heißt. Und wenn mich mein Geschick, wie ich hoffe, doch bald wieder in das geliebte Land reisen läßt, dann muß ich den alten Kundua, wenn er noch lebt, wieder anderswo in der Umgebung suchen, denn zehn Jahre kann er nicht am selben Fleck bleiben.

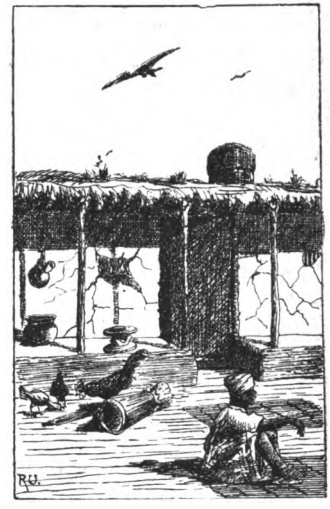


Abb. 13. Im Tembehof

Aber ich wollte ja von der Feldarbeit erzählen. Ist also die Asche in die Erde gebracht, so werden Hirse und Mais angebaut, ferner Maniok, sowie Süßkartoffeln und Erdnüsse, auf einem Unrathaufen noch ein paar Speisekürbisse. Männer und Frauen teilen sich in die Arbeit, worüber weiter unten noch ausführlicher zu reden sein wird. Mit Beginn der Regenzeit muß die

Digitized by Google

Feldbestellung vorüber sein. Nun wird noch Unkraut gejätet, die Felder werden oft mit hohen Knüppelzäunen umfriedet, damit das Wild nicht Schaden tue, und Frauen und Kinder scheuchen körnerfressende Vögel am Tag, während die Männer die Nachtwache gegen Antilopen und Wildschweine übernehmen. Der Haß, den die Neger gegen Paviane haben, wird erklärlich, wenn man den ungeheuren Schaden sieht, den sie oft im Feld anrichten. Da reift zum Beispiel endlich der Mais; der Regen war ausgiebig, eine Mißernte ist also dieses Jahr nicht zu fürchten. Die Mutter, die mit ihren beiden kleinen Mädchen vom Wasserloch nach der Tembe geht, sie mit einem großen, jedes der Mädchen mit einem kleinen Wassertopf auf dem Kopf, blickt freudig und stolz auf die körnervollen, bald reifen Kolben, bricht da und dort einen aus, der schon milchig ist und am Feuer gebraten werden kann. Der Vater, der vom Honigsuchen heimgeht, bleibt stehen und freut sich, daß die Regenzeit so ergiebig war, freut sich auf das Bier, das aus dem Überfluß gebraut werden soll, und beschließt, einem verstorbenen Ahnen, dessen Geist er für besonders wirksam hält, ein kleines Opfer zu geben, damit er ihm wohlgewogen bleibe.

Da meldet am späten Nachmittag sein Sohn, daß Paviane im Mais seien, und als die ganze Familie in der Absicht, die Affen zu vertreiben, hinkommt, findet sie eine greuliche Verwüstung vor. Ein Drittel der Ernte ist schon vernichtet. An die fünfzig Hundsaffen waren da zwei Stunden ungesehen tätig. Sie haben die Kolben abgerissen, ein paar Körner herausgefressen, den angebissenen weggeworfen, einen anderen abgebrochen und im Übermut sogar die Maisstauden selbst ausgerissen. Bei der Ankunft der erbosten Menschen reißen sie gurgelnd aus, ein ausgestellter Wächter hat sie rechtzeitig gewarnt, und ungestraft entkommen sie in den Wald. Da darf man sich fürwahr nicht wundern, wenn der Neger auch ohne Jagdschein einmal mit dem sicher wirkenden Giftpfeil einen Affen, aber auch eine Antilope erlegt, um am Wildbret Ersatz zu haben für die gestohlene und zerstörte Feldfrucht. Anderes Fleisch kennt der Mkonongo ja kaum. Nur Hühner kann er halten, weil die ganze Landschaft Tsetsegebiet ist.

Digitized by Google

Eine Fliege[1], etwas größer als unsere Stubenfliege und an der Flügelhaltung sowie der Färbung sofort zu erkennen, lebt da in Wald und Busch und meidet nur die kurzgrasigen, größeren Steppenflächen. Beim Blutsaugen überträgt sie Trypanosomen auf Rind, Ziege und Schaf und erregt dadurch eine Krankheit, Nagana genannt, die auch der Mensch in ähnlicher Weise durch eine Schwester der Tsetsefliege bekommen kann. Das ist die gefürchtete Schlafkrankheit, der in den letzten zwei Jahrzehnten besonders im Kongo und in Rhodesien Tausende von Negern zum Opfer fielen. Als sich auch in Deutsch-Ostafrika, im Westen besonders, die Schlafkrankheit zeigte, da gingen deutsche Forscher hinaus, als einer der ersten Geheimrat Professor Dr. Robert Koch. Ihnen ist es durch deutsche Gründlichkeit gelungen, ein Vordringen dieser Krankheit aufzuhalten, ihnen gelang es, bereits verseuchte Gebiete wieder gesund zu machen und, als vor drei Jahren ein französischer Gelehrter sagte, die Wissenschaft verliere nichts bei der Ausschaltung der Deutschen auf kolonialem Gebiet, wußte er wohl nicht, daß dem jüngsten Kolonialvolk, den Deutschen, es gelingen würde, ein Mittel gegen Trypanosomiasis, die Schlafkrankheit des Menschen, und Nagana, der Tiere, zu schaffen, nämlich „Bayer 205", zu dessen Erprobung nun Professor Kleine in Rhodesien reist, der bisher nur Günstiges von seinen Erfolgen meldet. Doch die Welt scheint kein Gewissen zu haben zurzeit, glaubt weiter an die koloniale Lüge, und erst die Geschichte wird vielleicht später Deutschlands Afrikawirken den Lorbeer zusprechen.

Kein Haustier lebt also in Ukonongo. Wenn dann noch manchmal die Regenzeit verspätet kommt oder nur schwachen Regen bringt, dann steht das Gespenst des Hungers im Dorf, und die Kindersterblichkeit ist in solchen Jahren außergewöhnlich groß. Wie sollte eine Mutter ihr Kind stillen, wenn sie selbst nur jeden zweiten Tag einmal ausreichend zum Essen hat? Zusammen mit Malaria und Pocken ist dies wohl der Grund für die dünne Be-

---

[1] Glossina morsitans überträgt die „Nagana"-Krankheit auf Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schaf, Hund usw., Gl. palpalis überträgt den Erreger der Schlafkrankheit auf den Menschen.

Digitized by Google

völkerung in Ukonongo[1]. Für den Durchreisenden gibt es gerade in diesem Landstrich noch eine Krankheit zu fürchten, das Rückfallfieber. Eine in der Erde lebende Zeckenform, Ornithodorus moubata, kommt nachts an den Schläfer und überträgt die Krankheit. Hohe Fieberanfälle, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit auftreten, sind die Folgen. Den Erreger kann man im Blut während des Anfalls feststellen; Salvarsan ist ein Mittel dagegen. Übel sind die Folgeerscheinungen, die danach oft auftreten: Gesichts- oder Gliedmaßenlähmungen, Lähmungen der Stimmbänder, Taubheit, Erblinden durch heftige, oft eitrige Regenbogenhaut-Entzündungen. Wie ich am eigenen Leib erfuhr, macht ein einmal überstandenes Rückfallfieber nicht unempfänglich gegen einen zweiten Anfall; während der erste ohne Folgen verlief, konnte ich nach dem zweiten, den ich mir einige Jahre später in Upogoro holte, wochenlang nicht die Hand vor Augen sehen; doch konnte Stabsarzt Erhardt die Sehkraft wieder völlig herstellen. Nicht nur der Europäer leidet sehr unter diesem Fieber, sondern auch die Träger werden davon befallen. Kommen sie aus einer rückfallfieberfreien Gegend, so sind die Anfälle besonders schwer, während Leute aus verseuchten Gegenden weniger darunter zu leiden haben. Besonders gefährlich für die Übertragung des Rückfallfiebers sind verlassene alte Lagerplätze, sowie das Schlafen in den Temben von Zecken beherbergenden Dörfern. Das beste ist wohl immer, im Wald oder Busch, nicht zu weit vom Dorf und Wasserplatz, sich das Lager einzurichten, weil dort die Zecke kaum vorkommt. Gefährlich ist es auch, Lasten in den Dörfern unterzustellen, denn das Ungeziefer kriecht während der Nacht in Decken, Matratzen, in Kisten und Matten und wird dann, ohne daß man es ahnt, ins nächste Lager mitgeschleppt.

Ist die Zeit der Ernte vorbei, dann rüsten sich die Männer, nachdem sie vorher das nötige Reisebier vertilgt haben, für längere Abwesenheit vom Dorf. Die einen gehen Jahr für Jahr als

[1] Viele Kinder gehen im ersten Lebensjahr an allerlei Darmkrankheiten, besonders an den Störungen durch den Wurm Ankylostomum duodenale zugrunde.

Digitized by Google

Träger, andere haben, angeworben für einen europäiſchen Plantagenbetrieb, Handgeld ſchon vor Monaten genommen, ſammeln ſich nun und gehen für ſechs oder neun Monate in die Fremde, um zu verdienen; wieder andere ſind beim Eiſenbahnbau beſchäftigt. In dieſer Zeit trifft man ſelbſt in großen Dörfern neben Frauen jeden Alters nur einige Männer im Vollkraftalter, ſonſt nur Greiſe und halbwüchſige Knaben.

Kommt die Regenzeit, dann kehren die Männer wieder heim, um bei der Feldarbeit zu helfen. Schon vor einigen Tagen kam ein Mann vom benachbarten Dorf durch und verkündete abends im Dorfhof, daß er dieſen und jenen in Tabora oder Kilimatinde geſehen habe; ſie wollten aber noch mit ein paar Freunden zuſammentreffen, um gemeinſam nach Hauſe zu reiſen. Mit Sehnſucht werden die Zurückkehrenden nun im Dorf erwartet. Plötzlich bringt weither aus dem Pori das dröhnende Baragumuhorn, das Horn einer Rappantilope oder eines Kudu, die Kunde von der Ankunft der Erwarteten. Sofort iſt alles auf den Beinen, rennt aus der Tembe, Frauen und Kinder eilen unter trillernden Jauchzern den Ankömmlingen entgegen, und ſelbſt die alten Männer, die ſonſt nur wortlos auf der Baraſa im Hof in der Sonne ſitzen, erheben ſich und gehen vors Tor. Vor Jahren wurden auch ſie ſo bewillkommt, und mancher lächelt ſtill vor ſich hin in der Erinnerung an ſeine Manneszeit und in der Freude des Wiederſehens mit ſeinem Sohn. Jetzt ſind ſie ſchon ganz nahe,

Abb. 14. Auf dem Heimweg vom Feld

Digitized by Google

und die Rodung ums Dorf hallt wider vom gellenden Ngerengere-geschrei der Frauen und Mädchen, die ihre Männer und Liebsten bei der Heimkehr grüßen.

Im bunten Blechkoffer bringen sie ihren Angehörigen bunte Stoffe, Glasperlen, Kochgeschirr und ähnliches mit, mancher von den Jünglingen hat auch einen Beutel voll Silberrupien zusammengespart, um damit den Brautpreis für sein Mädchen an die Schwiegereltern zahlen zu können.

Die ersten paar Nächte hindurch wird dann geschwatzt und langatmig alles Erlebte erzählt. Da sitzen die Jungen herum, und aus ihren Augen blinkt die Sehnsucht, auch einmal hinauszukommen aus dem Dorf und Eisenbahn, Plantagen oder gar die Küste, das große Meer und die Schiffe der Europäer zu sehen. Diese Wandersehnsucht, die eigentlich in jedes Menschen Brust liegt, ist bei den Wakonongo, wie bei den meisten Wanyamwesivölkern, besonders ausgeprägt. Jahr für Jahr ziehen sie hinaus, manch einer von ihnen kennt ganz Ostafrika aus eigener Anschauung, manch einer aber auch liegt fern seiner Heimat in fremder Erde begraben. Die Frauen aber bleiben fast immer zu Hause, und viele von ihnen sterben, ohne über die nächsten Dörfer hinausgekommen zu sein. Sie haben auch ein vollgerütteltes Maß Arbeit im Dorf zu besorgen.

Eine strenge Grenze ist zwischen der Arbeit der Männer und der der Frauen gezogen. Alles, was körperlich sehr hohe Anforderungen stellt und eine in der Zeit kurze, aber gewaltige Anstrengung bedeutet, ist Sache der Männer. Die körperlich leichte, dafür zeitlich oft lange währende Arbeit leistet die Frau. So schlägt der Mann im Wald das Bauholz und das Brennholz, während die Frau nur abgefallene Äste, Klaubholz, sammelt. Der Mann spaltet mit der Axt die schweren Holzklötze, während Frauen Axt und Messer nicht gebrauchen. Um ein Stück Holz zu spalten, hält es der Mann am Boden gewöhnlich mit einem Fuß, eigentlich mit der von den übrigen abgespreizten großen Zehe fest; auch sonst benützt der Neger seine bloßen Füße häufig, Stock und Speer werden immer im Stehen mit dem Fuß aufgehoben und dann in die Hand genommen, um das Bücken zu ersparen.

Digitized by Google

Das Jagen nach Wild mit Vorderlader, mit Speer, Bogen und Pfeil, das Fischen mit der Reuse, Angel oder Fischgabel ist Männerarbeit; die Frauen dagegen sammeln Kerbtierlarven und fischen mit Körben die kleinen Fischlein, die in austrocknenden Tümpeln zurückbleiben. Wo Rinderzucht herrscht, treibt der Mann das Vieh auf die Weide, melkt fast überall und schüttelt die geronnene Milch im Flaschenkürbis zur Butter, versorgt Ziegen und Schafe. Das Roden ist Männerarbeit, das Pflanzen und Jäten Frauenarbeit. Die Wartung des Feuers, das am Herd der Hütte bei einer guten Hausfrau nicht verlöschen soll, die Zubereitung des Essens, alles was zum Kochen gehört, also Mehlstampfen und Mahlen, Wassertragen, ja die Herstellung der Töpfe selbst obliegt den Weibern. Der Hausbau ist Sache der Männer, das Verschmieren der Wände mit Lehm müssen die Frauen besorgen. Holzarbeiten, Schnitzen liegt den Männern ob. Die Herstellung von Matten und anderen Erzeugnissen aus Flechtgras ist, wenigstens bei den meisten Stämmen, Frauenarbeit. Auch die unentgeltliche Gemeinsamkeitsarbeit ist bekannt; Freunde und Nachbarn helfen beim Hausbau, wie auch beim Dreschen, und erhalten dafür nur einen, allerdings meist reichlich bemessenen Trunk Pombe vorgesetzt.

Die Arbeit hört auch für den Neger niemals auf; das süße Nichtstun, das ihm oftmals angedichtet wird, hätte im Jahr darauf schon einen knurrenden Magen zur Folge. Allerdings wartet er bis zum letzten Augenblick, um erst dann das schon brennend Notwendige zu schaffen. Eine zeitliche Voraussicht fehlt ihm; drum pflanzen im Innern die Neger selten größere Fruchtbäume. „Heute pflanze ich den Baum, Herr, in fünf Jahren trägt er vielleicht. Ich weiß doch nicht, ob ich dann noch leben werde", antwortete mir ein Neger einmal. Durch das unvermeidliche dauernde Übersiedeln würden übrigens die Früchte des alten Dorfplatzes oft nur in stundenweiten Märschen zu haben sein.

Viel Zeit verwendet der Schwarze auf die künstlerische Ausgestaltung seiner Geräte. Die Frauen bringen sorgfältig allerlei Ornamente an den Tontöpfen an, und mancher Mann schnitzt viele Tage lang an einem Stuhl oder einer Schnupftabaksdose, oder

Digitized by Google

brennt Kreise, Spiralen und Dreiecke in den Steg seines Musikinstrumentes. Auch für Körperschmuck, Armbänder, Ohrschmuck, Halsketten, sowie für die manchmal recht schmerzhafte Anbringung von Schmucknarben hat er viel Zeit übrig.

Eigentliche gewerbsmäßige Ausübung von Handwerken kennt der Neger im Innern des Landes nicht, sondern jeder stellt in seinem Haushalt all das her, was er braucht. Besondere Erzeugnisse werden eingehandelt. Nur die Schmiede könnte man als zeitweise Handwerker bezeichnen. In früheren Zeiten aber war es in Ufipa üblich, daß jeder mannbar Gewordene die Eisengewinnung und Eisenverwertung einigemal mitmachen mußte. So wird es in anderen Ländern wohl auch gewesen sein. Wenn aber wirklich einmal ein Neger, zum Beispiel ein Tabaksdosenschnitzer, zum Handwerker wird, so arbeitet er nur auf Bestellung, nicht aber auf Vorrat. Nur in der Töpferei habe ich gesehen, daß manchmal Frauen viele Töpfe, bis zu dreißig, ohne Auftrag erzeugten und dann von Dorf zu Dorf wanderten, um andere Waren, deren sie dringend bedurften, einzuhandeln.

Für die meisten Gegenstände hat sich im Lauf der langen Zeit ein fester Handelspreis herausgebildet. So gilt ein Huhn gleich zwei Tauben, zwei Ziegen oder drei sind gleichwertig einer Eisenfeldhacke je nach Größe, eine Taube einer oder zwei eisernen Pfeilspitzen. Eine Last entkörnten Maises wird in Ukonongo gegen vier aus dem Rukwa stammende Tabakbrote gehandelt — daran läßt kein Neger etwas ändern. Trotzdem geht jedem Tauschgeschäft ein langes Schauri voraus, das bei größeren Geschäften oft einige Tage dauert.

Wenn zwischen zwei Parteien ein besonders großer Handel abgeschlossen wird, so geschieht dies mancherorts an besonders ehrfurchtheischenden Orten, in Ukonongo zum Beispiel am Grab eines Vorfahren, in Ufipa am Geistertor. Dabei wird vor Zeugen aus beiden Sippen, oft unter Zuziehung des Dorfältesten, auf Erfüllung des Vertrages geschworen, und weh dem, der den Eid bricht. Der Geist des Toten würde ihm keine Ruhe geben, er würde ihm Krankheiten und Mißernten schicken, seine Frauen blieben kinderlos, und schließlich müßte, um eine Fehde zu vermeiden, seine Sippe für ihn einspringen und zahlen. Jeder der

Digitized by Google

Neger ist fest überzeugt, daß die Geister dazu die Macht haben und daß eine bloße Verwünschung manchmal genügt, um den Nachbarn Schaden zu tun.

*

Kommt im November der erste Tag des Regens, dann begrüßen ihn Jauchzen und Trommeln; er zaubert in wenigen Tagen dichtes Gras aus dem verdorrten Boden, der das Wasser gierig aufsaugt, und in einer Woche ist der Miombowald nicht wiederzuerkennen. In der frischgrünen Pracht des neuen Blätterschmuckes ist er wie verjüngt, und Blüten sind mit vollen Händen in allen Farben über Baum und Busch gestreut.

*

Vier Stunden sind wir unterwegs; der nur spannbreite Pfad ist tief eingetreten; rechts und links säumt ihn eine übermannshohe Wand von strohgelbem Trockenzeitgras. Die blattlosen Äste der verkrüppelten Bäume recken sich über den Weg, geben aber keinen Schatten. Jeder Luftzug bringt erneut roten Lateritstaub, und die blanken Oberkörper meiner Träger sehen kaum mehr negerähnlich aus. Der Weg krümmt sich um jeden Strauch und Baum herum, führt in ständigem Zickzack, jedem, auch dem geringsten Hindernis ausweichend. Nur vor Bergen hat der Weg keine Angst, denn an der steilsten Stelle steigt er empor, und doch wären gerade da einige Windungen recht erwünscht. Unmittelbar am Pfad liegt eine vor Jahren verlassene Siedlung. Nicht weit davon, in einer ganz kleinen Tembe, haust einsam ein Leprakranker[1]. Nur wenn wir über eine Bodenwelle kommen, können wir weiter als fünfzig Schritt sehen. Sonst sperrt die hohe Graswand jede Aussicht. Tsetsefliegen peinigen uns, und die Sonne heizt den Boden so an, daß einige der Träger sich ihre Sandalen untergebunden haben.

„Pitagi wagoscha!", „Marschiert, Kameraden!" mahnt eintönig immer wieder Kitebo, wenn das Tempo langsamer wird, und tröstend setzt er hinzu: „kukaya kupipi" — „das Dorf ist nahe". Ohne Rast sind wir schon sechs Stunden auf dem Weg, immer

[1] Soweit die Behörde Kenntnis von Aussätzigen hatte, wurden sie in eigenen Lepraheimen untergebracht.

Digitized by Google

das gleiche Bild des verdorrten Miombowaldes und strohdürren Grases um uns. Giraffenfährten folgten einigemal dem Pfad eine Zeitlang, Elen- und Pferdeantilopen spürten wir, manchmal rufen im hohen Gras versteckte Hornraben, und wie ein kleines, gequältes Kind schreit der Nashornvogel am Trockenbett eines Baches. Glimmerblättchen funkeln am Weg wie Spiegelscherben, an einer alten Leopardenlosung sitzen prächtig gefärbte Schillerfalter. Die Träger wechseln oft die Last, heben sie von Schulter zu Schulter oder tragen sie wieder eine Strecke auf dem Kopf.

Da kräht ein Hahn vor uns. „Kuku liko" — „ein Huhn ist da", übersetzt Kitebo den Hahnenschrei; das Dorf muß ganz nahe sein. Da wird's auch vorn zwischen den Bäumen schon durchsichtig. Plötzlich hört das hohe Gras auf; wir stehen auf den Feldern, in deren Mitte die weite, viereckige Tembe daliegt wie ein Festungsbau aus Rohziegeln. Kitebo nimmt das große Kuduhorn, dessen Öffnung perlbestickte Troddeln als Zier trägt, und entlockt ihm tiefe, laute Töne. Die Träger jauchzen dazu, klopfen ihre Speere an die Lasten, und bald klingt ein Marschlied zum Dorf hinüber. Welch ein Unterschied zwischen den müden Trägern vor zwei Minuten noch und dem ausgelassen lustigen Volk, das nun zur Tembe marschiert. Nur die staubverklebten Körper sprechen vom weiten Marsch, sonst könnte man glauben, sie seien eben erst im Begriff abzumarschieren; Pandakilima zum Beispiel springt mit der Bücherkiste auf einem tiefgefurchten ehemaligen Maniokfeld wie besessen herum und zeigt sich als gelenkiger Tänzer.

Frauen, die gebückt auf der Shamba, dem angebauten Land, gearbeitet haben, richten sich rasch auf und kommen uns entgegen, ein paar neugierige Buben überwinden Angst und Scheu und kommen herangelaufen, ein paar andere Kinder flüchten erschreckt, denn sie fürchten die Fremden. Das mag wohl uralt ererbt im Menschen sein, daß man den Fremden gleich als Feind ansieht. In der Sprache der Afipa gibt es sogar ein Wort, das beide Bedeutungen in sich schließt. Der Stammesfremde galt im Innern noch vor hundert Jahren ohne weiteres als Feind; niemand traute ihm Gutes zu, aber keiner ging auch waffenlos aus dem Dorf. Wenn da nun zwei, die einander noch nie gesehen hatten, sich im

Digitized by Google

Wald trafen, so konnte es leicht ganz grundlos zum Kampf kommen. Überall hat man noch heute eine gewisse Scheu vor Fremden. Als ich einst in Ukimbu reiste, erkrankte einer meiner Träger schwer an Lungenentzündung und starb. Als keine Hilfe mehr möglich schien, kam das Dorfoberhaupt, das davon gehört hatte, und bat mich, den Kranken in den Wald zu verbringen, damit er dort sterbe. Man wisse nicht, welche Zauberkräfte der Kranke etwa besäße, und er könne im Zorn darüber, hier sterben zu müssen, dem Dorf noch fluchen, was um so gefährlicher sei, als zwei schwangere Frauen im Dorf lebten. Oder sein Geist könne im Dorf wohnen bleiben, und niemand verstände es, denselben zu besänftigen. Ich tröstete den Dorfältesten damit, daß der Kranke ja nicht im Dorf selbst liege, sondern in meinem, davon wohl fünfhundert Meter entfernten Lager. Ganz hat ihn dies wohl nicht beruhigt, obwohl er sich scheinbar zufrieden gab. Als in der Nacht der Kranke starb, gruben ihm seine Gefährten im Wald weitab vom Dorf ein Grab, denn sie fürchteten die Rache der Dorfbewohner, wenn sie ihn an der Feldgrenze begraben würden. Weil sie sich fremd waren, trauten sie einander nicht. So kann es auch nicht wundernehmen, daß die Neger zu einem Europäer zunächst kein Zutrauen haben; er ist ihnen fremd, und das Zutrauen wächst erst mit dem Näherbekanntwerden. Eine gewisse Empfehlung ist allerdings auch schon die Stammeszugehörigkeit, wenn nämlich die Sitten des fremden Stammes dem anderen bekannt sind. So war es für jeden, der in portugiesisches Gebiet kam, ein Empfehlungsbrief, wenn er sagte: „Ich bin ein Deutscher." Die strenge, aber dabei doch gütige Gerechtigkeit der Deutschen stach in den Augen der Neger sehr ab von der Ausbeutung, die sie an ihren Herren kennengelernt hatten. Darum wanderten auch immer wieder aus Portugiesisch-Ostafrika ganze Stämme über den Rovuma zu uns.

*

Unweit der Tembe hatte man auf dem Feld fünf große Bäume beim Roden stehen lassen. Es sind Tamarinden, deren Schotenfrüchte die Neger gern essen. Darum haben sie die fünf Bäume auch geschont, wie sie das mit jedem Baum tun, der genießbare

Digitized by Google

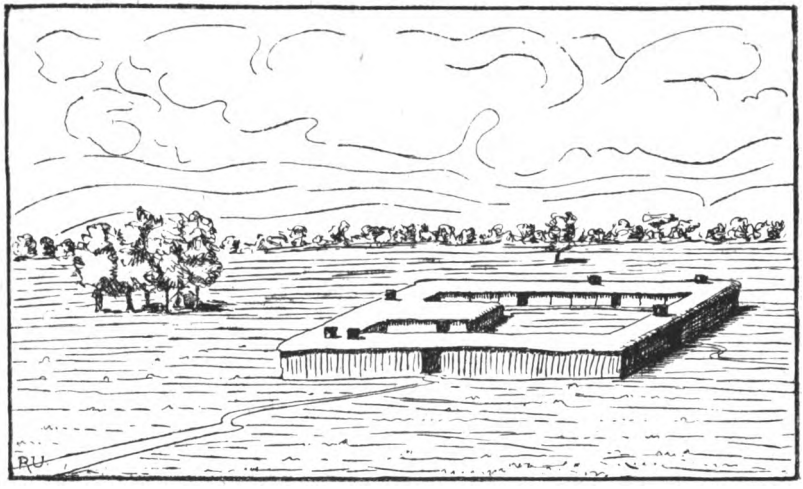


Abb. 15. Rodung mit Tembe

Früchte trägt. Im Schatten dieſer Bäume, ſo ſpärlich er auch iſt, wird das Lager errichtet. Nach kurzer Beſprechung eilt der vom nahen Feld herbeigeholte Ortsvorſtand ins Dorf, um die für meine Schwarzen nötige Verpflegung zu beſorgen. Drei Frauen bringen bald darauf in des Jumben Begleitung in kleinen Körben ſchönes Maismehl für die Boys und Träger, in einem Blechnapf ein Dutzend Eier für mich. Das als Gaſtgabe übliche Huhn habe ich abgelehnt, weil ich genügend Wildbret habe. Auch der Jumbe bekommt eine Kipande, ein Stück, davon, und ſo geehrt erzählt er mir, daß er in ſeiner Jugend ſelbſt eifriger Jäger war. Er hat ſogar im Verein mit zwei Verwandten einige Elefanten erlegt und trägt noch heute zum Zeichen ſeiner weidmänniſchen Tüchtigkeit ums rechte Handgelenk einige Armringe aus den telephondrahtdicken Wedelhaaren der Elefanten. Noch am Abend hockt der Alte bei mir vor dem Zelt und erzählt von ſeinen Jagdfahrten. Einen uralten Vorderlader hat er mitgebracht, an deſſen Kolbenhals allerlei nützlicher Jagdzauber angebracht iſt. Auch an ſeinem Unterarm iſt ſolcher Zauber in Geſtalt von Tatauierung zu ſehen: neun parallele Einſchnitte in der Haut, die mit der Aſche eines Löwenherzens eingerieben wurden. Findet der Jäger nun ein Wild,

Digitized by Google

ſo pirſcht er ſich näher, indem er von Zeit zu Zeit die Narben der Einſchnitte, die dicke Wülſte bilden, mit Speichel benetzt. Dadurch ſoll das Wild an der Flucht gehindert werden. Wird es trotzdem flüchtig, ſo iſt nicht etwa der Zauber nichtsnutzig, ſondern der Träger des Zaubers hat irgendeinen Ahnengeiſt beleidigt oder ſonſt Schuld auf ſich geladen, oder ein ihm Übelgeſinnter hat ihm einen Gegenzauber angetan.

Der Jumbe erzählt ſehr anſchaulich. Zu dritt waren ſie einſt einem ſtarken Elefanten gefolgt, der aus den Njadaniederungen zur Regenzeit ins Ukonongo-Hochland gekommen war. Zwei Tage folgten ſie ihm, die Nächte im Pori ſchlafend, und trafen ihn am dritten Morgen am kleinen Bach Kaminzi beim Suhlen. Die Vorderlader waren mit gewaltigen Schwarzpulvermengen geladen — acht Fingerbreiten zeigt er mir am Laufe —, darauf wurde das eiſengeſchmiedete Geſchoß geſetzt, und nun knallten ſie los. Er war in die Lungen getroffen. Der Verwundete raſt empor, im Dampf der Gewehre taucht da und dort der Greifer auf, aus dem beim Blaſen heller Lungenſchweiß ſpritzt. Ein Gebüſch, das Menſchenwitterung hat, reißt der Rieſe in ſeiner Wut ſamt den Wurzeln aus und zerſchlägt es am nächſten Baum. Mühſelig wurde inzwiſchen geladen. Wieder knallt ein donnerähnlicher Schuß, der dem tobenden Unhold ein weiteres Eiſenſtück in den Körper jagt. Kaum nimmt er die Richtung des Schuſſes an, da kracht ſchon der nächſte Vorderlader von der anderen Seite. Beim ſiebenten

Abb. 16. Jumbe

Digitized by Google

Schuß legt sich der Weidwunde nieder; der Wald schweigt, wenn sein König röchelnd verendet. Mit knapper Mühe entgeht einer der Begleiter dem Tod, denn schon war ihm der Rüssel so nahe, daß der geängstigte Schwarze wie im Schweiß gebadet ist. Da schlägt im letzten Augenblick die rettende und tötende Kugel ins Herz. Das Elfenbein wurde geteilt, das Wildbret von den nächstliegenden Dörfern erworben; selbst die großen Röhrenknochen wurden aufgeschlagen, um das Mark zu gewinnen. Ein arabischer Händler kaufte für ein paar bunte Lappen, Perlen und ähnlichen Kram das Elfenbein auf. Er war jedenfalls der Gewinner.

Auch auf andere Weise versuchten die Wakonongo vor langer Zeit sich in den Besitz des wertvollen Elfenbeins zu setzen. Ein starker Speer mit vergifteter Spitze wurde zwischen zwei hochgezogenen Baumklötzen befestigt und über einem häufig begangenen Wechsel aufgehangen. Tagelang hockte ein Mensch, der alle paar Stunden abgelöst wurde, oben im Geäst und erwartete das Opfer; er selbst rieb sich der Witterung wegen mit Elefantenlosung ein. Durch eine sinnreiche Auslösevorrichtung mit Gleitschlitten und Tau konnte er den baumstammbeschwerten Speer zu jeder Zeit fallen lassen. Kam die Elefantenherde am Wechsel entlang, dann wartete der oben hockende Mensch, bis ein starker Bulle mit großen Zähnen unter dem Speer durchging, den er dann mit voller Wucht niedersausen ließ. Oft war der Blutverlust des Elefanten so groß, daß er schon nach einer kurzen Strecke liegen blieb, manchmal wirkte auch das Gift des Speeres allein, und das gequälte Tier verendete nach Stunden irgendwo einsam im Wald und konnte erst nach langem Suchen gefunden werden.

So plaudernd saßen wir bis zehn Uhr; meine Leute schliefen schon, nur hie und da stand einer auf, um ein neues Stück Brennholz ins Feuer zu werfen oder ein halbverbranntes nachzuschieben. Dann schied der Jumbe; ich ging ins Zelt und hatte noch nicht den Rock ausgezogen, als draußen der Jumbe einen gellenden Hilferuf ausstieß. Sofort war ich vor dem Zelt, in der Linken die Sturmlaterne, in der Rechten das Gewehr, und eilte dem Ruf nach. Meine Träger mit mir. Da kam er uns auch schon, grau vor Schrecken, entgegengerannt; er war kaum hundert Schritt vom

Digitized by Google

Zelt weg auf zwei Löwen gestoßen, die auf seinen Ruf hin brummend abgingen. Ich geleitete ihn bis an die Stelle, wo im Ackerboden deutlich die Spuren der beiden Löwen sichtbar waren, wo auch der Vorderlader des Jumben lag, den er auf der Flucht weggeworfen hatte. Noch während wir am Boden kauerten und die Fährten beleuchteten, hörten wir das Geknurr der beiden Räuber drüben aus dem Wald. Wir brachten den ängstlichen Alten bis ins Dorf, von wo uns schon einige fackeltragende Männer mit Speeren entgegengekommen waren, und hörten die ganze Nacht nichts wieder von den Löwen.

Aber anderen Besuch bekamen wir. Ich hatte schon tief geschlafen, als ich plötzlich durch Fluchen und Herumtrampeln der Neger erwachte. Rasch sprang ich aus dem Bett, um nachzusehen, was draußen vorging. Ein paar Schritte nur machte ich barfuß im Zelt, als ich an den Beinen ein Zwicken und Jucken verspürte und beim Schein eines rasch angebrannten Streichholzes einige Dutzend Ameisen festgebissen fand. Nun wurde die Sache toll; der ganze Zeltteppich wimmelte durcheinander von Tausenden der beißenden Heerameisen, Siafu der Waswaheli, Schilanga der Wanyamwesi. Ich brannte eiligst die Sturmlaterne an, aber inzwischen waren die Ameisen schon bis an den Hals vorgerückt. Also erst die Wäsche herab und dann nackt in das Badebecken. Vilima reinigte unter tollen Sprüngen das Bett, in das sich auch schon ein Strom der kleinen Quälgeister durch das von mir offengelassene Moskitonetz hineingefunden hatte. Draußen kämpften die Träger mit Feuer und Asche gegen die Plage an, das Lager hallte wider von Verwünschungen und Gelächter Schadenfroher, die wenige Augenblicke später selbst gepeinigt wurden. Der Koch und Kitebo schlugen einander die festgebissenen Tiere ab; bei der Kraft Kitebos war es gut, daß der Koch eine tiefschwarze Haut hatte, sonst wäre der arme Kerl am nächsten Morgen voller blauer Flecken gewesen. — Selbst Feuer und Asche halfen nicht. Also legten wir das Lager um zwei Uhr nachts an eine andere Stelle, die vorher ganz mit Asche bestreut und mit einem Ring von Asche umgeben wurde. Die Keule eines Riedbockes, die in der Küche gelegen hatte, war das Hauptangriffsziel der Ameisen. Klumpenweise hingen sie daran,

Digitized by Google

wohl Zehntausende zusammengeballt, daß die kleine Riedbockkeule aussah wie ein Ochsenschlegel. Der Koch wußte Rat; er goß Petroleum darüber und zündete dann die Klumpen an, mit dem Erfolg, daß die Ameisen verbrannt niederfielen, aber natürlich auch das Fleisch ungenießbar wurde. Die Decken und Matten der Neger waren übersät mit Ameisen; deshalb warfen wir sie neben dem Lager zu einem Haufen zusammen, und ich verzichtete auf das Sonnensegel, damit die Träger wenigstens einen geringen Schutz hatten. Daß nicht mehr viel geschlafen wurde, ist begreiflich. Nackt hockten alle ums Feuer, hie und da kniff den einen oder anderen noch ein Peiniger am Wollschädel und konnte aus dem dichten Haar nur schwer herausgekrabbelt werden.

Pendakula, zu deutsch der Freund des Essens, erzählte dabei ein Märchen: „Der Hase Kalulu (so ist sein Name bei den Wanyamwesi, während die Waswaheli ihn Sungula nennen; er spielt im Märchen der Bantuneger die Rolle des Fuchses im europäischen Tiermärchen) verführte die Frau der Hyäne. Dann unterhandelten Hyäne und Hase, damit dieser eine Buße zahle. Er versprach es wohl, betrog aber die Hyäne immer wieder. So ging diese zum Elefanten und sagte: ‚Herr, der Hase hat mir die Frau genommen und zahlt die Buße nicht.' Da sandte der Elefant den Löwen, er solle den Hasen holen. Als der Löwe kam, versteckte sich der Hase in einem hohlen Affenbrotbaum und rief: ‚Siehst du das kleine Loch hier im Baum? Du starker Löwe bist zu schwach, mich da herauszuholen.' Nun wurde der Löwe wütend und schlug mit den Pranken an den Stamm; da kamen die Bienen, die darinnen ihre Waben hatten, heraus und stachen den Löwen am Kopf und Bauch, am Rücken und in die Pranken, so daß er dick verschwollen zum Elefanten zurückkam. Der schickte nun die Schildkröte. Aber der Hase hatte ein Loch gegraben und mit Zweigen und Laub zugedeckt, saß dahinter und sagte zur Schildkröte: ‚Komm näher, Schwägerin, und iß mit mir, bevor wir gehen. Denn mit dir gehe ich gern.' Da fiel die Schildkröte in die Grube auf den Rücken und konnte sich nicht helfen. Drei Tage lag sie so; da kam der Elefant selbst und suchte sie. Als er sie in der Grube sah, fragte er sie, wo der Hase sei. Sie antwortete: ‚Im Loch des

Digitized by Google

Affenbrotbaumes.' Drauf sagte der Elefant: ‚Ich hebe dich heraus und nehme dich mit, damit du siehst, wie ich den Hasen fangen werde.' Nun gingen sie selbander. Der Hase aber hatte die Ameisen gerufen und ihnen versprochen, daß er ihnen ein totes Wild zeigen werde, an dem noch viel Fleisch sei. Nur sollten sie ihm gegen den Elefanten beistehen, denn wenn ihn dieser töte, könne er ihnen den Weg nicht weisen. Also sagten sie zu. Tausende, wie Gras in der Steppe, begaben sich nun in die Höhlung; hinter ihnen verbarg sich der Hase. Da kam Ndovu, der Elefant, und rief: ‚Hase!' — ‚Hier bin ich, aber ich bin krank.' — ‚Ich werde dich sofort holen', sprach der Elefant und schob den Rüssel ins Loch. Da sprangen die Ameisen auf, krochen in den Rüssel und bissen sich fest, so daß der Elefant wie irrsinnig damit an die Bäume schlug, um die Ameisen loszuwerden. Die Haut hing in Fetzen vom Rüssel, er war ganz zerschunden, blutete und schwoll dick an. Da ging der Elefant zu den anderen Tieren zurück. Und er schämte sich, daß er den Hasen nicht hatte fassen können, und sagte der Hyäne: ‚Ich habe deine Sache in Ordnung gebracht. Sieh meinen Rüssel! So habe ich den Hasen gezüchtigt.' Dann gingen alle, aber die Schildkröte verriet den Elefanten."

Alle hatten mit Aufmerksamkeit zugehört, denn Tiermärchen sind sehr beliebt, und ein guter Erzähler ist immer eine beliebte Persönlichkeit. Er kann die Geschichte immer wieder erzählen, ohne daß dies ihrer Wirkung Abbruch tut. Fünf Jahre später lagerte ich am selben Ort; da nannte ihn Vilima, der sich gut an die Begebenheit erinnerte, Kampi ya siafu — Ameisenlager, und abends, als die Lagerfeuer brannten, erzählte er das Märchen vom Hasen und der Hyäne, ich glaube so wörtlich, wie ich es einst gehört. Als er fertig war, setzte er noch hinzu: „Schluß. Das Märchen hörte ich vom Pendakula eben hier, dem Sohn des Mwanandenge. Wer ein schöneres weiß, erzähle."

Fast jeder Neger ist ein geschickter und gewandter Redner, und die Vorliebe für lange Schauri ist damit leicht erklärlich. Alles lebt am Neger, wenn er spricht. Gut gewählte Gesten begleiten die Rede, die Stimmen der handelnden Personen werden oft trefflich nachgeahmt, jetzt die helle Stimme einer Frau, das Keifen

Digitized by Google

eines alten Weibes, die Befehlsſtimme des Dorfalten oder Aufſehers. Im Nachahmen von Tierſtimmen ſind ſie oft Meiſter, und ein paar Laute genügen, um damit ein Tier zu kennzeichnen. Drum ſind viele Tiernamen onomatopoetiſch gebildet, zum Beiſpiel Katwitwi — Bachſtelze; dabei iſt ka die Verkleinerungsvorſilbe, und mit twitwi wird der Ruf der Bachſtelze wiedergegeben. Auch ein gewiſſes ſchauſpieleriſches Talent ſteckt im Neger; mit ernſteſter Miene kann er die unwahrſte Sache ſo glaubhaft erzählen, daß ſelbſt ein guter Negerkenner ſich täuſchen läßt. Durch den Mangel einer Schrift, ja ſelbſt der primitivſten Bilderſchrift, iſt das Gedächtnis des Negers ſo gut, daß es ihn befähigt, einmal Gehörtes oder Geſehenes jahrelang zu behalten, ſowie Sprachen leicht zu erlernen.

Ein nicht ſo großer Künſtler iſt der Neger im Rechnen. Er iſt zum Beiſpiel unfähig zu multiplizieren. Jede Multiplikation wird durch Addition bewältigt, und oft habe ich meine Leute darin zu üben verſucht; ich rief zum Beiſpiel den Aufſeher und ſagte: „Ihr ſeid dreiundzwanzig Leute, und jeder ſoll drei Maiskolben bekommen. Geh raſch und beſtelle ſie.“ Da wurde dann großes Schauri abgehalten; für je einen Menſchen Grashalme in drei kleine Stückchen gebiſſen, die geſamten zuſammengelegt und nachgezählt, und ſelbſt dann ſtimmte die Rechnung nicht. Selbſt Subtrahieren wird kaum fehlerfrei durchgeführt, ſobald es ſich um größere Zahlen handelt, als ſie der Durchſchnittsneger gebraucht. Sein Zahlenſyſtem iſt urſprünglich ein fünfzahliges geweſen, jedenfalls entſtanden aus den fünf Fingern an der Hand; ſechs iſt in den meiſten Bantuſprachen zweimal drei, acht zweimal vier. Die Zahlen ſieben und neun werden aus vier und drei, oder fünf und vier, manchmal aus zehn weniger einem oder drei gebildet. Die Zahlzeichen ſind ebenfalls in ihrer Art für den Weißen ungewöhnlich. Wenn wir mit den Fingern ſechs zeigen wollen, ſo tun wir es mit fünf und einem Finger; der Neger dagegen zeigt ſechs durch je drei, ſieben durch vier und drei, acht durch zweimal vier Finger, zehn durch einmaliges Zuſammenſchlagen der geballten Fäuſte an. Dasſelbe zweimal gemacht bedeutet folgerichtig zwanzig, was auch in der Sprache zum Ausdruck kommt: makumi mawili = zwei Zehner, wobei Zehn

Digitized by Google

als Substantiv aufzufassen ist. Hundert ist bei den meisten Inlandstämmen die höchste Zahl; die Waswaheli an der Küste haben sich für tausend die arabische Zahl geliehen, überhaupt in ihre Zahlenbezeichnungen viele arabische statt der althergekommenen eingeführt, wie zum Beispiel saba für fungati (sieben). Was braucht der Neger auch Zahlen über hundert? Er hat nicht leicht hundert Rinder oder hundert Frauen, und wenn einer wirklich ein reicher Herdenbesitzer ist, dann kennt er trotz der großen Zahl jedes seiner Rinder genau, und ein Fehlen würde ihm sogleich auffallen. Glücklich preisen möchte ich den Neger, weil er nicht rechnen kann und muß wie wir Europäer.

Schwer ist es, vom Neger sich einen Gegenstand so beschreiben zu lassen, daß man ihn daran zu erkennen vermag. Nur durch vieles Fragen kann man dabei zum Ziel kommen. Ich denke noch mit viel Vergnügen an solche Beschreibungen. Ein Beispiel: Ein Neger beschreibt mir ein Tier; ich hatte ihn den Namen brauchen gehört, kannte aber das Wort in seiner Sprache nicht, und wollte wissen, welches Tier er damit bezeichne. Und nun beschrieb er: „Es hat einen Kopf, hat Füße, und zwar vier Füße, und einen Schwanz. Oben ist der Rücken, unten der Bauch. Es hat Haare. Es kann sehr schnell laufen." — „Was frißt es?" — „Gras, Herr." — „Hat es Hörner?" Darauf folgte ein unbändiges Gelächter und die Antwort: „Aber, Herr, wie kannst du glauben, daß ein Sinka Hörner hat!" Das Gelächter verstand ich erst, als ich an der Hand meiner Tagebuchzeichnungen darauf gekommen war, daß das Punda milia der Waswaheli, das Ndolu der Wanyamwesi und Zebra der Deutschen in Kisipa eben Sinka heißt. Ich hätte es aber sofort gewußt, wenn mir der Neger gesagt hätte, das Tier sieht aus wie dein Esel und ist schwarz und weiß gestreift.

Am Südende des Ikwasees, in der Landschaft Uwungu sah ich eines Abends für wenige Augenblicke ein Schuppentier. Dann war es im hohen Gras verschwunden und nicht mehr zu fangen. Da ich nun gern eines besessen hätte, rief ich einige Eingeborene aus der Gegend, und da ich den Namen für Schuppentier in keiner ihnen bekannten Sprache wußte, beschrieb ich das Tier nach

Digitized by Google

Möglichkeit genau. Papier hatte ich nicht bei mir, konnte ihnen also keine Zeichnung machen. Gleich nach den ersten Worten grinsten die Leute vergnügt, besonders als sie hörten, daß sie zehn Rupien Backschisch bekämen, wenn sie eines lebend brächten. „O ja, Herr, das Tier gibt es hier; wir kennen es. Jeder Mann kennt es bei uns, aber es ist schwer zu fangen." Dabei der Hintergedanke, beim schwierigen Fang springe vielleicht ein größeres Backschisch heraus; ich blieb aber bei zehn. Am nächsten Tag um sieben Uhr früh war ein Riesengebrüll in der Umgebung. Eine ganze Karawane kommt gegen mein Lager marschiert, Weiber und Kinder als Spitze unter Gesang, Weiber und Kinder als Flanken zu beiden Seiten und in der Mitte ein Trupp Männer. Ihrer zwölf tragen etwas Großes, Langes, mit Hilfe eines Baumstammes, an dem es befestigt ist. Ein Vorläufer kommt, spricht vom verlangten Tier und den zehn Rupien; ich freue mich schon auf das seltene Schuppentier, aber als es im Lager vor meinem Zelt niedergelegt wurde, war es ein — viereinhalb Meter langes Krokodil, das mit zugebundenem Rachen und vielen Umschnürungen an einen Baumstamm gefesselt war. Erst war ich sehr verblüfft, dann machte mir die Sache Spaß; ich zahlte die zehn Rupien aus und war unvermutet Besitzer eines sehr unfreundlichen und bösartigen Krokodils geworden, das nach Abmarsch der Fänger bald eine Kugel ins Gehirn von seinen Qualen erlöste. Ein Schuppentier aber bekam ich niemals.

Digitized by Google

Von Urwald, Pori, Buſch und Steppe

Nur ein ganz geringer Teil unſeres Landes iſt mit immergrünem Urwald bedeckt. Unter dieſer Bezeichnung faſſe ich hier den tropiſchen Regenwald und den tropiſchen Höhenwald zuſammen. Bäume, bis zu ſechzig und ſiebzig Meter hoch, wölben hier ihre Wipfel zu einem Dom, deſſen Säulen maſſige Stämme ſind. Mancherorts wächſt dichtes Unterholz, anderswo wieder pendeln Lianen von den Wipfeln nieder, wirr durcheinander greifend, umſchlingen einander, drehen ſich hier ſchraubenartig wie Korkzieher und klammern ſich dort mit tauſend fadendünnen Wurzeln an einem Stamm an; in der Aſtgabel alter Bäume wuchern in dicken Büſcheln ſonderbar geformte Farne, deren Sporen, vom Wind verweht, in der ſchmalſten

Abb. 17. Urwald

Digitized by Google

Rindenfurche Platz finden und ankeimen. Ein Blitzstrahl der Regenzeit ist an einem der vielleicht tausend Jahre alten Riesen niedergefahren und hat die Borke schraubenförmig zerfetzt und aufgerissen; die Krone ist zerschmettert; gewaltige Äste sind niedergebrochen. An der Bruchstelle siedeln sich sofort die Schmarotzer an, Pilze gedeihen dort und Flechten, so daß der morsche Alte bald vom zottigen Baumbart überwuchert ist. Große Borkenkäfer beginnen unter der Rinde ihre Grubenarbeit, bauen weitverästelte Tunnels; die Larven der Bockkäfer fressen fingerdicke Gänge ins morsche, absterbende Holz, Spechte hämmern nach ihnen, Millionen von Pilzen siedeln bald fäulnisverbreitend im wunden Leib des Riesen. Dann kracht und donnert es plötzlich in schwerem Sturz. Einige Jahre noch kämpfte der Stamm, doch sein Leben war zerstört. Im Stürzen reißt er baumdicke Äste seiner Nachbarn mit, zerrt ein Netz von Lianen nieder und reißt ein gewaltiges Loch in die Decke des Urwalddomes, durch das nun die Sonne auf sein Grab niederblickt. Wieder siedeln sich am gestorbenen Stamm Farne und Flechten an, überwuchern ihn bald völlig, daß er aussieht wie ein riesiger Grabhügel; zwischen den im Aufschlagen geborstenen Ästen streckt und reckt sich ein junges Stämmchen, schießt empor und nützt die wenige Sonne, bis einige Jahre später die Äste der Nachbarn, froh, etwas Raum gewonnen zu haben, das Gewölbe hoch oben wieder schließen. Gebaut ist dies Gewölbe aus Blättern der unterschiedlichsten Gestalt und Größe: vom fingernagelgroßen gefiederten Blättchen bis zum riesigen Lappen, gezähnt, mit glattem Rand, ausgebuchtet, herz- und leberförmig, dies mit einem Glanz, als ob es mit Wachs bestrichen wäre, jenes behaart, ein anderes matt in der Farbe, wieder eines ölig schimmernd. Vielerlei Bäume wechseln da untereinander. Hier ist die Rinde glatt und hell, dort rissig, rauh und dunkel, am nächsten Stamm wieder kaum zu sehen, so dicht haben sich Flechten daran niedergelassen. Einen eigenen Reiz hat der Urwald; wie in eine dämmerige Säulenhalle tritt man in ihn. Der Boden ist weich, wie auf Teppichen schreitet fast lautlos der Fuß, Polster von Moos liegen hier ausgebreitet; dann wieder sind Bretterwurzeln wie Spinnenbeine von einem Stamm nach allen Himmelsrichtungen gespreizt, und manche dieser

Digitized by Google

schmalen Brettwurzeln sind so hoch, daß Roß und Reiter sich dahinter bergen können. Die Sonne sieht fast nirgends bis zum Boden nieder, und der Wind rüttelt nur an den Wipfeln, wirft da oder dort einen dürrgewordenen Ast herab, aber am Grunde des Waldes hat er Kraft und Ansehen verloren. Nur dort, wo ein sterbender Baum Platz machte, liegt ein heller Sonnenfleck mittags am moosbewachsenen Boden, oder dort, wo von enger Schlucht herab sich ein Bächlein ein Bett grub. In der Schlucht selbst, nahe der Quelle an grauen Felsen, recken sich bis zehn Meter hohe Farnbäume und spreizen ihre zartgefiederten Wedelsterne; da oben spiegelt die Sonne sich nicht im kristallklaren, kalten Wasser; denn die Äste greifen von beiden Ufern ineinander. Erst weiter talwärts, wo der Bach sein Bett verbreitert hat, gestärkt durch ein paar Kameraden, die von rechts und links aus den feuchten Nebentälern zu ihm plätschern, zeigt sich dem Wanderer ein blaues, vielgewundenes Himmelsband zwischen dichten, immergrünen Mauern.

Scheu sind die Bewohner des Urwaldes; nur ungern gehen sie aus ihm heraus in die sonnige Steppe. Und nur wenige sind es an Art und Zahl, die ständig in ihm wohnen. Die Urbevölkerung Afrikas, das heißt genauer, die Reste der ersten, in Afrika lebenden Menschenrassen, die protomorphen Zwergvölker haben sich in den Urwald zurückgezogen, verdrängt von der Flut neuhereinbrechender Menschen, die höhere Kultur besaßen als sie. Der Urwald schützte sie vor gänzlicher Ausrottung, aber der Urwald bedeutet Hemmung. Wer einmal in ihn einzieht, der entwickelt sich nicht weiter. Das Werkzeug des Primitiven reicht nicht, den Wald zu roden; dies liegt auch nicht in seiner Absicht, denn er lebt als Sammler auf der niedersten Stufe. Familienweise wandern diese wenigen Leute; die Männer jagen nach Wild, die Frauen sammeln Früchte, Knollen und Larven von Käfern. Feldbau und Tierzucht sind ihnen fremd. Einst mögen sie zahlreich und weitverbreitet gewesen sein. Dem Andrängen der Wellen der Bantu konnten sie nicht standhalten, sie mußten weichen, der Urwald nahm sie auf, in ihm waren sie geschützt und gesichert. Der Urwald ist aber ein harter Herberggeber, der seinen Mietern das Leben nicht leicht macht, so daß eine Zunahme an Menschenleben fast unmöglich ist. Nur im

Digitized by Google

Nordwesten unseres Gebietes, zwischen Kiwu und Ukereweſee[1], finden sich noch Zwergvölker, die Batwa, dann erst wieder weiter westlich inselweise in den Wäldern des belgischen Kongo. Hat hier im Innern Afrikas der Urwald für uns diese Menschen gespart und erhalten, so tat es unten im Süden die Wüste; in sie zog sich ein uralter Menschenschlag zurück, die Buschmänner, die wie die Urwaldzwerge rettungslos ihrem Untergang, ihrem Erlöschen entgegengehen. Niemand stellt ihnen nach, niemand mordet sie, und doch sind sie dem Untergang anheimgefallen; sie sterben an sich selbst; sie sind wie der Hundertjährige, der gesund ist und lebt und sterben muß, weil er eben Mensch ist.

Der Urwald im Westen, am Kiwu und am Tanganyika, ist Heimat des Schimpansen, und im Nordwesten kommt, wenn auch nicht zahlreich, der Gorilla vor. Sonst hausen im Urwald Elefanten, Büffel, das Sumpfschwein und der Buschbock; auch ist der prächtige, seidenhaarige Colobusaffe in den Urwaldbäumen zu Haus. Er ist nicht ein toller und lebhafter, stets zur Schelmerei und zum Unfug geneigter, nimmerruhiger Affe wie Pavian oder Meerkatze; ihn hat der Urwald anders geartet. Ernst, scheu, greisenhaft ruhig, mit verträumten Augen, die aussehen, als gehörten sie einem Menschen, der sein Leben lang nur Trauriges sah, leben die Colobusaffen hoch oben im dämmerigen Urwaldgeäst; sie steigen in die höchsten Zweige empor ihrer Nahrung nach, sitzen wohl auch einmal ernst und ruhig auf dem Wipfel in der Sonne und steigen wieder nieder ins Halbdunkel. Sie sind eins mit ihrem Wald, und es ist verständlich, daß sie an Heimweh sterben müssen, wenn sie aus ihrem Wald gerissen werden. Schwere Elenantilopen, besonders alte Einzelgeher, und der Buschbock stehen manchmal im Urwald. Der Leopard treibt sich da herum, der Löwe aber meidet ihn. Selbst Vögel beherbergt er nur wenige; sie alle sind keine Sänger, denn die schwere, schwüle Düsterheit des Urwaldes stimmt

[1] Ich gebrauche den Namen Ukerewe oder Nyansa für den Viktoriasee, weil dieser Name den Eingeborenen unbekannt ist; in Neuländern Bergen und Seen Namen zu geben, welche die Eingeborenen kaum auszusprechen vermögen, ist schon aus dem Grund unsinnig, weil der Reisende mit der Karte, die diese Namen führt, nichts anzufangen weiß.

Digitized by Google

nicht zum frohen, schmetternden Gesang. Dafür ist die Zahl der Insekten, bunter Falter und deren Raupen, Käfer, Bienen, Fliegen und so fort, und die der Spinnen, die von jenen leben, Legion.

Wo aus dem Urwald ein Bach oder Fluß heraustritt, da nimmt er die Samen der Bäume, die ihn vorher umgaben, mit. Feuchtigkeit, die sie lieben und aus ihrer Heimat gewöhnt sind, vermag er ihnen ausreichend zu bieten. Da wirft er da und dort am Ufer einen Samen, eine Frucht aus, sie keimt an und wächst zum Baum. Sein Schatten schützt den Bach vor den austrocknenden Strahlen der Sonne; so helfen sie einander; Früchte fallen vom Stamm, einige von den Ästen, die über den Bach hinübergreifen, fallen ins Wasser und werden weiter unten irgendwo angespült, andere fallen ans Ufer und werden Bäume. So kämpft der Wald mit der Steppe. So folgt auch der Urwald dem Bach, dem Fluß, ja dem Strom vom Gebirge her, die steilen Bruchstufen hinab, hinaus in die Ebene zwischen sonneglühenden Steppen, folgt dem Strom bis ins Meer. Das ist der Galeriewald, der Saumwald, der den Wasserläufen auf beiden Ufern das Geleite gibt, sofern sie nur genügend Feuchtigkeit für seine Wurzeln spenden, zum Dank für den Schattenschutz, den er ihnen bietet.

Den größten Teil des ehemaligen Deutsch-Ostafrika bedeckt der Trockenwald, nach dem Vorkommen einer von den Negern Muyombo genannten Baumart, verallgemeinert oft Miombowald genannt und in den Karten so verzeichnet, wenngleich mancherorts kein Muyombobaum drin wächst. Der Ausdruck Pori wäre da besser angebracht, denn er kennzeichnet den Unterschied von Buga, der Grassteppe, und Mwitu oder Msitu, dem Regenwald und Höhenwald. Die Bäume des Trockenwaldes werfen in der Trockenzeit ihr Laub ab, zumeist sind es Leguminosenarten; manche für den Menschen genießbare und schmackhafte Frucht wächst da, von den Eingeborenen gesammelt und am Baum von den Vögeln und Affen, abgefallen vom Nashorn, Stachelschwein, ja sogar vom Schakal gesucht. Wenn die Wälder licht sind, die Bäume weit auseinanderstehen, dann sind die wuchtig dicken Affenbrotbäume darin vertreten. Von ihnen erzählt eine Sage der Pimbwe, daß die ersten Menschen aus ihnen herausgekommen seien. Der

Digitized by Google

Sultan Kalulu, der im östlichen Pimbwe am Msadya und Kawu herrscht, erzählte mir das einst: „Da war früher ein großer Affenbrotbaum mit einer Höhle in seinem Stamm. In seinen Zweigen saß der Vogel Akaluzu, der heute nicht mehr lebt. Da sagte der Akaluzu: Sieh, da kommt ein Rind, und es kam ein Rind; dann kam ein Schaf, dann kam eine Ziege, dann kam ein Huhn, dann kam ein Leopard, dann kamen alle Tiere des Waldes heraus. Da flog der Vogel zum Fluß und trank und kam zurück. Sieh da, was ist das? Da kommt ein Mann heraus, dann kommt eine Frau heraus, und das waren die ersten Wapimbwe, die kamen aus dem Affenbrotbaum[1]."

Als ich nach der Herkunft der anderen, umwohnenden Stämme frug, erwiderte mir der Sultan, das wisse er natürlich nicht, jeder Stamm wisse das Seine. Das ist das einzige Sagenhafte, das ich vom Affenbrotbaum hörte; in dieser Hinsicht ist die Phantasie des Negers wohl arm. Denn gerade der Affenbrotbaum mit seiner unwahrscheinlichen, absonderlichen Gestalt, mit seinen riesigen Abmessungen, seiner Silberfarbe, ladet ja geradezu ein, eine Rolle in Märchen und Sagen zu spielen.

Vielerlei Gestalt hat der Trockenwald. Hier wird er von breitkronigen Akazien gebildet, die aussehen wie Regenschirme eines Giganten, dort treten die Bäume zu Gruppen zusammen, die wie Inseln in Wiesen stehen und der Landschaft einen Parkcharakter geben; dann sind wieder einige immergrüne Bäume eingestreut, oder dunkle Kandelabereuphorbien stehen dazwischen und unterbrechen das Gesamtbild durch ihre starre Form. Borassuspalmen und Dumpalmen finden sich manchmal einzeln vor oder in kleinen Gruppen, oft auch bilden sie ganze Haine. Da der Elefant die übrigens auch für den Menschen genießbaren Borassuspalmfrüchte liebt und die fast faustgroßen Kerne mit der Losung wieder ausscheidet, so ist es nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß einzeln aufgefundene Borassuspalmen durch Elefanten „verpflanzt" wurden; wie sollte sonst der schwere Same oft viele Kilometer, ja tagereisenweit von der nächsten Palme entfernt hin-

[1] Möglichst wörtliche Übersetzung.

Digitized by Google

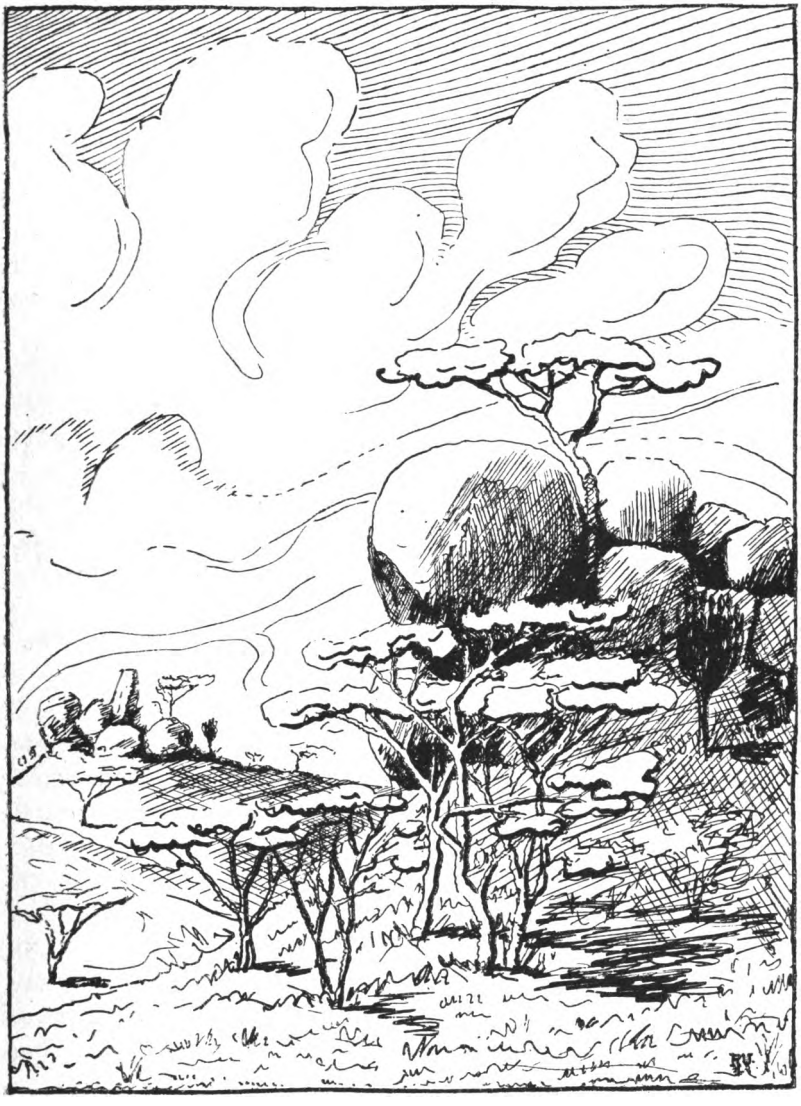


Abb. 18. Trockenwald in Ukimbu

Digitized by Google

gekommen sein? Während die Flammen des jährlichen Grasbrandes an der immergrünen, feuchten Mauer des Urwaldes haltmachen müssen und ihm selbst an der Grenze, am Waldsaum, nichts anhaben können, beeinflussen sie Wachstum und Gestalt des Trockenwaldes recht merklich. Im Trockenwald ist meist nur wenig Unterholz; das Gras, das darin wächst, ist hier doppelt mannshoch und höher; über dem Wanderer schlagen die Halmspitzen zusammen; der Weg ist eine Röhre im Gras, dessen harte Stengel ein Abweichen vom Pfad nicht nur unangenehm, sondern geradezu schwierig und anstrengend machen. Dort ist das Gras wieder nur kniehoch, dazwischen sind Stellen eingestreut, wo es weich ist wie Seidenfäden, und in der Zeit der Dürre schimmert es dann wie neues Silber im Seidenglanz. An anderem Ort ist die Grasnarbe nicht mehr dicht. Da wächst es nur in Büscheln, von denen eines vom anderen oft einige Schritte entfernt ist, so daß es aussieht, als seien lauter Riesenpinsel in die Erde gesteckt worden.

In diesen Trockenwäldern, die etwa gute drei Viertel des ehemaligen Deutsch-Ostafrika einnehmen, lebt Wild in staunenswertem Reichtum an Art und Zahl. Da sind Herden von vielerlei Antilopen, wie Pferd-, Rapp-, Elen-, Schwarzfersen-, Leier-, Gras-, Kuhantilopen, Giraffen, Zebras, Riedböcke, Sesseböcke, Wasserböcke und deren stärkere Vettern, die Hirschantilopen. Warzenschweine haben darin alte Stachelschwein- oder Erdferkelbaue bezogen. Löwe, Leopard, Serval, Gepard, Hyäne, Hyänenhund, Schakal, Zibetkatze und viele kleine Raubtiere finden darin ihren Unterschlupf. Besonders in der Zeit nach dem Grasbrand, wenn dem Wild der Schutz gegen Sicht fehlt, ist der Neuling täglich von neuem überrascht von der manchmal kaum schätzbaren Zahl des Wildes, das er auf Pirschgang oder auf Safari zu sehen bekommt. Dabei sind die oben aufgezählten Tiere nur die großen, jagbaren; dazu kommen noch viele ungenannte, sowie Vögel verschiedenster Art, Schlangen, Eidechsen, Insekten, Spinnen, Skorpione und Würmer ohne Zahl.

Eine Übergangsform vom Trockenwald zur Grassteppe ist der Busch. Dornige Akazienbüsche oder anderes alles Laub abwerfende Dorngestrüpp ist gemischt mit immergrünen Wolfsmilcharten in

Digitized by Google

Baum- und Buſchgeſtalt; manche dieſer Euphorbien haben das Ausſehen von Kakteen. Der ſehr dichte Dornbuſch iſt zumeiſt grasarm. Sind Lichtungen in ihm, dann ſchießt dort oft das Gras wieder mächtig empor und wird weit über mannshoch. Eng und ſchmal führt der Eingeborenenpfad in vielen Krümmungen in den Buſch hinein; eine Gruppe von Flötenakazien ſäumt ihn rechts und links. In der Trockenzeit ſind die zarten Blätter abgefallen, die hellen, kaum drei Meter hohen Stämmchen ſehen wie bereift aus; an den Äſten ſtehen die ſteifen, faſt kleinfingerlangen weißen Dornen mit ſiennafarbener Spitze ſtechbereit. Eine kleine Ameiſenart iſt darauf heimiſch und erzeugt ſchwarze Kugeln in der Größe eines Singvogeleies; aus ihnen ragen wie die Hörner eines Spießbockes ſtets zwei der langen Dornen hervor. Iſt die Entwicklung der kleinen Tierchen vorüber, ſo verlaſſen ſie ihre Kugelwohnung durch ein kreisrund ausgenagtes Loch. Bläſt nun der Wind über ein Feld von Flötenakazien, ſo ſingt er in den hohlen Ameiſengallen; dem verdankt die Pflanze ihren Namen. Daneben iſt ein Buſch mit weichen Ranken. Sie krümmen ſich, nachdem ſie in einem dichten Büſchel den Boden verlaſſen haben und erſt einen Meter hoch ſenkrecht emporgewachſen ſind, halbkreisförmig wieder der Erde zu, ſo daß der ganze Buſch wie eine große Kugel ausſieht. Die Dornen, die dicht gedrängt wie die Schwalben im Herbſt am Telegraphendraht, an Stamm, Zweig und Zweiglein ſitzen, ſind wie Angelhaken gekrümmt. Weh' dem, der nachts in einen ſolchen Kugelbuſch gerät! Nur langſam, Dorn auf Dorn aus den Kleidern und dem Fleiſch löſend, kommt er wieder heraus. Oft iſt der Buſch faſt undurchſichtig dick. Kaum zehn Meter weit vermag man hineinzuſehen durch das verwirrende Durcheinander von Stämmchen, Äſten und veräſtelten Zweigen, die ineinandergreifen, durcheinanderwachſen, einander umſchlingen, ſich verweben und verfilzen und oft noch von einer ſchnurdicken Rebe überwuchert ſind.

Blitzſchnell huſcht etwas kaum einen Schritt vor mir über den Weg, ſchlüpft in den Buſch und iſt verſchwunden. Gleich darauf wieder. Es ſind Streifenmäuſe, die im Dornbuſch und in hochgraſigen Steppen leben. Breit und flach, den vielfarbigen dicken Leib an den ſonnbeſchienenen Boden gedrückt, liegt am Weg eine

Digitized by Google

armdicke Puffotter. Aus dem dreieckigen, häßlichen Kopf glitzern die grellfarbigen Augen, durch die sich wie ein Tuschstrich der Pupillenschnitt zieht. Ich hole mit der Reitgerte aus; zu spät. Zischend ist die Otter in den schirmenden Busch gefahren. Langschwänzige, schwarz-weiße Vögel, die aussehen wie kleine Elstern, aber zu den Würgern gehören, begleiten meine Karawane, von Busch zu Busch fliegend, mit grellem Kreischen. Gerade über die Spitzen des drei Meter hohen Busches ragt vorn noch zackig ein Termitenhaufen, den sich ein schwarzhalsiger Frankolinhahn als Warte ausersehen hat. Beim Näherkommen sieht er uns, plustert das Gefieder und streicht schwirrend ab. Ein Wiedehopfpärchen fliegt nun erschrocken auf, und auch eine Zwergantilope, kaum größer als ein Foxterrier, huscht miefend, flink und nur für einen Augenblick sichtbar, ins Gestrüpp. Es ist erstaunlich, ein wie reiches Leben im unwirtlichen Dornbusch anzutreffen ist. Selbst die Menschen haben ihn sich zunutze gemacht. So manches Dorf der Wangindo liegt mitten im undurchdringlichen Dornbusch. Als die deutsche Flagge in Ostafrika gehißt wurde, waren die Wangoni, ein zu den Sulu gehöriger Bantustamm, vom Süden her im Anmarsch. Ihre kriegerischen Horden drangen nach Norden plündernd und raubend vor, ein westlicher Vorstoß brachte sie bis fast an den Ukerewesee, die östlichen Vorstöße führten sie bis zum Rufidji. Da schützten sich die Wangindo, indem sie ihre Dörfer und Felder inmitten des dichtesten, undurchdringlichen Dornbusches anlegten. Nur ein schmaler, gewundener Pfad führt hinein, der durch einige in den Weg geworfene Dornäste völlig gesperrt und leicht von wenigen Männern verteidigt werden konnte, da der angreifende Feind sich im Dorngestrüpp nicht entwickeln konnte.

*

Dem König des Dornbusches, dem edlen Kudu, gilt heute mein Marsch. Mitten im stundenweiten Dornfeld liegt ein Wassertümpel an einem sonst ausgetrockneten Bachbett, an dessen Ufer sich ein schmaler Steppenstreif schmiegt. Dort stehen Kudu, wie mir der Führer immer wieder versichert. Ich bezweifle das übrigens keineswegs, denn ich habe sie heute während des Marsches mehr-

Digitized by Google

Abb. 19. Kudu im Dornbuſch

mals am Weg geſpürt und auch Loſung gefunden, die vom heutigen Morgen war. Gegen Abend, ſo etwa zwiſchen zehn und elf Uhr, ſollen ſie nach meinem Gewährsmann zum Schöpfen an den Tümpel kommen. Unſere europäiſche Uhrzeit kennt der Eingeborene ſowie Araber und Inder an der Küſte noch nicht, geſchweige denn im Innern. Wenn Stunden genannt werden, dann meint der Eingeborene die arabiſche Zeit; bei dieſer beginnt mit Sonnenaufgang um ſechs Uhr der Tag; um ſieben Uhr nach europäiſcher Zeitrechnung ſagt der Küſtenneger ein Uhr, um Mittag iſt es ſechs, um vier Uhr nachmittags hat er die zehnte Stunde und um Mitter-

Digitized by Google

nacht saa sitta ya usiku — sechs Uhr nachts. Man lernt übrigens sehr schnell um, und wenn ich Kiswaheli spreche, so denke ich von selbst noch heute in der arabischen Zeitrechnung. Der Neger im Innern zeigt mit ausgestrecktem Arm den jeweiligen Sonnenstand und hat für bestimmte Zeiten stets wiederkehrende Ausdrücke, wie „wenn es dämmert", „bei Sonnenaufgang", „beim Viehaustrieb", „wenn die Sonne überm Kopf steht", „beim Vieheintrieb" und ähnliche.

Also gegen vier oder fünf Uhr nachmittags, nach europäischer Zeitrechnung, sollen die Kudu zur Tränke ziehen. Um zwei Uhr sind wir am Tümpel; die Schalen des Wildes sind von gestern her noch im feuchten Ufergrund eingedrückt; daneben spüren wir noch Schopf- und Zwergantilope sowie einen Buschbock; auch ein Schakal war hier und ein großer Vogel, vermutlich ein Marabu. Die heiße Luft zittert und bebt über der erhitzten Erde. Die sonnbeschienenen Steine im Bachbett sind so heiß, daß ich sie nicht als Stuhl benutzen kann. Rings ist tiefes Schweigen, selbst die Vögel sind still, und eine aufgescheuchte Siedleragame rennt nur einen Schritt weit, um sich mit flachem Leib platt wieder an den Boden zu drücken. Zweihundert Schritt vom Tümpel entfernt, am Rande des Bachbettes, ragt ein von seinen Bewohnern seit vielen Jahren verlassener und mit Gestrüpp bewachsener Termitenhaufen aus dem Saumbusch des trockenen Bachbettes. Nur wenig Schatten spenden die karg mit verwelktem Laub behangenen Äste. Dort legen wir uns hin, um auf die Kudu zu warten; nur Vilima bezieht am anderen Ufer Posten, um dort nach Westen auszulugen. Kein Wort wird gesprochen, die Sonne sengt heiß vom wolkenlosen Himmel auf uns, der lange und beschwerliche Marsch macht sich geltend, tiefer und tiefer sinkt der Kopf meines Führers, und um vier Uhr beginnt er so laut zu schnarchen, daß ich ihn wecke. Ständig suche ich mit dem Glas den Buschsaum ab. Eine Kette Perlhühner kommt aus den Flötenakazien, trippelt an dem Steppenrand umher, scharrt nach Grassamen oder fängt in eiligem Lauf einen übermütigen Heuschreck. Dann schwimmt über die Niedergrasfläche ein großer Schatten; aufwärts schauend sehe ich einen Marabu kreisen, der heute nochmals an das Wasser kommen will, bevor er auf der einsamen, kronenlosen, abgestorbenen Dum-

Digitized by Google

palme inmitten des Busches für die Nacht aufblockt. Da pfeift Vilima leise wie ein ferner Webervogel und weist mit gestrecktem Arm nach rückwärts. Ich folge und sehe, wie er, nur eine leichte Bewegung am Busch. Minutenlang lassen wir die Stelle nicht aus dem Auge, näher und näher kommt's an den Steppenrain, nun kann ich mit dem Glas schon ein Tier feststellen, und gleich darauf kommt ein Warzenschwein zum Vorschein; drei weitere folgen. Enttäuscht drehe ich mich wieder zurück, dem Tümpel zu, denn Warzenschweine kann ich in nächster Nähe meines Lagers mir täglich auswählen. Von drei oder vier Uhr nachmittags ab stehen sie im lichten Wald und brechen dort nach Wurzeln; das Anpirschen an sie ist leicht; zwei Häupter mit starken Waffen bleichen bereits vor meinem Zelt, an einem Ast luftig aufgehangen.

„Zile", sagt da leise der Führer; eigentlich müßte ich „zileeé" schreiben, denn er spricht's mit hoher, dünner Stimme, dehnt das e und betont es ungewohnt auf der letzten Silbe. Das Wort bedeutet „jene" im Sinne von „dort sind sie". Hätte er „hizi" (diese) gesagt, so wären sie nahe gewesen; jene deutet an und für sich schon die weitere Entfernung an, und je höher der Ton, je länger die letzte Silbe wird, um so weiter die Entfernung. Fast tausend Schritte vor uns stehen zwei Kudu, ein Bulle und ein der Größe nach noch junges Tier. Bald äsen sie an einem Grasbüschel, bald trollen sie hundert Gänge dem Busch zu, dann wieder zum Bachbett hin. Nun kommt ein zweites Tier nach, ein drittes. Der Bulle schlägt sich auf Minuten in den Busch. Im Bachbett pirschen wir so schnell als möglich aufwärts. Hier hängen Wurzeln herab, ich turne daran empor und stecke vorsichtig den Kopf über die Uferkante. Kein Kudu weit und breit. Wieder warten wir eine Viertelstunde, platt auf dem Bauch unter den dorngespickten niederen Zweigen am Ufer ausgestreckt. Da tritt das Jungtier wieder aus, gute dreihundert Gänge vor uns. Vorsichtig wieder hinab in den Bach, kein Geräusch darf uns verraten. Da haben es die barfüßigen Schwarzen gut, während ich meine „Genagelten" in acht nehmen muß und jede sandige Stelle ausnütze, um nicht auf Steinen Lärm zu machen. Ein letztes Stück mit Sandboden wird laufend zurückgelegt, denn die Sonne steht schon tief, und wenn

Digitized by Google

der Schuß in einer Viertelstunde noch nicht fällt, ist es mit dem Büchsenlicht vorbei. Rasch geht der Atem, die Pulse jagen. Vilima macht einen krummen Rücken, sofort stehe ich auf ihm, und wenn er sich streckt, sehe ich gerade übers Ufer. Einen Augenblick verpusten und dann suchen! Gerade uns gegenüber stehen zwei Alttiere in dem schmalen Grasstreifen, der dem Bach folgt, hinter ihnen als graue Wand der Dornbusch. Doch dort, das ist das Gehörn des Bullen; oder ist's ein knorriger, gewundener Ast? Nur achtzig Schritte, und trotz meiner guten Augen, ja selbst mit dem Glas vermag ich es nicht zu unterscheiden. Vilima und der Führer stützen mich, vorsichtig schiebe ich mich höher, vermag mit den Händen einen dünnen Baumstamm zu fassen und ans Ufer zu klettern. Da schwankt der Wipfel des kleinen Bäumchens und zittern seine Zweige. Starr äugen die beiden Tiere nach mir, während ich regungslos, aber in ungastliche, abgefallene Dornen gebettet, liege. Nun rührt sich das Gehörn; kein Ast ist es, sondern das zweimal gewundene Horn des Bullen. Er selbst ist durch seine violettgraue Farbe mit weißer Streifenzeichnung seiner Umgebung so angepaßt, daß ich vielleicht auf zwanzig Schritte an ihm vorbeigehen könnte, ohne ihn zu sehen, wenn er regungslos stünde wie jetzt. Ein Durcheinander von fingerdicken Zweigen und armdicken Ästen, dazwischen lange Grasbüschel, verdecken das Blatt. Noch warte ich fünf Minuten, daß er weiterziehe. Aber er tut das nicht, als ob er ahne, daß ihm heute der Tod auflauert. Zum letztenmal streift die Sonne die Grasspitzen, der jenseitige Hang liegt schon in blauem Schatten. Da streiche ich mit der Büchse am Stämmchen vor mir an, halte spanntief schräg hinter den Lauscher und krümme den Finger. Der Bulle steigt steil empor, die Läufe greifen schlagend durch die Luft, dann poltert er nieder. Die Kühe sind mit ein paar Fluchten im Busch untergetaucht.

Mühsam, mit zerrissenem Khakihemd und zerkratzten Händen arbeiten wir uns an den Anschuß. Da liegt er verendet, der König des Dornbusches, der edle Kudu, das gekrönte Haupt zur Seite gefallen. Ein starkes Bäumchen brach er im Todessatz, und im harten Boden rissen die Schalen scharf ein, als ihn die stählernen Läufe zum letztenmal hoben. „Kesho tutamkula" — „morgen essen

Digitized by Google

wir ihn", sagt in gehobener Stimmung der Führer. Vilima aber zieht das Bandmaß aus seiner Tasche und hilft mir die Maße nehmen, wozu wir erst mit dem Buschmesser die Äste ringsum abhauen müssen. Dann geht's ans Aufbrechen, und während dies der Führer und Vilima besorgen, schlage ich mit dem Standhauer lange Dornäste ab; um meine Beute nicht nachts durch Hyänen zu verlieren, bedecken wir sie damit. Dann treten wir den Heimmarsch an durch den nächtlichen Busch. Die Sterne flimmern über uns, der Weg hebt sich als helles Band deutlich ab; nur die Dornäste, die in den Pfad hereinragen, sind sehr unangenehm, schlagen uns ins Gesicht und kratzen und stechen alle paar Schritt von neuem. Erst geht der Führer voran; die Äste, die er streift und wegbiegt, schlagen, mit Wucht in ihre alte Lage zurückschnellend, auf mich. Drum nehme ich die Spitze. Über Wurzelwerk stolpern wir weiter; die beiden Neger haben alle Fingerlang einen Dorn eingetreten, bleiben halten und ziehen ihn heraus. Bald humpeln beide auf lahmen Beinen. Vilima flucht leise über den Busch, der Führer aber spürt keinen Schmerz, bei ihm arbeitet heute nur der Teil des Gehirnes, dessen Tätigkeit ausgelöst wird durch das Wort nyama — Fleisch. Der Hinweg dauerte viereinhalb Stunden, der Rückmarsch über sechs. Und wie sahen wir aus! Mein Hemd zerfetzt, die Unterarme gekratzt und zerstochen, das Gesicht so, als hätte ich mich das erstemal ohne Spiegel mit einer Baumsäge zu rasieren versucht. Auf die große Hitze des Tages folgte eine kühle Nacht, und der starke Temperaturunterschied machte uns frösteln. Darum war mir mein Koch mit dem heißen Tee und der dazu passenden Whiskymenge besonders willkommen, als er im Lager gleich damit angelaufen kam.

Als am nächsten Abend — das Wildbret wurde am frühen Morgen unter der Führung meines Wegweisers geholt und gleich verteilt — der biedere Führer um sein Backschisch nachsuchte, da erregte es große Heiterkeit bei allen Schwarzen, als Kitebo ihm auf den vollen Wanst klopfte und dazu sprach: „Herr, sieh das Grab des Kudu!" Der Bauch des alten Knaben sah wirklich so rund aus wie ein Grabhügel, und ich staunte nur, daß er am nächsten Tag meine Arzneikiste nicht in Anspruch nehmen mußte.

Digitized by Google

Vom Viktoriasee nach Osten zum Kilimandscharo dehnen sich weite, meist leicht wellige Steppengebiete. Wie Wogen, die plötzlich erstarren, ist der Anblick dieser Grasflächen. Ist man die eine Steigung hinaufmarschiert, so steht man wieder vor einem neuen Tal, dem wieder ein Höhenrücken folgt, oft stundenlang in ewigem Einerlei. Gnuherden, deren Tiere nach Tausenden zählen, Tomson- und Grantgazellen, westlich des Kilimandscharo und Meru auch Giraffengazellen, Oryxantilopen (Spießböcke), Zebras, Kongoni gehören in das Bild der Steppen im Norden der Kolonie; außerdem die nomadischen Masai mit ihren Buckelrinderherden, den schimmernden, über mannshohen Speeren mit breitem Blatt und den dreifarbig bemalten Schilden aus Nashorn- oder Büffelhaut. Der schlanke, sehnige, hochgebaute Masai, ein vorzüglicher Läufer und verwegener Viehdieb, einst sehr kriegerisch den benachbarten Bantuvölkern gegenüber, ist ein typisches Kind der Steppe. Das scharfe Profil des Gesichtes, die schmale Langkopfform, der Ausdruck des Auges, das stets auf „Entfernung unendlich" eingestellt zu sein scheint, der federnde weite Tritt, das alles paßt nur zu dieser Art Landschaft — der Masai würde niemals in den Urwald passen. Er ist Herrscher in der Steppe.

Im Süden und im Mittelland liegen einige weitere große Steppenflächen; so die Mkatasteppe zwischen Morogoro und Kilossa, nicht mehr reines Grasfeld, dann die Wembere, an deren Nordostende reiche Goldlager ausgebeutet wurden, die Grasfelder der Ussanguebene und die weite Rukwaebene, ein eingebrochener Graben, dessen Sohle einst ein See war; ein kleiner Rest eines solchen, der Ikwa, mit etwa 40 km Länge und 20 km Breite, ist noch vorhanden.

Von Sakalilo am Westrand der Ruckwaebene wollte ich nach Ukimbu, der Landschaft im Osten des über 200 km langen und an meiner Route 60 km breiten Grasfeldes, marschieren. Damals lernte ich zum erstenmal kennen, was es heißt, Durst zu leiden. Zwei Tropenkoffer hatte ich mit Wasser füllen lassen, jeder Träger war angehalten, einen gut verschlossenen Flaschenkürbis mit sich zu führen, und meine eigene Feldflasche faßte zwei Liter Tee. Die Steppe, in der kein Baum und kein Busch wächst, sondern

Digitized by Google

nur spärliches, etwa spann- bis kniehohes Gras, lag vor uns im ersten Morgenrot, als wir, um vier Uhr morgens von Sakalilo abmarschierend, am Rand des Waldes, der die Rukwasteppe rings umsäumt, ankamen. Dieſig war die Luft, und die steilen Randberge am gegenüberliegenden Ukimbu waren nicht zu sehen. Der Boden staubtrocken, das Gras, verdorrt und hart, raschelte im Morgenwind. Hunderte von Leierantilopen, Tausende von Zebras, Sprünge von roten Riedböcken standen kilometerweit um uns herum. Denn die Rukwasenke ist eine der wildreichsten Gegenden Ostafrikas; zur Trockenzeit, wenn fürs Wild nahe den Randbergen nur wenige Wasserlöcher bleiben, sammeln sich die Tiere dort oft in solchen Mengen an, daß man von weitem die Steppe für Wald halten könnte; in Wirklichkeit aber sind die dunklen Flecken nichts wie große, zusammengedrängte Wildherden. „Piga nyama, bwana", „schieß ein Stück Wild, Herr!" munterten mich die Schwarzen auf. Ich tat es nicht, denn es hätte uns eine Stunde aufgehalten, hätte außerdem unsere Lasten erschwert, und nur mit leichten Lasten konnten wir hoffen, rasch über die Ebene hinüberzukommen. Der Rukwaboden ist in der Trockenzeit zum Verschmachten heiß, er glüht wie ein Backofen, und nirgends, nirgends ist Schatten. Stunde um Stunde verrinnt, weit auseinandergezogen marschiert die Karawane; nach dem Kompaß wird gegangen. Wenn ich über die auf fast einen Kilometer Länge verteilten Leute zurückpeile, habe ich den besten Anhalt über die eingehaltene Richtung. Jeder Laut ist erstorben, nur das Schlürfen der Füße, an denen heute des heißen Sandes wegen jeder Schwarze die Sandalen trägt, die sonst nur unbenutzt am Gürtel baumeln, ist hörbar. Das Wild ist am Steppenrand zurückgeblieben, nur einige Schakale schnürten vor uns vorüber und machten am hellen Tag Jagd auf die kleinen, rotbraunen Ratten, die hier in Erdhöhlen wohnen und oft weithin den Boden unterwühlen. Wir rasten über Mittag; die Leute trinken ihre Flaschenkürbisse aus, aus denen, ich kann nicht beurteilen ob durch die außergewöhnliche Verdunstung oder durch unerlaubtes Trinken, schon die Hälfte des Wassers verschwunden ist. Matten werden auf den Boden gelegt, Bedürfnis zu essen hat niemand, ich lasse Sonnensegel, Zelt und Zeltteppich

Digitized by Google

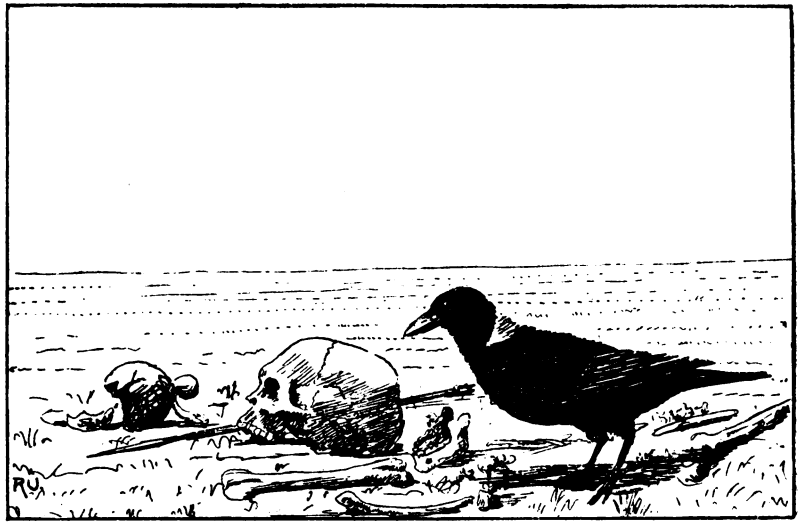


Abb. 20. Steppe

ausſpannen, damit die Boys und Träger Schatten haben. Aber auch im Schatten iſt keine Erquickung und Kühlung zu finden. Um vier Uhr marſchieren wir wieder. Müd und trocken, ohne Schweiß gehen die Träger ſtumm hintereinander in abgeriſſener Karawane. Um ſieben Uhr wird wieder geraſtet und abgekocht — zwei Laſten Brennholz haben wir mitgetragen. Nur ein Tropenkoffer Waſſer wird ausgegeben, das muß zum Trinken, Mundſpülen und Kochen ausreichen. Um zwölf Uhr nachts brechen wir wieder auf. Fernher war das rollende Brüllen der Löwen die ganze Nacht hindurch vernehmbar. Ich vertraue dem Führer, der dieſen Weg — doch ein Weg iſt ja nicht vorhanden — alſo dieſen Marſch ſchon zur Tages- und Nachtzeit gemacht hat. Die Anſtrengung vom Tag zuvor liegt den Trägern noch in den Gliedern, die Ausſicht auf den heißen kommenden Tag hebt die Stimmung auch nicht gerade, daher kriecht die Karawane langſamer, als mir lieb iſt. Endlich dämmert es; dann rötet ſich der Himmel *hinter* uns. Und wir marſchieren doch nach Oſten! Der Kompaß belehrt uns allerdings, daß wir zur Zeit nach Weſten gehen. Nun heißt

Digitized by Google

es rasch überlegen, ob wir ganz umkehren oder noch vorwärts marschieren sollen. Auf beiden Seiten ist nur ganz undeutlich im Morgendunst der steilabfallende Rand zu sehen, und selbst ein Geübterer als ich hätte nicht zu unterscheiden vermocht, nach welcher Seite hin der Marsch bis an den Fuß der Berge näher sei. Noch nie wurde ein Schauri mit meinen Leuten so schnell erledigt. „Schauri yako", „Es ist deine Angelegenheit", kam einstimmig als Antwort, und ihre Augen sprachen: „Du hast die Verantwortung, aber wir vertrauen dir, daß du uns herausbringst aus diesem Glutofen." Dann also vorwärts! Nach einer halben Stunde kreuzen wir unsere gestrige Fährte, im Kreis sind wir sechs Stunden nachts marschiert. In einer weiteren halben Stunde sind wir am Lagerplatz von gestern abend; noch glimmen die Holzreste der Lagerfeuer. Weiter nach Osten. Gegen Mittag, als die Träger schon mit den Lasten zu taumeln beginnen, wird kurz gerastet. Dann gebe ich den zweiten Wasserkoffer frei und verteile becherweise selbst die Flüssigkeit, sorgsam auf jeden Tropfen achtend. Bis heute nacht muß es vorhalten, morgen früh werden wir Wasser am Bergrand finden. Draußen in der Steppe, einige hundert Schritte von uns, bewegt sich etwas Schwarzes an der Erde. Trotzdem mir die Müdigkeit wie Blei in den Füßen liegt, gehe ich darauf zu und finde einen Schildraben, der neben den Skelettresten eines Menschen hockt. Der Boden ist bestreut mit den sonngebleichten Knochen, er weist ein über einen Meter tiefes Loch auf. Da hat der Arme mit letzter Kraft versucht, Wasser zu graben. Unweit des Schädels liegt ein zerbrochener Flaschenkürbis und der Speer. Vor Wochen hat hier ein kräftiger Mann sein Leben lassen müssen. Wo kam er her? Wo wollte er hin? Wohl keiner seiner Angehörigen weiß von seinem Ende, niemand hat seine letzten irren Seufzer gehört, als er mit dickgeschwollener Durstzunge und gesprungenen Lippen neben dem von ihm gegrabenen trockenbleibenden Loch immer wieder sein „O mama we!", „O du meine Mutter!" stammelte. In ihrer höchsten Not, im größten Schmerz, in der äußersten Verzweiflung finden die Neger nur immer wieder diesen Aufschrei „O Mutter", und einer meiner Träger sagte mir einmal mit felsenfester Überzeugung: „Herr,

Digitized by Google

wenn ein Kind so seine Mutter ruft, sie hilft ihm, ob sie nun nahe ist oder fern zu Haus, ja selbst ihr Geist, wenn sie verstorben ist, wird ihrem Kinde beistehen." Wie schön ist doch dieser feste Glaube an die Mutterliebe, für die es keine Entfernung, keine Schranken gibt. Fünfzig Schritt weit ist der Rabe weggeflogen und hat sich neugierig am Boden niedergelassen. Hier fand er nichts mehr. Seit Wochen ist da nichts zu holen, denn die Aasgeier machen rasche und saubere Arbeit. Kerl, warteſt du vielleicht auf uns? Ich hebe das Gewehr, das Ziel ist schlecht zu fassen, denn überm Boden zittert die Luft, verzerrt den Vogel, und ich kann Korn, Kimme und Vogel nicht richtig und sicher zusammenschauen. Unter meiner Kugel wirbelt der Staub auf — gefehlt; der Rabe flieht krächzend den Bergen zu. Ärgerlich nehme ich Flaschenkürbis und Speer auf; die Knochen zu beerdigen ist keine Zeit. Gegen Abend gehen wir weiter. In Abständen von je 300 m ließ ich vorher die Lasten niederlegen; nur das Allernötigste wird noch mitgenommen. Um drei Uhr nachts kommen wir an die ersten Bäume und lagern, und am nächsten Morgen um sieben sind wir in der nächsten Bergschlucht an einem kleinen Wässerchen, das zwar nur fingerdick über die Felsen wie ein Faden niederkommt, aber genügt, um meine Leute sofort wieder zu beleben. Jeder trinkt erst einmal, nachdem er den Mund gespült hat, einen kleinen Schluck, damit der nächste rasch drankommt. Dann werden Flaschenkürbisse gefüllt, und abends werden die Lasten herangeholt.

Am Tag darauf lernte ich das ernste Gesicht der Steppe, die bisher noch glimpflich mit uns umging, kennen. Etwa 4 km vom Lager weg schoß ich eine Leierantilope. Während Kitebo ins Lager lief, um Leute zu holen, wachten Vilima und ich der Aasgeier wegen. Mir wurde das Warten zu lang, ich ließ also Vilima zurück und wollte in weitem Bogen zum Lager zurückgehen; ich war schon eine Stunde und mehr gegangen, als ich merkte, daß ich ganz aus der Richtung gekommen war. Wild hatte mich, nicht zur Jagd, sondern zum Schauen gereizt und bald rechts, bald links geführt, nun fegte der Wind über die Steppe und blies in den Staub, daß dieser aufstieg und als ganz dünner Nebel über

Digitized by Google

dem Grasfeld lag, wie ein Schleier alles verhüllend. Die Sonne ſtand überm Kopf, der Kompaß war im Lager, ſo weit ich zu blicken vermochte nur Sandboden mit niedrigen Grasbüſcheln darin, rechts, links, vorne, rückwärts, überall das gleiche. Ich verſuchte mich zu orientieren und ging dann im Gewaltſchritt in der vermeintlichen Richtung des Lagers. Gegen Abend merkte ich, daß ich fehlgegangen war. Fünf Patronen noch im Gewehr, kaum zehn Zigaretten und keinen Tropfen Waſſer. Schwül und lau iſt die Nacht, ſie bringt keine Erfriſchung. Nur der Durſt wächſt. Von Zeit zu Zeit rauche ich; nur halbe Zigaretten, nur ein paar Züge, um länger auszukommen. Alle Stunden kracht ein Schuß in die Nacht; viermal. Die letzte Patrone muß für alle Fälle gewahrt bleiben. Ich taſte mit den Fingern an den Grashalmen nach Tau; ſtatt deſſen knirſcht der feine Flugſand zwiſchen meinen Fingern. Keine Raſt und Ruhe finde ich, verſuche mich nach den Sternen zu richten, merke, daß ich im Kreis gehe, kehre um, ärgere mich und ſehe ein, daß Niederſetzen und den Tag zu erwarten das beſte iſt; aber wieder zwingt mich die innere Unruhe und der Durſt auf. Hunger ſpüre ich nicht; dagegen hilft das Rauchen. Gegen Morgen ſchlafe ich ſitzend ein, erwache in der Dämmerung. Nun kommt die Sonne, mit ihr die Rettung, denn ich brauche ihr nur entgegenzugehen, um nach Oſten an die Berge zu kommen, wo ich vor allem Waſſer finden muß; dann ſoll mir die Suche nach dem Lager nicht zu ſauer werden. Zehn Uhr ſchon und noch in weiter Ferne die Berge. Die Lippen berſten, die Zunge ſchwillt an, der Gaumen iſt trocken und die Zunge klebt daran. Flimmernde Sonnenkugeln tanzen mir vor den Augen. Ich verſuche wegzublicken, aber die Kugeln folgen, ſpringen empor und ſinken mit dem Blick langſam mit, rollen nach rechts, wenn ich dorthin ſchaue, und kugeln mit dem Blick nach links. Das Gewehr wird zur ſchweren Laſt. Ein dumpfer Schmerz bohrt im Hinterkopf, die letzte Zigarette klebt an den Lippen, und der Rauch brennt und beißt auf der Zunge. Buſch! Ein einzelner Dornbuſch, der ſich in die Steppe vorgewagt hat; doch dort iſt ein Buſchſaum, oder iſt es ein Rudel Wild? Die tanzenden Kugeln vor den Augen verwirren mich. So raſch ich kann eile ich vor-

Digitized by Google

wärts. Irgendwo entfällt mir das Gewehr; ich merke es erst, nachdem ich schon längere Zeit ohne Büchse weiterrenne oder -taumele, denn gehen ist das nicht mehr zu nennen. Dornäste kratzen mich, schlagen mir ins Gesicht. Ich spüre es, doch kommt es eigentlich nicht mehr zum Bewußtsein. Dann liegt ein umgestürzter Dornbaum in meinem Weg. Mechanisch arbeiten die Füße weiter, wollte ich nicht ausweichen oder konnte ich nicht, wer will das später wissen? Ich kam zu Fall und hatte das beruhigende Bewußtsein, jetzt ist es zu Ende mit der Quälerei, jetzt muß ich erst einmal ruhen.

„Herr, wach auf!" Meine Boys stehen um mich, ich liege im Bett, ein feuchtes Handtuch auf der Stirn, und Vilima gißt mir Tee ein. „Habe ich Fieber? Oder war es Wirklichkeit, daß ich in der Steppe mich verirrte?" — „Herr, gestern abend fanden wir dich, nachdem du zwei Tage fehltest. Dort drüben, unweit des Lagers. Wir, alle deine Leute und auch die Leute der Nachbardörfer suchten. Auf der anderen Lagerseite, kaum tausend Schritt vom Lager, lag dein Gewehr."

Nach einem Ruhetag war ich wieder völlig hergestellt, die Erinnerung aber wollte sich nicht wegwaschen lassen, und mit einer gewissen Scheu trat ich eine Woche später die Rückwanderung über die Rukwasteppe an.

Ich habe später die Steppe liebgewonnen. Ungehemmt fliegt der Blick in die Ferne, wie über die See schaue ich hindernislos bis dahin, wo Himmel und Steppe ineinander übergehen. Dort draußen rollen knapp überm Horizont ein paar rauhe Kugeln. Das sind Strauße. Bei der großen Entfernung sind die Ständer und der Hals mit unbewaffnetem Auge nicht mehr zu sehen, nur der dunkel befiederte Körper ist sichtbar und scheint in der Luft überm Horizont zu tanzen. Gazellen jagen mit flüchtigen Schalen über den harten Boden zur Trockenzeit.

Wenn im November die Jahresregen beginnen, dann schlürft der ausgedorrte Steppenboden erst tagelang das Wasser in sich hinein; nach einer Woche ist die Erde, die noch eben wie gehämmerter Stahl klang, wenn die Hufe der Zebras darüberknatterten, ein grundloser Morast geworden. Stehendes Wasser

Digitized by Google

Abb. 21. Dorf im Rukwa

Digitized by Google

bedeckt den Boden, nur da und dort streckt ein Grasbüschel noch vorwitzig seine Halmspitzen über die Wasserfläche hinaus; die Steppe wurde zum See und bleibt als solche oft ein monatelanges Verkehrshindernis. Gerade die Rukwasenke bietet dafür ein typisches Beispiel. Wo vom Beginn der Trockenzeit bis in die Zeit nach dem Grasbrand täglich die Wirbelwinde hohe, nach oben trichterförmig erweiterte Sand-, Staub- und Aschensäulen über den Steppenboden jagten, da wogt nun ein knietiefer bis brusttiefer See, so breit, daß man manchen Tag lang nicht ans andere Ufer zu sehen vermag; sein Ufer ist von Süden nach Norden über 200 km lang. An Stelle der Tausende von Zebras und Leierantilopen, die hier sieben Monate lang ästen, tummeln sich dickschädelige Welse, massige Krokodile im See, und die Flußpferde vom Ikwasee wechseln zehn Tagereisen weit nach Norden zum Rungwafluß an den Didosee zur Brautschau. Wo genügend Wasserabfluß in der Steppe möglich ist, zaubert der Regen, ohne Seen zu bilden, in kurzer Zeit bunte Wiesen aus der öden Trockengrasfläche; man möchte glauben, das Wachsen sehen zu können. Statt aufs wogende goldgelbe Strohfeld schaut das erfreute Auge auf grüne Fluren, auf denen bunte Blumen blühen, bescheidene, die kaum spannhoch werden und im Schatten des rasch hochschießenden Grases bald ersticken, und farbenprächtige Dolden, die oft ihre Blüten mannshoch über dem Boden wiegen.

Der Raum, der als angebaute Fläche, als Kulturland, sei es durch die Eingeborenen, sei es durch die europäischen Siedler, dem Urland abgerungen worden ist, ist verhältnismäßig sehr gering. Nur in den größeren Siedlungsgebieten von Tanga nordbahnaufwärts bis zum Kilimandscharo und Meru, an der Küste, sowie in Morogoro und Kilossa im Innern, reiht sich Pflanzung an Pflanzung; in ständig steigender Ausfuhrkurve kamen Sisal, Baumwolle, Kautschuk und Kaffee auf den Weltmarkt. Was da deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit geschaffen, kann nur beurteilen, wer es mit eigenen Augen sah.

Und wurde dem Siedler, dem Beamten der Raum einmal zu eng, wuchs ihm die Arbeit über den Kopf, mußten die Nerven, die tagaus, tagein oft zum Zerreißen angespannt waren, einmal

Digitized by Google

ausſpannen, dann wurde ein Zelt und Mundvorrat für einen oder zwei Tage gepackt. Jauchzende Träger nahmen beim erſten Hahnſchrei am Morgen die Laſten auf, die verläßliche Mauſerbüchſe und, wenn's der Säckel erlaubte, ein braves Reittier begleiteten den Müden, der Erholung ſuchte und fand im Urwald, im Dornbuſch, im Trockenwald oder in der Grasſteppe. Die Safari iſt das beſte Heilmittel gegen verbrauchte oder überanſtrengte Nerven, und in der unendlich weiten Steppe, im ſonnenloſen düſtren Urwald, im Anblick der rieſigen Tierüberbleibſel aus langvergangener Zeit, im Alleinſein mit ſich ſelbſt und Zuſammenſein mit einfachen Negern, die noch unbeleckt ſind von der viel zerſtörenden ſogenannten Kultur und deshalb ihre Zufriedenheit und damit ihr Glück noch nicht verloren haben, ſchaut jeder tiefer in ſich, und mancherlei wird ihm offenbar, das lang ſchon in ihm lag und nur im Haſten und Drängen nie an die Oberfläche kommen konnte.

Digitized by Google

Rukwa

Jahrtausende bevor die Wellen der Bantuvölker vom Ostkap Afrikas aus ins Innere mit südlicher Richtung zu fluten begannen, lebten die ersten menschlichen Bewohner Afrikas, die schon erwähnten Zwergvölker, vermutlich weit verbreitet, wenn vielleicht auch nie in allzu großer Bevölkerungszahl als einfache Sammler von der Sahara abwärts bis zum Kap. Verhältnismäßig reiche Kultur gegenüber den primitiven Erstbewohnern brachten die Bantu[1] mit. In mehreren Wellen ging die Einwanderung vor sich, und immer tiefer mußten die ureingeborenen Zwerge sich in unwirtliche, für die Eindringlinge unzugängliche Stätten, in Urwald und Wüste zurückziehen — beide gleich gemieden von den neuankommenden Fremden. Nur an wenigen Plätzen scheinen Mischungen vorgekommen zu sein, wobei natürlich die kulturarmen Urbewohner als schwächeres Mischungselement von den stärkeren Bantu aufgesogen wurden. So sind vielleicht die Wassandawi, die Schnalzlaute in ihrer Sprache haben, ein solches Mischvolk, und auch die Hottentotten werden vielfach dafür gehalten.

[1] „Bantu ist die Pluralform zum Stamm ntu und bedeutet ‚Menschen'. Man bezeichnet mit Bantu die schwarzhäutigen Menschen im südlichen Dreieck Afrikas, die durch ihre Sprache allein eine große Einheit bilden. Somatisch sind kaum Unterschiede von den Sudannegern, die nördlich von ihnen leben und eine andere Sprachgruppe bilden, festzustellen. Nicht zu den Bantu gehören in Südafrika die Buschmänner, Hottentotten, Bergdamara, die Zwergvölker in Zentralafrika, in Ostafrika die Watusi, die aber eine Bantusprache angenommen haben, sowie die Masai und einige diesen verwandte Stämme im Gebiet des Magadsees, Kilimandscharos bis südlich zum Ngruiberg. Die westafrikanischen Bantu haben in ihrem Kulturbesitz viel Ähnlichkeit und Gleichheit mit Melanesiern. Der materielle und geistige Besitz der West- und Ostafrikaner ist streng geschieden."

Digitized by Google

Die Einwanderer brachten vielerlei neue Lebensgüter mit ins Land: die ersten haben Bananen, die Bodenkultur in Gestalt des Hackbaus (denn der Pflug ist den Melanodermen, den schwarzhäutigen Menschen, überall unbekannt), Bogen, Pfeil, Rindenkleid, Holzschild u. dgl. mitgebracht. Dann folgten einwandernde Bantu mit Buckelrind, Rundhütte mit Kegeldach, Ziege, Hautschild und allerlei Musikinstrumenten. Der Kulturbesitz der heutigen Bantu ist also sehr wahrscheinlich insgesamt asiatischer Herkunft, von Haustieren ist wahrscheinlich nur der Kihongwe-Esel, sowie gewiß der Hund in Afrika zu Hause. Die ersten Arbeitsgeräte waren aus Holz. Man braucht nicht allzuweit zurückzugehen, um noch Holzgeräte neben den selbsterzeugten eisernen zu finden, denn noch findet man vereinzelte zu religiösen Handlungen gebraucht, und auch in den Sagen hört man von ihnen. Sehr wahrscheinlich ist die Erfindung der Eisengewinnung aus den erzhaltigen Bachsanden in Afrika erfolgt.

Stämmeweise rückten die Bantu vor und breiteten sich weit aus; südlich des Äquators (dies ist natürlich eine ungenaue Begrenzung) bis ins Kapland sind sie jetzt in einer Unzahl verschiedener Stämme seßhaft. Gemeinsam ist ihnen allen eine bestimmte Sprachform. Die Bantusprachen sind untereinander etwa so verwandt wie Deutsch mit Holländisch und Englisch, oder Latein mit Italienisch, Spanisch und Portugiesisch, das heißt, ihre Verwandtschaft fällt ohne weiteres in die Augen, selbst für jemand, der wenig Spracheninteresse hat; es lassen sich gleiche Worte, die nur infolge verschiedener Lautgesetze anderen Klang haben, in Menge finden, der Aufbau ist überall gleich, und doch versteht man mit der Kenntnis der einen Sprache einen Neger eines anderen Stammes nicht, wohl aber befähigt die Kenntnis einiger zum raschen und nicht mühsamen Erlernen der anderen. Noch in historischer Zeit waren die Völkerverschiebungen und Wanderungen, die meist mit kriegerischen Überfällen und Verdrängung der Schwächeren einhergingen, nicht abgeschlossen. Gerade zur Zeit, als die deutsche Herrschaft in Ostafrika begann, war ein sehr interessanter Augenblick in der Geschichte der afrikanischen Völker gekommen. Die Zulu, die tief nach Süden gezogen waren, kamen

Digitized by Google

zurückflutend wieder nach Norden. Einer ihrer Stämme, die Wangoni, drängten gegen den Rufidji, die hamitischen Masai waren vom Norden her in Bewegung, und in den nächsten Jahrzehnten wäre es zum unvermeidlichen Zusammenstoß dieser beiden, damals kriegerisch hochwertigen Völker gekommen. Da schuf die europäische Herrschaft Ruhe, gebot Frieden und machte die Wandernden seßhaft.

Aus ihrer Geschichte wissen die Neger wenig zu erzählen. Ihnen mangelt die Schrift, Bauwerke haben sie fast nirgends hinterlassen, ihre Holzgeräte fraß der Moder, prähistorische Funde sind bisher nur sehr wenige gemacht worden. Wohl haben die Neger Sagen aus alter Zeit, doch spielen darin nur Personen eine Rolle, Schauplatz und Zeit sind bedeutungslos geworden. Auch aus der Vergangenheit der eigenen Familie weiß der Neger nur wenig zu erzählen; nur in den Sultansgeschlechtern meldet Geschichte und Sage mancherorts bis auf zehn Geschlechter zurück von ihren Taten.

*

Nachts um drei dringt vom nahen Dorf in mein Lager, das ich bei der alten Sultanin Mdula am Rungwafluß aufgeschlagen habe, lautes Rufen, schrilles Freudengetriller der Weiber, das beinahe eine Stunde lang währt. Am Morgen erfahre ich, daß der Grund dazu die glückliche Geburt eines Knaben war. Ich gehe ins Dorf, in dem die junge Mutter, kaum sechzehn Jahre alt, vor ihrer Hüttentür auf der Baraza in der Sonne sitzt, ihr kleines, nacktes Kind im Schoß. Hellrotbraun ist der Bub, die Haare wellig, noch nicht die struppige Wolle des späteren Negerschädels, kaum zweieinhalb Kilogramm mag er wiegen. Verwandte sitzen herum und beglückwünschen die Mutter; der Vater hockt abseits im Kreis der Männer.

Um neun Uhr nimmt die Mutter ihr Kleines, setzt es sich in einen Fellsack auf den Rücken und geht an den Fluß Wasser holen. Ganz eng aufgebunden ist der Knabe am Rücken, je ein Beinchen nach den Hüften der Mutter zu gestreckt, der Kopf, den er natürlich noch nicht tragen kann, lehnt zwischen den Schultern der Mutter. Dabei ist er gar nicht unzufrieden und erhebt nicht

Digitized by Google

ſchreienden Einſpruch gegen dieſe Behandlung am erſten Tag ſeiner Erdenlaufbahn. Etwa ein bis drei Tage liegt die junge Mutter im Wochenbett; gewöhnlich verrichtet ſie leichtere Arbeit ſchon am erſten Tag, und manche Frau, die zum drittenmal gebar, iſt noch am ſelben oder am kommenden Tag wieder am Feld zur Hackarbeit. Hilfe bei der Geburt wird nicht von Berufsfrauen geleiſtet; nur die eigene Mutter oder ein paar ſehr verläßliche Verwandte ſind dabei. Geht die Geburt nicht von ſelbſt glatt ab, ſo iſt zumeiſt Mutter und Kind verloren, denn Wendungen ſind dem Neger unbekannt, und wenn er eine ungünſtige Lage des Kindes vermutet, verſucht er nur durch Maſſieren und durch Seitenlage der Gebärenden, ſowie durch Herumgehen dieſer in der Hütte zu helfen. Natürlich wird dann noch ein Zauberer gerufen, der Trommeln ſchlägt, tanzt und ſchreit, Beſchwörungen ſpricht und Orakel befragt. Denn die Schuld an ſchwerer Geburt hat doch gewiß ein böſer Geiſt, der Geiſt eines vielleicht unwiſſentlich gekränkten und beleidigten Ahnen, oder es hat ein perſönlicher Feind die Frau oder das Kind verzaubert, um ſich zu rächen. Da kann dann ein wirkſamer Gegenzauber helfen. Auch ganz ſonderbare Dinge können nach Anſicht der Eingeborenen ſchuld an ſchweren oder Fehlgeburten haben; ſo wird eine ſchwangere Frau nicht glatt gebären können, wenn vor ihren Augen im Dorf ſelbſt Fiſchgift (Blätter und Blüten eines Strauches, die gequetſcht ins Waſſer geworfen werden, um die Fiſche zu betäuben [1]) vorbeigetragen wurde, oder wenn ihr Gatte den Nerv eines Elefantenzahnes während ihrer Schwangerſchaftszeit ſah. So erzählt mir der Vater

Abb. 22. Frau mit Säugling

[1] Tephrosia Vogelii.

Digitized by Google

des Knaben. Iſt die Geburt vorüber, ſo wird die Nachgeburt im Hütteninnern vergraben, denn in ihr iſt Seelenſtoff von Mutter und Kind, und ein Bösgeſinnter könnte damit irgendwelchen Zauberunfug treiben; gerade deshalb werden auch nur die eigene Mutter und nur ganz vertrauenswürdige Frauen der Verwandtſchaft bei der Geburt geduldet. „Herr," ſo erzählt mir der Vater weiter, „ich habe drei Frauen, und dies iſt mein viertes Kind; alle vier ſind geſund, zwei Knaben, zwei Mädchen. Jetzt muß ich mich vorſehen. Denn der Neid der anderen Väter mit weniger Nachkommen iſt groß, und ich fürchte, mir tut einer einen Zauber an und macht mich erblinden oder ſiech werden." Ein nicht leicht wieder auszulöſchender Haß flackert beim Eintreffen eines ſolchen Falles zwiſchen zwei Familien oder Sippen auf.

Nach irgendeiner Zufälligkeit, einer Begebenheit während oder unmittelbar vor oder nach der Geburt bekommt das Kind von der Mutter einen Namen, mit dem es nur die Mutter ruft. Der Vater gibt ihm bei dem Feſt, das acht oder zehn Tage nach der Geburt gefeiert wird, wieder einen anderen Namen, und mit ihm rufen es die Dorfgenoſſen. Wird es mannbar, nimmt es wieder einen neuen Namen an, manchmal auch nach einer überſtandenen ſchweren Krankheit. Denn der Neger denkt, daß von dieſer am Namen, beziehungsweiſe am damit verbundenen Seelenſtoff von der Krankheit etwas zurückgeblieben ſei, das nun mit dem Ablegen des Namens ebenfalls abgetan wird. „Mutweguliſata", „der Kopf ſchmerzt mich", nennt unſere Mutter ihr Kind. Nach zehn Tagen wird mit Pombe die Geburt gefeiert, und der Vater nennt es „Kacheko", „das Lächeln". Eine mindeſtens zweijährige, manchmal auch dreijährige Stillzeit beginnt nun für die Mutter. Tagsüber hat ſie den Säugling ſtändig bei ſich, am Rücken im Fell eingebunden, ſpäter auch auf der Hüfte reitend. Ob ſie nun aufs Feld zur Arbeit geht, mit wuchtigem Stoß Mais ſchrotet oder nachts zum Trommelklang tanzt, das Kleine hockt ihr am Rücken und findet alles in Ordnung. Bald ſchon erhält es neben der Muttermilch Mehlſuppe und Mehlbrei eingeſtopft, überſteht, wenn es kräftig iſt, einige ſchwere Krankheiten, zeichnet ſich bald durch einen gewaltig dicken Bauch aus, auf dem wie ein dicker Knoten

Digitized by Google

sehr oft ein Nabelbruch sichtbar ist. Mit den gleichalterigen Gespielen kugelt das Kind im Dorfsand umher. Sandflöhe quälen es oft sehr; mit der Mutter ißt es, nachdem die Männer ihre Mahlzeit hinter sich haben. Von den älteren Gespielen lernt der Knabe, später von den Erwachsenen, was er fürs Leben wissen muß; bei manchen Stämmen werden mit Erreichung der Pubertät oder knapp davor die Knaben mehrerer Dörfer gesammelt und ziehen gemeinsam mit einem Alten in den Busch, um dort in Stammessitten unterrichtet zu werden. Seinen Abschluß findet dieser Unterricht in einer großen Feier im Dorf. Dann gelten die Jünglinge als vollwertige Männer und dürfen daran denken, sich zu verheiraten.

Wie der Knabe von Genossen und Erwachsenen lernt, so lernt das Mädchen von ihresgleichen und den Frauen; der Knabe übt sich im Gebrauch von Pfeil und Bogen, Speer und Axt und baut spielend kleine Hütten, jagt nach Vögeln und steht als Hirte bei Schafen und Ziegen. Das Mädchen lernt gesittet gehen, tanzen, hilft Wasser tragen, Feuer unterhalten und kochen. In die Geheimnisse des Bierbrauens wird die Tochter noch besonders eingeweiht. Ein Kreisel, runde Früchte, welche die Stelle des Balles vertreten, sind das Spielzeug für die schwarzen Kinder, die im Spiel durch Nachahmen lernen, was sie als Erwachsene wissen müssen. Schon bedeutend früher als die europäischen Kinder erreichen sie eine gewisse Selbständigkeit im Denken und Handeln. So begegnete mir in Ussangu einmal ein etwa zwölfjähriger Knabe in einsamer Steppe. „Wo gehst du hin?“ — „Ins Dorf des Merere.“ Das Dorf, übrigens die größte Tembenanlage der Kolonie, zu deren Umschreitung ein Fußgänger fast eine halbe Stunde braucht, war aber nicht etwa stundenweit entfernt von unserer Begegnungsstelle, sondern drei Tage Marsch hatte der Junge noch zu laufen. Er war noch nie den Weg gegangen, war schon zwei Tage unterwegs und frug sich von Dorf zu Dorf durch, um seinen Onkel zu besuchen. Dabei war in der grasarmen, dürren Steppe der Pfad kaum zu sehen, öfters kreuzten Wege einander, und mein Führer selbst hatte manchmal Zweifel, welche Richtung einzuschlagen sei. Ein Dorf ist dabei vom anderen fünf bis sieben Stunden entfernt,

Digitized by Google

dazwischen liegt wildreicher Busch und Steppe, Raubzeug und Nashörner sind keine Seltenheit. Ein andermal sprang ein Leopard in meine Ziegen; ein sechzehnjähriger Bursche war Hüter und warf den Speer. Er fehlte und schlug nun mit seiner Holzkeule dem Leoparden, der auf einer Ziege lag, derart über die Hirnschale, daß er verendete. Unverletzt kam der Junge an und führte mich hin, denn beim Zuschlagen war ihm die Keule aus der Hand geprellt und er wußte nicht, ob der Leopard nicht noch lebe. Wie würde sich ein junger Europäer in diesen Lagen benehmen? Das Leben im Busch, die eigentlich doch immer nahen Gefahren, die Härte des Lebens erziehen eben den jungen Neger ganz anders als der europäische Staat, in dem die Warnungstafel den Nichtschwimmer aufmerksam macht auf die Tiefe im Fluß und der Polizist auf der Straße sorgt, daß niemand überfahren wird.

„Ninataka schauri", antwortet mir ein Träger auf meine Frage, warum er seit einer Viertelstunde einen Eimer vor meinen Augen mit Sand abreibe, einen Eimer, der ohnehin funkelte wie ein Spiegel. „Ich will eine Unterredung." Also los damit; ich setze mich in den Langstuhl, denn der Seufzer des Antragstellers läßt einen langwierigen, schwer zu lösenden „Fall" vermuten. Aber die Sache ist einfacher Natur. Mwanadongoro will einen Vorschuß — der Neger braucht sehr oft solchen —, diesmal weder für Pombe, noch zum Ankauf eines Fezes, sondern um sich verheiraten zu können; fünfzehn Rupien genügen ihm, einige hat er selbst, außerdem sind die Frauen im Innern billig zu haben. Der Vorschuß wird bewilligt, Mwanadongoro begibt sich damit zu seinem zukünftigen Schwiegervater, und die Ehe wird geschlossen. Das mußte rasch gehen, denn morgen schon reisen wir weiter, wobei uns die jung angetraute Frau begleiten wird. Noch drei Safarimonate, dann kommt für Mwanadongoro die Entlassung, und er kehrt mit seiner Frau in seine Heimat zurück, die nur zehn Stunden vom heutigen Lagerplatz entfernt ist. Dann werden aber auch die eigentlich zur Hochzeit gehörigen Festlichkeiten nachgeholt werden.

Das war also eine stille Trauung. Will sonst ein junger Bursche heiraten, so bespricht er den Fall mit seinen Eltern, die

Digitized by Google

ihm beim Bezahlen des Brautpreises helfen. Dann geht er einmal des Abends zur Hütte der Eltern seiner Auserkorenen und wirft eine Last Brennholz ab, die er im Wald geholt hat. Ist sie am nächsten Tag verheizt, so ist man seiner Bewerbung nicht abgeneigt, bleibt sie unberührt liegen, so ist der Antrag abgelehnt. Im ersteren Fall finden sich die Väter beider und „machen schauri". Stundenlang handeln sie über den Brautpreis, der im Rukwa zum Beispiel in sieben „Dingen" besteht; das können nun sieben weibliche Ziegen sein (sie sind wertvoller als Böcke der Nachzucht wegen; ebenso werden auch Kühe in solchen Fällen gefordert, Stiere und Ochsen aber abgelehnt) oder sieben Stück Stoff, sieben Eisenblätter für Feldhacken, oder sieben Stück der genannten oder ähnlicher Dinge in beliebiger Zusammenstellung. Endlich ist die Einigung erzielt und zumeist gleich in den folgenden Tagen eine Anzahlung gemacht. Der künftige Schwiegersohn hilft nun in der Feldwirtschaft den Schwiegereltern, gibt ihnen zeitweise ein Geschenk, ein Huhn oder eine Axt, oder bringt eine Last Brennholz. Bis der Brautpreis beisammen ist, dauert es bei nicht vermögenden Leuten oft längere Zeit. Denn der Brautpreis von sieben Ziegen ist für den Mkwa ein Vermögen. (Eine Analogie findet sich im Kisipa für das lateinische pecunia, das von pecus = Vieh herzuleiten ist. In Kisipa heißt Rind nyorwa; dasselbe Wort hat die Bedeutung „Vermögen" und „Brautpreis"; ja in letzter Zeit hat sich für Rind als Lehnwort igombe immer mehr eingebürgert, und die ursprüngliche Bedeutung „Rind" von nyorwa geht verloren, so daß dieses fast nur noch im Sinn von Vermögen oder Brautpreis gebraucht wird.)

Mein Zelt steht unter zwei uralten wilden Feigenbäumen, um deren Stämme Schmetterlinge Liebesreigen tanzen und Bienen und Wespen summen, denn die schmackhaften Früchte sind schon überreif. Grüne Papageitauben sind eingefallen und naschen an den Feigen, von denen dann und wann eine klatschend auf mein Sonnensegel niederfällt. Hundert Schritt vor mir liegt das große Dorf Kalumboleza, nach rechts zu stehen vereinzelte schlanke Borassuspalmen mit windzerzausten Kronen, und zwischen Dorf und Palmen hindurch übers niedere Gras hinweg schaut das Auge

Digitized by Google

ungehemmt über die weite Grassteppe, die ganz drüben, vielleicht zehn Marschstunden von mir, von verschwommen blauen Bergen gesäumt ist. Wüßte ich nicht, daß es Berge sind, ich könnte sie fürwahr ebensogut für Wolken oder sich ballenden Rauch eines vergangenen Steppenbrandes halten. Weit draußen in der Ebene wechselt Wild vorüber; bunte Zebras, die aber von ferne gesehen sich ganz grau ausnehmen (ihre Streifenzeichnung sieht man kaum auf tausend Schritt), dann einige Leierantilopen, die sich ihnen anschlossen, und eine Herde von Schwarzfersen. Gestern stand dort in dem Niedergrasfeld ein Elefant wie ein riesiger, schwarzer Granitblock, der von Sala herüberkam und am Abend wie ein Schiffsungetüm durch das wogende Gras zurück über den Rukwa schwamm.

Im Dorf war tagsüber rege Tätigkeit bemerkbar gewesen. Nun sinkt die Sonne hinter uns unter den Kamm der hohen Tschingamboberge, und deren blauer Schatten rückt näher und näher. Jetzt eilt er über mein Zelt, gleich darauf fällt er ins Dorf ein, und rasch gleitet er weiter ins Grasfeld hinaus; nur die Zacken der Wolken über uns trifft die Sonne noch, und wie mit Gold gesäumt sehen die paar Bäume aus, die am Kamm des Gebirgszuges sich scharf abheben und so nahe aussehen, daß man glaubt, man müßte ihre Äste unterscheiden können. Und doch stehen sie tausend Meter über meinem Lager. Aber die Luft ist ja so klar, als hätte ein Gewitterregen allen Staub niedergeschlagen.

Von Isangwa her kommen zwei Männer im Laufschritt den Weg entlang; eben erst spie sie dort drüben der Busch aus, nun haben sie, den funkelnden Speer in der Faust schwingend, schon fast das Dorf erreicht. Jubelrufe und Paukendröhnen begrüßt sie, und meine Trägerschar stimmt begeistert mit ein.

Harusi — Hochzeit! Seit Tagen brauen die Weiber Kalumbolezas am Hirsebier; Topf auf Topf, mancher davon mit beachtenswert dickem Bauch, steht schon gefüllt im kühlen Innern der Rundhütten. (Die Temben sind im Rukwa nicht üblich, sondern die Rundhütten mit aufgesetztem Kegeldach, obwohl die Rukwaebene in ihrer Regenarmut ganz gut Tembenbauten dulden würde; die Wakwa sind aber Afipa und bleiben bei dem diesen eigentümlichen

Digitized by Google

Rundbau.) Der Platz unter den beiden Tamarinden, die inmitten des Dorfes stehen, ist schon zum abendlichen Tanz gesäubert, die Trommeln lehnen an den Stämmen, und die Frauen und Mädchen, heute besonders reich mit Perlschmuck behangen, setzen die Biertöpfe im Schatten der Bäume nieder.

Taktfester, rhythmischer Marschgesang wird vom Busch her vernehmbar, dazwischen zerreißen gellende Freudenschreie der Frauen die Luft; in den höchsten Fisteltönen jubeln sie trillernd, indem sie mit den Handflächen auf die Lippen schlagen. Die Freunde des jungen Ehekandidaten, seine männlichen Sippengenossen und Jugendgespielen sind mit dem ersten Hahnruf am Morgen aufgebrochen und mit Gesang nach Isangwa, dem viereinhalb Stunden entfernten Heimatsdorf der Braut, gezogen, um diese dort abzuholen. Reichlich wurden sie dort bewirtet, Pombe war geflossen und vom Schwiegervater eine Ziege geschlachtet worden, während sie selbst eine andere mitbrachten. Nun kehren sie mit der Braut und deren Eltern und zahlreichen Verwandten zurück, um die Ehe zu schließen. Vor dem Dorf wird der Zug empfangen, die Braut sofort ins Haus der Schwiegereltern gebracht, und die Vorfeier beginnt. Tanz und Gesang, Essen und Trinken währen die ganze Nacht; an Schlaf ist nicht zu denken. Auch meine Schwarzen sind geladen, weil ich zum Schmausen zwei Ziegen gestiftet hatte und von Kiko herüber zwei wohlgefüllte Töpfe guter honiggesüßter Pombe bringen ließ. Ich wollte zuerst eine gestern erlegte Leierantilope schenken, aber da machte mich Vilima aufmerksam, daß dies für einen Weißen doch kein Geschenk sei. „Gib doch eine Ziege!“ — „Die Leierantilope ist doch fünfzehnmal schwerer als eine Ziege, denke an das viele Fleisch, das es da zu essen gibt.“ — „Ganz gut, Herr, aber die Leierantilope kostet dich nur eine Kugel. Ein Geschenk, das den Empfänger ehren soll, muß aber gekauft sein.“ Also belehrt, kaufte ich die zwei Ziegen und schenkte dem Bräutigam obendrein die Decke der Leierantilope zum Beziehen seiner Kitanda, seines Bettgestelles, denn er war ein besserer Neger und besaß ein solches Ding, während die meisten seiner Dorfgenossen auf einer Schilfmatte oder einem Fell auf ebener Erde schliefen.

Digitized by Google

Der Abendwind rauscht in den Tamarinden, biegt ihre Äste und schüttelt die Schotenfrüchte herab, reißt an den Feuerbränden, daß gelbzüngelnde Flammen wie Peitschen herausschlagen und ein Funkenregen sprühend in die auftreischenden Mädchen fällt. Ich habe meinen Stuhl an der Windseite des Feuers aufgestellt und schaue dem frohen Treiben der Tänzer zu. Wenn sie nach der Anstrengung des Tanzes schwatzend ausruhen, die Trommeln schweigen und die Biertöpfe an der Reihe sind, dann kommt mein Koch und bringt mir Tee mit Rum, oder Vilima hält mir das Glas mit Whiskysoda her. Bis zwei Uhr bleibe ich, lasse mir Liedertexte vorsagen und stelle vorsichtige Fragen nach den morgigen Hochzeitsgebräuchen. Den Rest der Nacht verschlafe ich traumlos trotz des Höllenlärmes der Ngoma, ich weiß nicht sicher, ob aus Müdigkeit oder infolge der zahlreichen Whiskysoda; letzteres muß sich Vilima gedacht haben, da er mir Fleischsalat und Gurken als Frühstück brachte mit der Frage, ob er eine der wenigen noch vorhandenen Pilsnerflaschen einkühlen solle. Doch die sparte ich, denn sie schmeckt zu anderen Zeiten besser.

So um sieben Uhr morgens trat eine Erschöpfungspause ein; um zehn Uhr begann der Betrieb wieder im vollen Umfang. Ein Umzug wurde veranstaltet, wobei der Bräutigam, der einen Bogen, Pfeile, einen Speer und einen geschnitzten Stock, mit dem Wedel einer Giraffe als Abschluß, in den Händen schwang, von den Festteilnehmern auf den Schultern im Dorf herumgetragen wurde. Die Braut wurde aus der Hütte geholt und ging vor dem Zug gebückt im Tanzschritt einher, während die Menge sang: „Ninawinga, selanga uche uche!", „Braut, geh langsam, langsam in gebückter Stellung!" Damit soll sie zeigen, wie schwer sie an den Lasten der Hausfrau in der Ehe tragen wird. Auch an mein Lager kam der Zug; da ich keine Pombe zum Bewirten hatte, gab ich einige Kilo Salz zum besten, und Braut wie Bräutigam bekamen je einen Schluck guten Weinbrand. Das Gesicht der Braut danach hätte ein prächtiges Bild gegeben; so ähnlich mag der Pavian eines meiner Bekannten ausgesehen haben, als er an der Telegraphenstation in die elektrischen Drähte kam.

Schon stand die Sonne stark im Westen, als mich Vilima

Digitized by Google

holte, da nun die eigentliche Eheschließung stattfand. Braut und Bräutigam hockten auf niederen Stühlen, nach altem Brauch nur bekleidet mit je einer vorn und hinten vom Gürtel niederhängenden Schopfantilopenhaut, dafür überreich am ganzen Körper mit Rizinusöl gesalbt. Beide trugen reichen bunten Glasperlenschmuck, und der Braut perlten die Tränen von den Wangen, ich konnte nicht unterscheiden ob vor Rührung oder infolge des heftigen Pombegenusses. Tiefes Schweigen lag über dem Kreis der Zuschauer, die sich um das Brautpaar aufgestellt hatten. Die scheidende Sonne spiegelte sich in den geölten, blanken Rücken, alles sah gespannt auf den Vater des jungen Ehemannes, der nun in den Kreis trat und eine Ansprache ans junge Paar hielt. Dann sprach der Brautvater, schimpfte über seine Tochter, sie sei das faulste Mädchen im Land, könne nicht kochen, nicht Bier brauen, sei unfruchtbar und liefe jedem Mann nach, sie sei häßlich und ihr Mann werde sie bald fortjagen. Jeden Satz begleitete ein dröhnendes Gelächter aller Männer und laute Protestrufe der zusehenden Frauen. Dann kamen Ermahnungen an den Schwiegersohn, ein Pfeil, mit dem der Brautvater während der Ermahnungen auf den jungen Gatten gezielt hatte, ging in dessen Besitz über — die Ehe war vor vielen Zeugen geschlossen. Erneut begann das Fest, während die Eheleute zuerst in ihrer Hütte verschwanden, denn dort, so verlangt die Sitte, muß die Frau zum erstenmal kochen und Wasser holen, wofür sie vom Mann ein kleines Geschenk, eine Perlkette oder ein Huhn oder etwas ähnliches, ziemlich Wertloses bekommt.

Noch eine Nacht hindurch wurde weitergefeiert; ich tat nicht mehr mit, doch meine Schwarzen waren so bei der Sache, daß sie erst am Morgen ins Lager kamen. Der Zustand meines Koches war so bedenklich, daß er mittags an Stelle des Öles den Inhalt einer Petroleumflasche zum Tomatensalat verwendete. Seine Reue darüber war sicherlich aufrichtig, denn er erbot sich, den Salat aufzuessen. Ich riet ihm aber davon ab, da er ohnehin an den Folgen einer akuten Alkoholvergiftung erkrankt und das Petroleum mir nicht als geeignetes Gegenmittel bekannt war.

„Kesho safari", „morgen reisen wir weiter". Den stummen

Digitized by Google

Vorwurf, der aus den treuen Negeraugen mir entgegenblickte, überſah ich. Sie hätten noch zwei oder drei Tage mitgefeiert, bis der letzte Tropfen getrunken war. Und in Vilima kam der Sparmeiſter zum Durchbruch, „Herr," ſagte er, „da wäre eine Ziege auch genug geweſen."

Die Hochzeitsſitten, die Höhe des Brautpreiſes, wie auch die Art der Werbung wechſeln bei den verſchiedenen Stämmen. Immer aber iſt die Heirat ein richtiger Frauenkauf. Bei Löſung der Ehe wird, wenn die Schuld auf ſeiten der Frau liegt, der geſamte Brautpreis manchmal ſogar mit Zinſen zurückbezahlt, zum Beiſpiel bei Ehebruch oder Unfruchtbarkeit. Stets aber bleiben die Kinder dem Vater bei einer Scheidung.

Uralt im Leben der Völker ſind Totemismus und die daraus hervorgehenden Tabugeſetze, bei den Oſtafrikanern „mwiko" genannt. Da gibt es ein Stammesmwiko zum Beiſpiel bei den Warungu, keiner von ihnen darf Zebrafleiſch eſſen; da gibt es ein Sippenmwiko in Uſſangu, das den Sippenmitgliedern das Perlhuhn verbietet. Jede Familie hat ihr Mwiko, das ſtreng eingehalten wird und faſt immer nur in Geſtalt eines Speiſeverbotes beſteht. Andere Verbote ſind ſehr ſelten; ich kenne nur wenige, zum Beiſpiel nicht auf den eigenen Schatten piſſen, nicht über einen künſtlich gefällten Baum ſteigen u. ä.

Seit drei Wochen regnet es; es regnet die Nacht durch, daß mich das Praſſeln der Tropfen auf meinem Zelt in den Schlaf ſingt; es regnet am Morgen, zu Mittag, am Abend. Wie ein Bündel dünner Schnüre hängt das Waſſer ſtets erneut vor meinem Zeltfenſter. Die Wäſche iſt muffig und feucht, wird nie trocken, das Brennholz ſchwelt, und beizender Rauch liegt zu Boden gedrückt im Lager, kriecht zwiſchen die nahen Büſche, ſo daß die Bäume daraus emporragen wie Berge aus dem Nebel. Als matte Scheibe wandert die Sonne hinter den Wolken. Das Gras iſt emporgeſchoſſen, die Bäume prangen in friſchgrünem Laub, Büſche ſind mit Blüten überſät. Dazu ſchwüle Hitze, die ſelbſt durch die häufigen Gewitter nicht abnimmt. So ein Gewitter zu Beginn der Regenzeit iſt etwas Großartiges, Gewaltiges, etwas ungeheuer

Digitized by Google

Schauerliches und doch prächtig schön. Schwarzblaue Wolken hängen vom Himmel, in der Farbe von brüniertem Stahl, schieben sich durcheinander, türmen sich dort hoch auf; hier wieder scheinen sie so tief, daß ich meine, sie müßten die Baumwipfel streifen. Leise piept im Busch ein Vogel; eine Kette Perlhühner hockt im Sandbett des Baches, dessen kleines Wasser kristallklar wie ein dünner Faden im breiten Bachbett sich schlängelt, das viel zu groß für ihn angelegt erscheint. Eine beklemmende Stille, noch ärger fühlbar durch die schwüle, feuchte Hitze, liegt über dem Pori. Da kommt ein Windstoß; pfeifend fährt er über die Wipfel, zaust an den Ästen, wirft dürre Zweige nieder und wirbelt zerfetztes Laub mit sich. Wieder ist schweigende Ruhe. Dann folgt der nächste Windstoß, heftiger, andauernder als der erste, und bald sind's nicht mehr einzelne Windstöße, sondern ein Sturm tobt und braust einher, wirft die trockenen, dicken Äste nieder, daß sie krachend und splitternd in die frischen Zweige des Unterholzes stürzen. Die Bäume schwanken und ächzen, der alleinstehende Schirmbaum am Steppenrand vermag der Wucht des Ansturmes nicht mehr zu widerstehen; die Krone dreht sich sturmzerzaust zur Seite, stöhnend biegt sich der Stamm, mit vollen Backen bläst der Sturm weiter; da sinkt der Stamm zur Seite, die Wurzeln reißen, andere knallen schußähnlich, wenn sie bersten, und schwer schlägt die Krone auf die Erde nieder, Äste splittern und krachen im Brechen, erschreckt flieht die Taube, die festgedrückt auf ihrem Zweieiergelege saß. Eine Erdscheibe, fast wie ein halbes Scheunentor, ragt mit den weitausladenden Wurzeln empor und bröckelt langsam ab, wenn der Wind die Wurzeln schüttelt. Im Sonnensegel fängt sich der Orkan, baucht es weit durch und rüttelt an den Zelttauen, daß wir die Pflöcke fester eintreiben müssen. Meine Neger haben sich feste Grashütten gebaut; sie stehen glücklicherweise im Windschatten des Waldes, in dem sich die Urkraft des Sturmes schon etwas gebrochen hat, so daß nur da und dort ein Grasbüschel aus dem Dach gerissen wird. Das Sprechen gegen den Wind wird unmöglich, mein Koch schwankt beim Gehen über die offene Fläche vor dem Zelt, so fängt sich der Luftstrom in seinem Kansu, der wie ein Ballon aufgebläht ist. Zwei Halsband-

Digitized by Google

krähen sind aus dem Geäst geworfen worden, und der Wind beutelt die sonst so flugsicheren Vögel hoch überm Wald; wie welkes Laub fliegen sie hin, wehrlos dem Sturm ausgeliefert. Die schwarzweißrote Flagge meines Zeltes, die schon etwas fadenscheinig ist, wird zerfetzt, und der schmale Stoffrest an der Stange flappt und schlägt.

Von fernher rauscht schon der Regen, eine graue Wand rückt näher, und das ferne Heulen des Hagels, der schwirrend mit tausend Körnern die Luft zerschneidet, wird hörbar. Plötzlich ist alles grell beleuchtet, über die dunkelgrüne Poriwand, die schattenlos wie eine Mauer den Ausblick abschneidet, huschen rasche, schwefelgelbe Lichtwellen. Schmetternd kracht der erste Donner. Blitz jagt Blitz, der Donner grollt und kracht und knurrt fern und nah ohne Unterbrechung. Wie ein schweres Zittern liegt das dröhnende Rollen in der Luft, jäh durchschlagen vom Knall der nahen Blitze. Im Buyubaum, kaum 50 m vom äußersten Lagerende weg, hat ein Blitz eingeschlagen. Spiralig lief er die Äste entlang, riß die Rinde und Baststreifen in Fetzen herunter, und aus den Spalten des geborstenen, modrigen Bauminnern quillt dünner blaugelber Rauch, den der Wind mitreißt. Der Baum brennt im Innern; bei seinem gewaltigen Durchmesser von gut 5 m wird das Feuer noch tagelang daran fressen, um ihn zu fällen. Vielleicht widersteht er auch, unterstützt vom Regen, dem Brand, wird nur eine schwere innere Verletzung davontragen und halbhohl, an seiner Wunde von tausend bohrenden Larven befallen, noch einige Jahre, selbst Jahrzehnte mit dem Sterben ringen. + 15° C; dabei friert mich bei der jähen Abkühlung heftig, die Neger haben aschgraue Farbe und hocken im Hütteninnern. Durchs dicke Grasdach tropft der Regen, der wie aus Kannen gegossen niederschüttet. Sorgsam wird das Feuer gehütet. Am liebsten würde auch ich mir eines im Zelt anfachen lassen.

Nach einer Stunde hagelt es; nußgroße Schloßen springen aufschlagend am Boden einher und rollen mir ins Zelt. Noch einige solche Gewitter, und mein ohnedies schon mürbes Sonnensegel löst sich in seine ursprünglichen Teile auf. Im erweichten Boden lockern sich die Pflöcke des Zeltes und Sonnensegels, die

Digitized by Google

regennassen Stricke spannten zu sehr, und schon droht unter der Gewalt des Sturmes das Zelt umzustürzen. Ich rufe, ich brülle in das Toben, kein Mensch hört mich; erst ein grelles Pfeifen auf der Signalpfeife reißt die Träger aus den Hütten. Als sie kommen, halte ich mühsam noch das Zelt, bin naß zum Auswinden, von der einen Minute außerhalb des Zeltes, das Hemd klebt am Leib, der Rock am Hemd, als sei ich eben kopfüber in einen Tümpel gestürzt. Dabei trommeln die Hagelschloßen auf den Rücken und auf die klammen Finger, daß blaue Beulen aufschwellen.

Um sieben Uhr abends hat es ausgetobt. Der Sturm hat sich gelegt; von den Blattspitzen der Bäume trauft es noch auf die dürstende Erde, die ausgedorrt von der Trockenzeit die Niederschläge der ersten Tage aufzusaugen vermag. Das Grollen des Donners in der Ferne reißt nicht ab, und gleich einem fernen Scheinwerfer, den der Schiffer weit vom Strande draußen auf See seine Fangarme über den dunkeln Nachthimmel strecken sieht, schickt das Gewitter noch sein Wetterleuchten zuckend auf dem wolkenschweren Himmel übers Lager weg. Aus ihren Erdhöhlen sind die Skorpione geflüchtet, und manch einer von ihnen wird in dieser Nacht von meinen Negern erschlagen, aus Rache schon, weil erst vor einigen Tagen Pandakilima empfindlich gestochen wurde.

Am nächsten Morgen kommt vom nahen Dorf der Jumbe und fragt an, ob einer seiner Leute bei uns vor dem Unwetter Schutz gesucht habe. Seit gestern früh sei der Mann abwesend, er sei zu seinen Bienenstöcken, die er im Pori aufgehangen, gegangen und nicht wiedergekehrt. Bei uns war niemand gesehen worden. Am Mittag gab es wieder ein einstündiges Unwetter, nachmittags ein paar regenlose Stunden. Bald drang auch schon das Klagegeschrei der Frauen des Dorfes bis ins Lager. Der Vermißte war als Leiche kaum eine Stunde vom Dorf gefunden worden. Er war vom Blitz verschont geblieben, aber ein schwerer Ast hatte ihn niedergeschlagen und offenbar betäubt. Mit dem Gesicht in eine Pfütze gefallen, war der Besinnungslose erstickt, ertrunken. Ein Körbchen mit Honigwaben, die in große Blätter gut verpackt waren, lag noch neben ihm; weder Hyänen noch Geier

Digitized by Google

waren an seine Leiche gekommen; die gestrige Nacht und der darauffolgende Tag hatten selbst dieses Gesindel unter den Tieren verstört, so daß sie ihren gewohnten Aaszug unterließen.

Boten mit der Trauerbotschaft gingen in die nächstgelegenen Dörfer ab, ohne sich um das Regenwetter zu kümmern. Der Jumbe selbst kam bald, mir die Kunde zu bringen. „Sein Tag war gekommen", sagte er ruhig. „Nicht das Unwetter hat ihn getötet, er wäre auch zu Haus gestorben, denn der Tag war ihm bestimmt. Es war der Wille Gottes." Kismet — es ist nicht zu ändern, es mußte so sein, weil es bestimmt war — das ist an sich ein schöner Trost, viele Vorwürfe bleiben erspart — aber man muß eben Neger sein, um stets so denken zu können.

In Hockerstellung zusammengeschnürt wurde er tags darauf beerdigt. An der Waldgrenze bei seinem Acker war ihm die Grube gegraben. Vier Tage währten die Trauerfeierlichkeiten, die aus Schmaus und Trank und dazwischen aus lautem Klagen bestanden. Kein Fremder durfte durchs Dorf gehen, ohne einige Bissen, die ihm geboten wurden, zu essen. Kein Schimpfwort durfte fallen, niemand durfte auch nur mit dem Finger nach jemand deuten, niemand durfte während der vier Tage baden oder sich waschen. Auch meine Leute beteiligten sich an der Trauerfeier und hielten die vier wasserfreien Tage ein, mit Ausnahme meiner Boys; diese badeten heimlich, um sich nicht mit den Dörflern zu verfeinden.

Abb. 23. Ahnengedächtnishütte

Ist der Verstorbene ein angesehener Mann, so hat auch sein Geist mehr Macht als der eines gewöhnlichen Verstorbenen; darum bringen dem Geist, der Seele des einfachen Negers nur seine nächsten Verwandten Opfer, dem

Digitized by Google

Geist des Stammesgroßen aber opfern viele. Aber alle diese Opfer sind als Versöhnungsopfer gedacht; man fürchtet nur den Geist und opfert ihm aus Angst, er möchte Krankheit oder anderes Unheil, regenlose Zeit und Viehsterben schicken oder bewirken. Besonders in der ersten Zeit nach dem Tod denkt sich der Neger den Geist des Verstorbenen noch in nächster Nähe weilend, und selbst sein größter Feind getraut sich nicht über ihn zu schimpfen. Den Lebenden hat er gehaßt, aber nicht gefürchtet, vor dem Toten hat er nun Angst, weil er ihm gegenüber wehrlos ist. Der Geist des zuletzt verstorbenen Sultans hat die meiste Macht; ihn ruft man um Gnade, wenn der Jahresregen ausbleibt, denn der Zauberer hat verkündet, daß gerade ihn ein Volksangehöriger beleidigt und der Sultansgeist dafür den Regen aufgehalten habe. Der Geist einer Frau ist nahezu machtlos, höchstens ihren nächsten Angehörigen könnte sie schaden. Darum opfert auch niemand am Grab der Frauen, und nur das Wehklagen ihrer Kinder zerreißt von Zeit zu Zeit die Stille um ihr Grab.

*

Das Leben in seiner Porihärte verbraucht den Neger wohl schneller als den Europäer. Wenn man recht alte Neger sieht, so überschätzt man ihr Alter zumeist, und Achtzigjährige wird man wohl nur in den allerseltensten Fällen finden. Leute, die Stanley noch kannten, habe ich nicht gefunden, allen danach Befragten war nur von ihm erzählt worden. Leuten, die unter dem Major von Wißmann fochten und im Weltkrieg noch mitkämpften, begegnete man dagegen öfters. Wie man geneigt ist, das Alter eines Negergreises zu überschätzen, so unterschätzt der Neuling in Afrika zumeist die Männer, wenn sie ein Alter von etwa dreißig Jahren erreicht haben, besonders wenn sie gut genährt sind. Die bartlosen vollen dunklen Gesichter, der muskulöse Körper erscheinen dann jünger, so daß man leicht um zehn Jahre zu tief greift. Anders bei den Negerinnen. Nach zwei oder drei Geburten, denen ja stets eine übermäßig lange Stillzeit folgt, erscheinen sie schon sehr gealtert. Auch dieser Eindruck wird durch die Nacktheit des Oberkörpers, der auffällig die Hängebrust zeigt, noch verstärkt. Dies

Digitized by Google

ſpringt in die Augen, wenn man zuerſt die Küſtennegerinnen ſieht, die ihren Körper verhüllen und dadurch viel jünger erſcheinen können als ihre Schweſtern im Pori, die nur die Fellſchurze, den Perlſchurz oder das Baſtröckchen tragen. Die Schönheit des Körpers junger Negerinnen iſt oft vollendet; dazu kommt noch eine Einfachheit und Vornehmheit der Geſten, um die manche Bühnengröße Europas ihre ſchwarzen Schweſtern beneiden könnte.

Eines kann uns, wenn wir die Bevölkerungsziffern unſeres Gebietes betrachten, mit berechtigtem Stolz erfüllen: Als die Engländer, Franzoſen, Spanier und Portugieſen in Amerika Kolonien gründeten, kamen die Indianer zum Ausſterben. Unter Buren und Engländern ſank die Bevölkerungsziffer Südafrikas; die Tasmanier wurden von britiſchen Koloniſatoren in brutalſter Art durch Menſchenjagd ausgerottet; von Hermann von Wißmann angefangen bis zum Weltkrieg ſtieg die Bevölkerungszahl in Oſtafrika unter den deutſchen Farben.

Digitized by Google

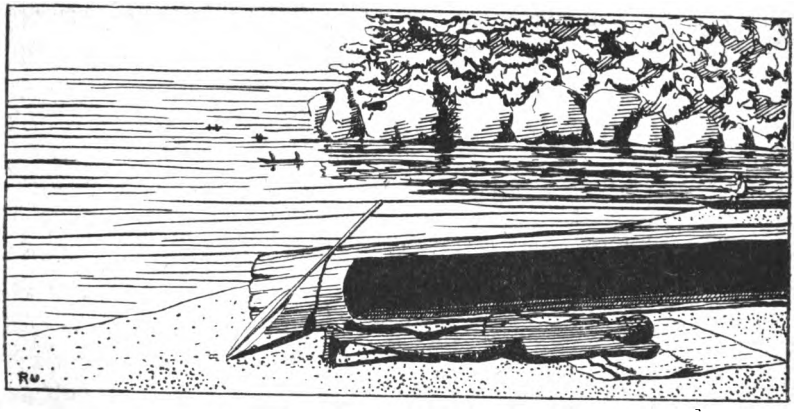


Abb. 24. Am Tanganyika

Einſamkeit im Pori

Meine Träger jubelten: „Nyemha, nyemha!“ So nennen nämlich die Aſipa den ſüdlichen Teil des Tanganyikaſees; als ich ihnen in Unkenntnis dieſer Bezeichnung einſt ſagte: „In vier Tagen ſind wir am Tanganyika“, erregten meine Worte eine mir unverſtändliche Heiterkeit. Ich frug daher meinen Aufſeher, der mir erklärte, der Tanganyika ſei bei Kigoma[1], hier bei Kaſanga, wie die Neger zu Bismarckburg ſagen, hieße er eben Nyemha.

Es war im April, die Luft noch dieſig von der eben abbrechenden Regenzeit. Unter uns, man kann ruhig ſagen: zu unſeren Füßen, denn ein Steilabfall ſäumt im Oſten den ſüdlichen Seeteil, rollt wie das Meer der Tanganyika. Das jenſeitige Ufer iſt der waſſergeſättigten Luft halber nicht zu ſehen, nach Norden ſieht man ſelbſt an klaren Tagen kein Land. Azurblau erſcheint der See von oben geſehen, die Seeränder bis zu uns herauf bedeckt grünender Miombowald; ein Bach, der Kawa, hat im Laufe der Jahrtauſende immer mehr Sand und fruchtbare Erde von den Bergen herabgetragen und angeſchüttet und dem See dadurch eine Fläche von etwa einem Quadratkilometer abgewonnen. Unterſtützt

[1] Bis Kigoma wären es ſtatt vier Marſchtage zweiundzwanzig geweſen.

Digitized by Google

wurde er darin dadurch, daß der Seespiegel selbst um manchen Meter sank, wie die Marken, Muscheln und dergleichen, an seinem Ufer dem erzählen, der ihre stumme Sprache versteht. In diesem fruchtbaren Schwemmland haben sich Warungu angesiedelt; ihre Kegeldachhütten zwischen den hochstengeligen Maisfeldern und den saubergehaltenen Süßkartoffel- und Maniokfeldern, mit den putzigen Papayobäumen sehen wie Kinderspielzeug von unserer Höhe aus. Vorn am Strand, nahe dem seichtsandigen Ufer und diesem folgend liegt der Handelsort Kasanga. Fünf Inder, es ist schwer zu sagen, welcher der geriebenste von ihnen ist, und drei Araber sitzen hier als Händler. Von letzteren ist einer Luwali, der Bürgermeister, namens Masud bin Said. Daneben gibt es noch nach Küstenart gebaute rechteckige Hütten der Waswaheli, die sich hier ebenfalls als Händler niederließen. Mehr oder minder ernährt die Genannten alle der Schmuggel mit dem im Kongo gewilderten Elfenbein und sonstiger, nicht erlaubter Grenzverkehr. Nur Masud bin Said, einen ehrlichen, selbstbewußten, aber vernünftig denkenden Mann, möchte ich davon ausnehmen. Am rechten Kawaufer liegt die Markthalle, am linken das 1914 vollendete Haus eines Europäers, und weit in den See hinaus springt eine Halbinsel, auf der die blendend weiß getünchte Boma, das Amtsgebäude, hinter schießschartengezackter Umfassungsmauer liegt.

Über Steingeröll ging's nun hinab; die Knie der Träger müssen statt Sehnen Stahlbänder haben, daß sie mit der Belastung der dreißig Kilogramm schweren Last den steilen Hang, von Stein zu Stein springend, ohne Pause hinabeilen können. Denn ich, der ich doch in den Alpen zu Haus bin, spüre unten angekommen recht gut, wie meine Knie ins Wackeln kommen würden, wenn ich den Hang noch einmal herunterlaufen sollte.

Im Kokospalmenhain des Bezirksamtes schlagen wir Lager auf; dann kommt vor allem ein Bad im See. Es geht gegen Abend, das Gold der Sonne spielt auf den Wellen, die denen des Meeres kaum nachgeben. Brüllend schlägt die Brandung an den Bomafelsen, die Wellen zerstieben in Millionen Wassertröpfchen, alle Regenbogenfarben schimmern darin; manchmal schlagen die Wogen mit kanonenschußstarkem Knall an die Ufer,

Digitized by Google

und ein Wasserstrahl schießt rauschend fünf und zehn Meter hoch empor. Über den Sandstrand rollen die Wellen Stoß auf Stoß in immer gleichem Rhythmus; die erste bis zu jenen weißen, vom ewigen Hin- und Herschieben flach geschliffenen Steinchen, die zweite bis dort an den geborstenen Einbaum, der vermorschend schon halb im Sand vergraben ist, die dritte kommt nun mit voller Wucht, rennt wie eine stürmende Schützenkette vor, bis sie über den Sand hinwegreicht und sekundenlang ins niedere Ufergras eindringt. Dann tritt sie ihren geordneten Rückzug an. Weit im See draußen stand die Wiege der Welle; die Mutter Wasser gebar sie, der Vater Sturm, der sie zeugte, gab ihr als Wiegengabe die zarte Schaumkrone mit, welche die Welle nun mutwillig am Ufer zerschlägt. Nackte schwarze und braune Körper tummeln sich badend im Seichtwasser des Strandes. Selten nur kommen größere Krokodile in die Bucht, gewöhnlich bald, nachdem der Dampfer Hedwig von Wißmann im Hafen lag. Südlich der Boma, in der Selimanibucht, an deren Strand die Regierung gerade eine Lepraſtation einzurichten begann, möchte ich allerdings vom Baden sehr abraten. Dort schoß, kaum dreihundert Meter von der Boma selbst, Polizeiwachtmeister Glaster ein Krokodil von sechseinhalb Metern Länge, das seinen Hund, der eine Ente holen ging, schnappen wollte. Einen Raubfisch, den die Warungu Sokonto nannten, brachte mir einmal ein eingeborener Fischer; das Tier war zwei Meter lang und hatte Zähne, die es mit einem mittleren Hyänenreißzahn aufnehmen konnten. Ich möchte ihm im See schwimmend auch nicht gern begegnen. Heute aber gab ich mich sorglos dem Schwimmen und Baden hin, ließ mich am Strand von den Wellen hin und her rollen, schwamm draußen in der Bucht umher und genoß die ganze Schönheit des Wassers, das mit dem Sinken der Sonne alle Farben der Palette durchlief. Dabei fehlte nicht das schneeweiße Segel einer kleinen Dhau, die vom Kongo im Wind wie ein Pfeil herüberglitt. Das Schwimmen ist ein seltener Genuß im Innern Afrikas; denn wo ein Bach oder Fluß so tief ist, daß man darin schwimmen kann, da sind auch Krokodile vorhanden und verleidem jedem Badenden die Freude. Eine schöne Ausnahme schien mir zuerst der Kwerasee zu sein, der als ein idyllisches,

Digitized by Google

prächtiges Blauauge im Hochland von Lyangalile liegt. Als ich zum ersten Male hinkam, hatten mir die Neger schon erzählt, daß im See nur Flußpferde und kleine Fische, aber keine Krokodile vorkämen. Das Schwimmen war also beschlossene Sache, besonders als mir der Jumbe des Dorfes Kwera das gleiche versicherte. Noch während meine Träger das Zelt aufstellten, hatte ich die Kleider abgelegt und war über eine Sandbank hinaus in den See gelaufen. Das verhältnismäßig kühle Wasser war ungemein erquickend, und ich beschloß über den etwa fünfhundert Meter breiten See hinüberzuschwimmen. Da juckt mich etwas an der Schulter; ich greife hin, fühle etwas Glitschigweiches, das an meiner Haut hängt. Immer wieder entgleitet es den Fingern. Nun zwickt es mich am Schienbein; ein Blutegel! Ich reiße ihn ab und spüre schon drei, vier andere. Also kehrt und so schnell ich konnte wieder aus dem Wasser. Da stand der Jumbe mit todernstem Gesicht, obwohl es ihm innerlich sicher viel Spaß machte, und sagte, wenn er meine Absicht vorher gekannt hätte, hätte er mich natürlich gewarnt. Nun sei das Unglück geschehen, da helfe nur noch Schnupftabak. Tatsächlich fielen die Egel sofort ab, wenn an ihren Saugmund eine Prise Tabak kam. So an zwanzig Stück baumelten an mir herum. Ich war nun, offen zugegeben, boshaft genug, auch meinen Trägern das Vergnügen eines Bades im Kwerasee zu gewähren, ja es ihnen sogar angelegentlichst zu empfehlen. Der Jumbe hatte sofort begriffen und unterdrückte meisterhaft seine Freude. Rasch hatten meine Neger ihre Lappen abgeworfen, und jauchzend sprangen sie ins Wasser, denn die Neger baden leidenschaftlich gern. Selbst zwei alte Träger sprangen übermütig wie junge Buben herum. Ich saß im Liegestuhl vor dem Zelt, neben mir hockte der Jumbe. Mit dem Jagdglas sah ich meinen Schwarzen zu. Plötzlich ein gewaltiges Gelächter, alle umringen einen, dem ein Egel hinter dem Ohr sitzt. Keiner ahnt noch, wie er selbst aussieht. Auf einmal kommt die Erkenntnis. Jäh ist das Lachen aus, die Leute rauschen zum Ufer und springen umher, schlagen mit den Handflächen auf Waden und Schenkel, daß Schlierseer Schuhplattler von ihnen manch Neues hätten lernen können. Nun schickte ich ihnen den Jumben mit seiner Schnupftabakszauberdose, der

Digitized by Google

nicht rasch genug die Prisen verteilen konnte. Als erst die Blutegel weg waren, kam die Heiterkeit bei den Schwarzen wieder zum Durchbruch, und die Blutegelgeschichte füllte an den Lagerfeuern nicht nur den ganzen Nachmittag aus, sondern lebte noch jahrelang und wurde bei jeder passenden Gelegenheit denen, die sie schon kannten, und solchen, die sie noch nicht wußten, erzählt; immer aber erregte sie verständnisvollen Beifall bei den Zuhörern. Ein alter Flußpferdbulle, den ich einige Jahre später im Kwerasee schoß, hatte den ganzen Rachen voller Blutegel, selbst unter der Zunge hatten sie sich festgesaugt.

Doch zurück nach Bismarckburg. Kasanga nennen es die Eingeborenen, weil ihre Zunge wirklich das deutsche Wort nicht herausbringt; denn mehrere Konsonanten ohne dazwischenliegende Vokale kann ein Bantuneger nur sehr schwer aussprechen. Da wurde eine nette Geschichte in der Kolonie erzählt, für deren Wahrheit ich allerdings nicht bürgen will. Bei der Neugründung einer Station wurden verschiedene Namen dafür vorgeschlagen, und der Bezirksamtmann selbst schlug „Wilhelmsroda" vor; er stieß aber auf Bedenken, ob dieser Name auch der Negerzunge liege. Um jene zu zerstreuen, rief der Bwana mkubwa seinen Boy und sagte ihm: „Sema: Wilhelmsroda!", „Sprich: Wilhelmsroda!" Und sogleich sagte der Neger zur Freude aller Anwesenden „Whiskysoda!" Es wurde dann, so erzählt man, ein anderer, und zwar ein Eingeborenenname gewählt. An dem Bezirksamtmann aber sei der Name Whiskysoda hängengeblieben, diesmal von seiten der Europäer.

Silbern leuchten abends im Mondschein die Schaumkämme der Wellen, silbern schimmert der Gischt der Brandung, die an die Steinblöcke der Bomahalbinsel donnert. Fledermäuse piepsen zwischen den lispelnden Palmwedeln über meinem Zelt, große Nachtfalter, zu den Spinnern und Eulen gehörig, darunter eine Saturnia, die weiter spannt als eine kleine Fledermaus, tanzen um die Sturmlaterne auf meinem Tisch.

Um neun Uhr klingt von der Zinne der Boma herab glockenrein und hell das tadellos geblasene Signal, das der Mabruk der Kompanie über Bucht und Dorf hinüberschmettert. Dann klangen an meinem Tisch ein paar Gläser zusammen: „Der Zukunft unserer

Digitized by Google

zweiten Heimat!" Das war nicht das letzte Glas, das in dieser schönen Nacht geleert ward. Drum verschlief ich auch um drei Uhr den Gebetsruf des Swahelimalims, der die Gläubigen zum ersten Gebet ruft, verschlief auch das Weckſignal der Askari, und als ich erwachte, ſagte mir durch die Zelttür die Sonne ſchon guten Morgen. Gute Beiſpiele verderben böſe Sitten. Drum hatte ich nichts dagegen einzuwenden, als meine Träger durch eine Abordnung um ein Backſchiſch zum Ankauf von Pombe baten, die auf dem Markt jederzeit in einer auch für Negermagen genügenden Menge käuflich iſt. Bedingung war nur, daß mein Koch erſt nachmittags zum Topf zugelaſſen würde; für den Abend war ich ohnehin geladen, da hatte der immer durſtige Koch dann endlich einmal achtzehn Stunden vor ſich, die er, nach ſeinen etwas auseinandergeratenen Geſichtszügen zu urteilen, auch weidlich ausgenutzt zu haben ſchien.

Das Hochland im Oſten des ſüdlichen Tanganyika heißt Uſipa. Teils grenzt es an den See, teils verläuft im Süden die Grenze weiter landeinwärts. Über das ganze große Gebiet herrſchte ein Sultan, namens Kiatu, der aus einer Tuſſifamilie ſeine Abſtammung herleitet. Wer je Watuſſi ſah und dann die Angehörigen der Sultansfamilie in Uſipa, zweifelte auch gar nicht an der Richtigkeit dieſer Angaben. Eine Sage erzählt, daß zwei Tuſſifrauen königlichen Blutes, beide ſchwanger, aus Ruanda fliehen mußten, weil der damalige Herrſcher Ruandas alle ſchwangeren Frauen ſeiner Sippe töten ließ, damit kein Knabe geboren würde, der ihm ſeine Herrenrechte ſtreitig hätte machen können. Nun darf in Uſipa nur der Sultan auf dem Sultansſeſſel ſitzen. Die beiden flüchtigen Tuſſifrauen kamen zur Hütte des Fipaſultans und baten dort um Waſſer; die Hauptfrau ſelbſt ging, ihnen ſolches zu holen. Der Sultan aber war abweſend. Als er heimkam, ſaßen die zwei fremden Frauen auf ſeinem Stuhl und flößten ihm durch ihre hellrotbraune Farbe und ihre prächtigen großen Geſtalten Ehrfurcht ein. „Nur der Sultan", ſprach er zu ihnen, „darf in dieſem Stuhl ſitzen." Da erwiderte ihm die ältere der beiden Frauen: „Wir ſind königlichen Blutes und ſitzen in dem Stuhl der Sultane; alſo ſind wir die Herrſcher über dein Volk." Der Sultan floh und tötete ſich ſelbſt, die beiden Frauen aber herrſchten im Land, indem

Digitized by Google

die ältere über das ganze Gebiet Herrin war und der jüngeren, die ihr untertan wurde, die Landschaft Lyangalile zur Verwaltung übergab. Von diesen beiden Ahnfrauen leiten die beiden Sultansfamilien der Watwaki, Kiatu in Kanzi, Nti-Mgalula in Lyangalile, ihre Herkunft ab. Ständig heiraten diese Familien untereinander, um ihre Rasse rein zu erhalten, ständig stritten sie auch und befehdeten einander, weil die Untersultane von Lyangalile nicht gern botmäßig bleiben wollten.

Zur Zeit herrscht in Lyangalile ein weiblicher Sultan, die Nti-Mgalula. Da sie die Herrin ist, gilt sie als Mann. Drum wird sie nicht geheiratet, sondern heiratet selbst, indem sie für den von ihr gewählten Mann, den Prinzgemahl, wenn diese Bezeichnung auf den biederen Mkaka, der mit Fez, Netzhemd und Lendentuch sich kleidet, angewandt werden darf, den Brautpreis zahlt. Nun heißt der Mkaka offiziell „die Frau des Sultans". Heiter wirkt es nun besonders für den Europäer, daß die Sultanin noch einige Frauen heiratete, die ihr den Haushalt führen, Mehl mahlen, Bier brauen und tun, was sonst noch nötig ist. Der Mkaka wieder, selbst Sultansfrau, hat mehrere Frauen geheiratet, die in gar keinem Verwandtschaftsverhältnis zur Sultansfamilie stehen. Seine Frauen und deren Kinder sind eine Sache für sich, die nur den Mkaka als Mann, nicht aber den Mkaka als vom Herrscher geheiratete Frau angehen. Zwei Jahre war ich schon im Land, als ich hinter diese etwas verwirrende Sache gekommen war.

Fest hatten Kiatu und Nti ihre Untertanen in der Hand; eine Art Garde tat Dienst bei ihnen, die Gardisten eilten als Boten durchs ganze Land, trieben die Kopfsteuer ein, die der Sultan an die Boma abführen mußte, beaufsichtigten Wege- und Brückenbauten, holten die Arbeiter zu den Sultansfeldern und stellten die Verbindung zwischen Herrscher und Untertan her. Auf der Boma in Bismarckburg saßen die Katikiro, die Geschäftsträger des Sultans, gaben der Behörde in Landesfragen Auskunft und trugen Befehle und Anregungen nach Sumbawanga und Mpuwi, den Wohnsitzen beider Sultane. Besonders unter Bezirksamtmann Zehnke nahm das ganze Land einen merklichen Anlauf zu höherer Produktion. Von ihm beraten baute Kiatu im Rukwa

Digitized by Google

Baumwolle und legte sich eine schöne Kautschukpflanzung an, südafrikanischer Pferdezahnmais und europäische Kartoffeln, sowie Zwiebeln und von den Missionen verteilter Weizen wurden gepflanzt und gediehen prächtig. Leider starb mit Kiatu im Jahre 1916 der vorletzte reine männliche Sprosse der Herrscherfamilie, und Frauenherrschaft ist nicht geeignet, das große Gebiet so in der Hand zu haben und weiter auszubauen, wie es bisher geschah. Viele europäische Siedler hätten im kühlen Hochland von Ufipa eine gesunde und wirtschaftlich sehr aussichtsreiche zweite Heimat finden können. In früheren Jahren war Ufipa ja sehr abgelegen; vierundzwanzig Tagemärsche von Tabora war Bismarckburg entfernt, und Tabora wurde erst im Februar 1912 von der Bahn erreicht. Vorher kamen die Lasten in dreißig Karawanentagen von Kilimatinde herauf und noch früher im langen Weg auf der großen Heerstraße von Bagamoyo oder Daressalam über Mpapua — Tabora. Da war an Pflanzungsanlagen natürlich nicht zu denken, denn die Überführung der Ernte bis zum Dampfer hätte jeden Gewinn verschlungen. 1914 aber erreichte die Bahn Kigoma am Tanganyika, von dort kam allmonatlich der Dampfer Hedwig von Wißmann nach Kasanga, und schon konnte man den Pulsschlag des Weltverkehrs in den entlegenen Landen von Ufipa spüren. Es war der Anbruch einer großen Zeit. Da kam der Krieg; er weitete noch die Kenntnis des Landes und lehrte viele, die vorher daran zweifelten, daß wir in unseren Eingeborenen ein in seiner Güte von anderen Ländern nicht erreichtes Menschenmaterial herangezogen hatten. Ein Menschenalter hatte genügt, um die Segnungen deutscher Kultur den Schwarzen zu erschließen, und der ganze Krieg war ein ununterbrochener Dank der Schwarzen für das, was ihnen die weißen Herren seit Hermann von Wißmann bis Paul von Lettow-Vorbeck getan.

Der Waffenstillstand in der Heimat zertrümmerte mit grober Faust das Gebäude unserer Hoffnungen.

Es muß schrecklich sein, mag mancher Leser denken, einen Monat weit von Post und Bahn entfernt zu sein, geschweige denn jahrelang; die Offiziere der Truppe und die Beamten hatten zwei Jahre Afrikadienst mit darauffolgendem sechsmonatigen Heimatsurlaub,

Digitized by Google

mancher Siedler, Farmer und Unternehmer aber saß zehn und mehr Jahre ununterbrochen in Ostafrika. Die Einsamkeit hat nur Schrecken für den, der sie nicht kennt. Wer sie erst einmal ein Jahr lang genossen hat, lernt sie lieben und schätzen. Das erste Jahr allerdings fällt manchem nicht leicht. Da fehlt ihm dies und jenes, Genüsse, die Europa bot, erscheinen als unersetzlich und unbedingt nötig. Langsam aber sinkt die Wagschale mit dem, was Afrika bietet. Immer neue Schönheiten findet man, und es scheint, als ob das Füllhorn, das draußen über den, der Sinn dafür hat, ausgegossen wird, unerschöpflich sei. Jedes Ding sieht, von ferne besehen, anders aus, als wenn man selbst mitten darinnen steht; und mit der fliehenden Zeit ändert sich der Mensch, ohne es selbst zu merken, und mit ihm ändern sich seine Urteile. In Europa konnte der eine sein Morgenblatt nicht erwarten, in dem über die letzte Reichstagssitzung berichtet wurde; und als es fünf Minuten später als gewöhnlich kam, schmeckte ihm das Frühstück nicht und die Zigarre brannte schlecht, das Wetter entsprach nicht den Erwartungen, Ärger überall, die Nebenmenschen wurden davon angesteckt, der ganze Tag war verdorben. Wie schön ist das in Afrika! Vor sechs Wochen ging mein Schwarzer fort, um meine Europapost zu holen. In vierzehn Tagen kommt er hoffentlich. Labda — vielleicht! Vielleicht auch noch nicht, aber er kommt irgendeinmal und das genügt. Wessen Nerven zusammenzucken, wenn er „labda" nach einem Aufenthalt von einem Jahr im Innern sagt, der reise zur Küste und kaufe sich eine Karte für den nächsten Woermanndampfer, denn er paßt nicht für Afrika; oder er soll an der Küste sitzen bleiben. Dort ist Europa nach Afrika verpflanzt — die Mischung ist so übel nicht —, und dort trägt die Post den Nerven Rechnung, indem sofort nach der Bearbeitung der Dampferpost am Abend, aber auch um Mitternacht, oder um drei Uhr morgens, je nach dem Fertigwerden, Briefe und Zeitungen ausgegeben werden. Wer einsam ein Jahr im Innern lebt, der lernt auch sich selbst viel besser kennen; die Einsamkeit ist ein guter Spiegel, der nicht schmeichelt, sie malt besser, als die Urteile von Freunden, Bekannten, Vorgesetzten, Zeitungen es in der europäischen Heimat tun. Die Einsamkeit ist aber auch eine Warte.

Digitized by Google

Auf ihr stehend sieht man ins ferne Europa; aus dieser Vogelschau merkt so mancher plötzlich, ja manchmal peinlich überrascht, daß er früher irgendeinem Götzen diente, der des Dienstes unwert war, daß er Dinge tat, die er heute nicht mehr tun könnte, denn ein Jahr Einsamkeit hat ihn selbständig gemacht im Denken und Handeln, während früher nur die Masse und ihr Urteil für ihn maßgebend waren und früher hundert andere für ihn dachten, obwohl das Ergebnis dieser Fürsorge oft zweifelhaften Nutzens war. In der Einsamkeit denkt niemand für ihn; im Gegenteil verlangen die Schwarzen, daß er für sie denke. Die Kritik über sein Denken und Handeln wird aber von seinem Erfolg in untilgbaren, ehernen Lettern geschrieben. Gerade im ersten Jahr ist da so mancher froh, daß nur er allein diese Kritik liest; Irrtümer strafen sich von selbst, und zwar recht empfindlich; der bessere Weg, der schneller, glatter zum Ziel führt, erscheint plötzlich erleuchtet, man geht ihn, und die Kritik des nächsten Jahres ist schon besser ausgefallen.

Die Erziehung, die Afrika und ganz besonders das Alleinsein im Innern am Europäer übt, ist gewiß etwas einseitig, bestimmt aber ist sie gut. Manch einer kommt in eine Lage, aus der er zu Hause allein nicht herausgefunden hätte. Was tun? Ja, in Europa nimmt er Brockhaus' oder Meyers Lexikon, fragt den Freund, den Fachmann, die Zeitung, die Behörde. Nur zu gern ist jede der genannten Quellen mit dem Rat zur Hand, denn sie sichert sich damit den Einfluß auf den Schwachen. Nun steht er allein im Pori, hat fünfzig Neger um sich, die sagen, was der Mzungu, der weiße Herr, tut, muß recht und gut sein. Da heißt es nun kurz entschlossen zu überlegen und zu handeln. Sonst ist es vorbei mit dem Vertrauen der Schwarzen zu ihrem Führer, und mit dem Verlust des Vertrauens ist der Grundstein unterwühlt, auf dem die Herrenstellung aufgebaut ist. Eine solche aber muß der Europäer draußen anstreben. Dadurch wird der Neger gar nicht heruntergesetzt, denn er selbst will gar nicht der Bruder des Europäers sein. Jeder von uns, der in Ostafrika lebte, der draußen den Krieg mitmachte, hat die Eingeborenen liebgewonnen, hat sie liebgewinnen müssen, schon allein ihrer unwandelbaren Treue wegen; umgekehrt hingen die Neger an uns; die Äußerlichkeiten der Vorkriegszeit,

Digitized by Google

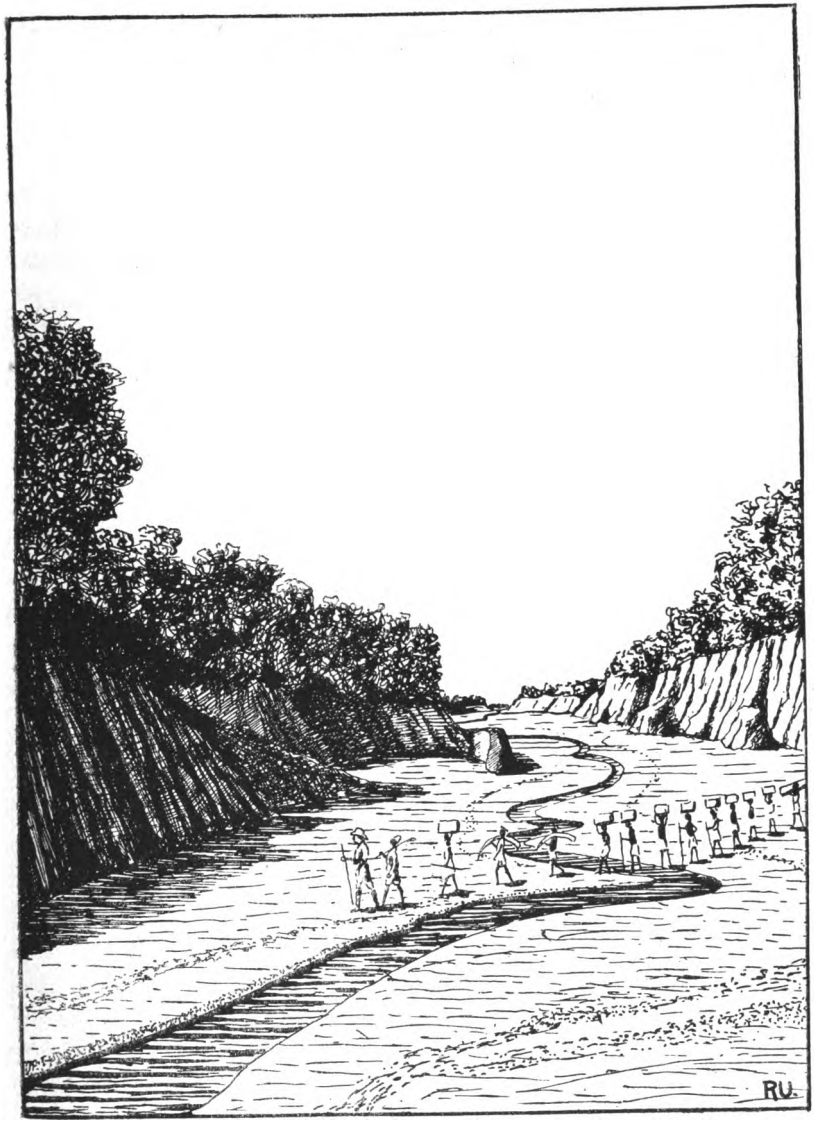


Abb. 25. Im Rungwabett zur Trockenzeit

Digitized by Google

als da an europäiſchem Reiſeluxus waren: großes Zelt, Feldbett, Berkfeldfilter, Porzellan und Glas, weiße Anzüge, volle Geldſäcke und noch vieles andere, die waren im Krieg alle über Bord geworfen, waren verſchwunden. Auf harter Erde ſchlief Weiß und Schwarz am Lagerfeuer, die Kugel des Feindes riß hier den Weißen, dort den Schwarzen unter die Erde, der General aß Maiskolben wie der Träger, die Hoſe des Hauptmanns trug Flicken wie der Rock des ſchwarzen Rekruten; wie eine große Familie, die gemeinſam ein ſchweres Geſchick tragen muß, lebten alle zuſammen; aber aus ihrem eigenen Innern heraus hielten die Eingeborenen den Abſtand inne, der zwiſchen heller und dunkler Haut unvermeidlich iſt. Dies Kunſtſtück hat die deutſche Erziehung während eines Menſchenalters kolonialer Arbeit fertiggebracht. Und daß es anderen Völkern nicht gelang, das wird ſich nach menſchlicher Vorausſicht noch einmal furchtbar an ihnen ſelbſt rächen.

Wer die Eingeborenen im Innern gut zu beobachten vermag, kann viel von ihnen lernen. Im Dorf iſt ein Mann geſtorben, ſeine Freunde preiſen ihn, ſeine Feinde wagen nicht zu ſchimpfen, denn ſie fürchten ſeinen Geiſt. Der Fremde, der ins Dorf kommt, nimmt wohl am Totenmahl teil, aber er heuchelt keine Trauer; er kannte den Toten ja nicht, und niemand verlangt ſeine Trauer. In Europa ſteigen in einer Bahnhalteſtelle drei Herren in mein Abteil. Im Zylinder ſind ſie, und ergreifende Abſchiedsworte ſprechen ſie zu den Begleitern am Bahnſteig; alle tragen Flor am Arm. Ein Pfiff, der Zug rollt; der eine nimmt ein Spiel Karten heraus; das Spiel beginnt, und während ſie abwechſelnd über Herzdame und Schellenbuben ſtreiten und dem Toten gute und üble Nachrede halten, weint die Witwe des Begrabenen noch vor Rührung über die Troſtworte der drei Freunde, die im ſelben Augenblick beraten, an welchem Stammtiſch ſie abends den Toten betrinken ſollen, und Kritik an den Kranzſpenden üben. Pfui, ſagt da der Afrikaner, wie kann ein Mann ſo heucheln! Lieber nicht hinfahren, als Tränen ſchwindeln. Das, lieber Leſer, täte kein Neger. Dazu iſt er noch zu wenig „Kulturmenſch“. Zwei Neger, die einander nicht ſchätzen, treffen in meinem Lager zuſammen. Wortlos gehen ſie aneinander vorüber,

Digitized by Google

obwohl der eine über den anderen Befehlsgewalt hat; sie grüßen einander gar nicht. Da rufe ich den einen und frage: „Du mußt dem Mann hier doch gehorchen; nun grüßt du ihn nicht einmal. Glaubst du nicht, daß er dich dafür schlechter behandeln wird?“ — „Herr,“ belehrt mich der Gefragte, „glaubst du, er wird mich besser behandeln, wenn er aus meinem demütigen Gruß sieht, daß ich ihn fürchte? Da würde er erst recht übermütig.“ Heim nach Europa gekommen, grüßt ein Bekannter, den ich begleite, sehr freundlich einen Herrn, der ebenso freundlich dankt. „Das war mein Vorstand, das größte Rindvieh, das ich kenne. Er weiß, daß ich das denke und darum können wir einander nicht ausstehen.“ Als ich ihm darauf die obige Geschichte erzählte, verließ er mich bald, und ich wäre begierig zu wissen, ob nun der Vorstand noch immer das größte Rindvieh ist oder ob ich selbst schon — nein, das will ich doch nicht glauben.

Ein Neger ertappt einen Ehebrecher mit seiner Frau; er erschlägt ihn und kommt vor Gericht, bekommt lange Kettenhaft. Entlassen, kommt er in meinen Dienst, und gelegentlich eines Gespräches über sein Leben fragt er bieder und offen, ob ich an seiner Stelle nicht das gleiche täte. „Aber gewiß.“ — „Und warum straft dann das Gesetz der Europäer das, was die Europäer selbst in gleicher Lage tun würden?“ Da bleibe ich die Antwort schuldig, und der Neger geht unbefriedigt.

*

Viel Vergnügen haben mir stets die Äußerungen meiner Schwarzen gemacht, wenn sie sich unbeobachtet glaubten. In Reclams Universum, das mir regelmäßig mit anderen Zeitungen aus der Heimat nachgeschickt wurde, waren einmal eine Menge Einzelaufnahmen von Schauspielerinnen — es mögen auch Aufnahmen von einem Frauenkongreß gewesen sein — in einem Heft, das ich auf einer Kiste vor dem Zelt hatte liegen lassen. Neugierig besahen zwei Träger die Bilder und kamen an die Frauenköpfe. „Tazama wanawake“ — „schau die Frauen!“ sagt der eine. „Sind das seine?“ fragt der andere und meint mit dem „seine“ mich damaligen Junggesellen. „Natürlich,“ sagt Vilima, der unweit

Digitized by Google

davon Gewehrriemen ölt, „die in der Mitte, die große, ist die Hauptfrau.“ Und dann höre ich sie zählen: „Eine — fünf — neun — vierzehn.“ Gleich darauf eilen die beiden Träger zu ihren Genossen und erzählen die Neuigkeit, der Herr habe vierzehn Frauen in Europa und eine Hauptfrau darunter, eine ganz weiße, viel heller als die anderen. Da sagt einer der Träger wieder, der Sultan Wamba habe dreißig Frauen. Das geht Vilima zu weit — man denke, ein Neger und mehr Frauen als der weiße Herr. „Dummkopf,“ ruft er, „mein Herr hat über hundert Frauen, aber das Papier war zu klein, darum hat er nur vierzehn hingemalt.“ — „So ist es“, spricht der Chor der Träger, der Fürwitzige von früher schweigt geschlagen, und mein Ansehen ist bedeutend gesteigert.

Wenn die Boys und Träger sich unbelauscht wähnen, dann kann der Europäer manchmal eine kräftige Kritik über sich selbst hören; und anstatt mit einem Donnerwetter dazwischen zu fahren, wie es wohl jeder in der ersten Afrikazeit tut, ist es empfehlenswert, zuerst über die Berechtigung der abfälligen Kritik nachzudenken. Und plötzlich kommt dann die Erkenntnis: der Mann hat ja eigentlich recht, und darum ein andermal besser aufgepaßt. Oder die Kritik ist am Weißen im allgemeinen geübt. Da hörte ich einmal, wie ein Neger erklärte, daß Schwarze, Inder und Araber viel reinlicher seien als die Europäer. Denn wenn sie Sandalen tragen, legen sie dieselben vor der Tür des Hauses ab, bevor sie eintreten. Der Europäer aber gehe mit den Schuhen, an denen der Staub der Straße und noch üblere Dinge kleben, ins Wohnhaus des Fremden. Gewiß hat der Mann recht, und wie viele Europäer vor dem Betreten von Wohnungen, Wartesälen und ähnlichen Räumen die Schuhe nicht im geringsten zu reinigen versuchen, wußte er nicht einmal. Das zweite Ding, das ihm nicht paßte, war das Einstecken des gebrauchten Taschentuches; das trägt der Weiße nun mit sich herum! Da ist der Neger doch sauberer. Er tritt abseits des Weges, reinigt die Nase, reinigt an Laub oder Gras die Hand und kommt auf den Weg zurück. Nie würde es ihm einfallen, das Geschäft am Weg selbst zu erledigen.

Nach Ansicht der Eingeborenen im Innern muß der Europäer natürlich alles können. Da jeder Reisende, wenn schon sonst nichts

Digitized by Google

an Medikamenten, so doch wenigstens Chinin und Verbandzeug mitführt, so verfügt er nach Negermeinung über bedeutende Kenntnisse der Heilwissenschaft. Natürlich werden die Eingeborenen umsonst behandelt, soweit sie im Dienst des Europäers stehen. Einer meiner Neger hatte eine entstellende Wucherung am Kopf; mit seinem Einverständnis entfernte ich sie und schenkte ihm, weil er sich dabei recht brav hielt und nicht muckste, eine Rupie dafür. Nach etwa dreiwöchiger Jagd kehrte ich nach Lula zurück und fand am nächsten Morgen acht Leute, die mich sprechen wollten.

Abb. 26. Wasserträger

„Muli kolonda chi?" — „Was wollt ihr?"

„Herr, wir wollen jeder eine Rupie verdienen. Sieh, von uns hat jeder ein Gebrechen, eine Warze, eine Fettgeschwulst. Schneide sie weg, aber eine Rupie mußt du jedem zahlen!"

Auch Zauberkräfte werden im Weißen vermutet. „Ana dawa" — „er hat eine Zaubermedizin", heißt es da und dort, wenn der Europäer etwas zustande bringt, was dem Neger unmöglich erscheint. Frauen, die kinderlos bleiben, werden im Landesinnern verachtet; solche kamen viele und wollten Medizin haben, um Kinder zu gebären. Aber auch alte Männer kamen und baten um Mittel, ihre Nachkommenschaft noch zu vergrößern. Als im Krieg englische Flieger kamen, war es selbstverständlich, kazi ulaya, europäische Arbeit, daß die Europäer fliegen konnten, und als ich eine Sonnenfinsternis erwartete und dies meinen Negern sagte, hörte ich hinterher: „Unser Europäer hat die Nachricht vom Serkal,

Digitized by Google

der Regierung, bekommen, daß bald die Sonne ein bißchen verlöschen werde." Zerbrach einem Askari die Uhr, dann brachte er sie in biederem Vertrauen dem nächsten Weißen und bat, sie wiederherzustellen.

Sind Diener und Träger lange mit ihrem Herrn beisammen, dann kommen sie auch mit allen ihren kleinen und großen Lebenssorgen, verlangen Rat, Beistand, Schiedspruch in den intimsten Dingen ihres Ehelebens. Dann wird ein großes Schauri abgehalten, Räte, Beisitzer und Zeugen hocken im Kreis umher, und ein beifälliges Murmeln dankt, wenn man ihrem Gedankengang folgt, der oft dem europäischen ganz entgegengesetzt ist. Darum muß der Richter besonders neben vorzüglicher Sprachkenntnis auch ethnologisches Wissen haben, wenn er ein Urteil fällt; denn außer dem Paragraphen des Papieres gilt es der Gewohnheit des Volkes, aus dem Kläger und Angeklagter stammen, Rechnung zu tragen. Ein zu jäher Bruch mit der von den Ahnen übernommenen Sitte, die stets als gut und recht galt, würde viel Unheil anrichten. Da wirkte der obenerwähnte Sultan Kiatu hervorragend bei seinen Untertanen. Von der Behörde belehrt, änderte er langsam und oft kaum fühlbar Schritt um Schritt die Ansichten der Untertanen, und diese nahmen die Änderung viel leichter hin, da sie von einem der ihren, vom Sultan selbst kam, nicht aber durch ein plötzlich einschneidendes Gebot der deutschen Regierung. Ausgebaut wurde überall, aber nicht zerstört, und das hat uns die Zuneigung der Neger so rasch erworben.

*

Im Norden der Rukwasenke, ungefähr da beginnend, wo der Kawufluß im Juni sich in der Steppe verliert und nur noch ein paar Wassertümpel in der Trockenzeit zurückbleiben, an denen dann zu Hunderten und aber Hunderten das Wild zum Schöpfen kommt, liegt die Landschaft Pimbwe, bekannt bei den Negern durch eine heiße Quelle beim gleichnamigen Dorf. Fünf Stunden davon, zwischen Kawu und Rungwa, an einem wasserreichen Tümpel, hatte ich das Lager aufgeschlagen und streifte von früh bis abends umher. Da waren ganze Flächen bedeckt von fingerdickem, fünf Meter

Digitized by Google

hohem Elefantengras, an dem sich Winden mit bunten Trichterblüten emporrankten, dann war wieder verwachsener Busch, so dicht, daß wir überhaupt nicht hineindringen konnten. Bei einem Versuch, hineinzukriechen, war es mir plötzlich, als würde mir kochendes Wasser zum Nacken hineingegossen; blitzschnell fuhr ich zurück, dachte an eine Schlange, einen Skorpion — aber es war nur eine Juckbohne, Upupu von meinen Begleitern genannt, deren Samthaare in die Haut eindringen, wie Bürsten darin stecken und sich kaum wegputzen lassen. Stundenlang brannten Nacken und Rücken noch teuflisch davon. In den Galeriewäldern stolperten wir über Wurzeln und hingen in Lianen; über die schmale Steppe huschten ein paar Strauße. Sie kommen zwischen Ugala und Rukwa, soweit mir bekannt, nur an dieser Stelle und nur in geringer Zahl vor, fehlen aber sonderbarerweise der weiten Rukwaebene, die ihnen doch zusagen müßte, völlig. Die Marabus würden ihnen dort das Gelege zerstören, erklärten mir die Eingeborenen, und damit mögen sie recht haben. Im Süden meines Lagers breitet sich ein weiter Hain meiner Lieblingsbäume, der Borassuspalmen, aus; schlank und kerzengerade steigen die Stämme hoch empor und bauchen sich unmittelbar unter der prächtigen Fiederkrone wie ein dicker Tontopf auf, wie wenn die Säule des Stammes dort ein Kapitäl trüge. Bald erscheinen sie perlengrau, bald warm leuchtend und siennafarben, je nachdem die Sonne sie trifft. Die Fächer der Krone wiegen leis im Wind, als würden sie von weicher Frauenhand geschwungen, sie rascheln und lispeln im Morgenwind und rauschen wie die Wellen des Ozeans, die an den Strand laufen, ein starkes, immer wiederholtes Lied, wenn der Sturm darüberbraust, der die elastischen Stämme nicht zu brechen vermag. Wildtauben nisten oben, Webervögel haben ihre Flechtnester angeknüpft, und am dürren Stamm, der, der Wedel beraubt, wie die Säule eines zerfallenen griechischen Tempels mit scharfem Umriß in den blauen Himmel ragt, hat ein Schreiseeadler oder Gaukler aufgehackt. Nun duckt er sich zusammen, sein Falkenblick hat eine Rohrratte erspäht, er breitet die Schwingen; wie eine Siegessäule sieht der gestorbene Baum aus. Auffauchzt der Aar, saust rauschend über uns weg und schwebt bald mit dem Raub im Fang seiner

Digitized by Google

Warte wieder zu, um ungestört dort zu kröpfen. Aber Weißbandkrähen haben ihn eräugt und stören den Fürsten der Luft, indem sie krächzend nach ihm stoßen, so daß er sich drohend aufplustert und, müde des Gezänkes, mit seiner Beute dem fernen Galeriewald zuschwebt, wo auf hohem Baum sein aus Ästen grob gefügter Horst steht. Große Rudel von Schwarzferſenantilopen haben ihre Heimat in dem Borasuspalmenhain, und unter der schwarzgrünen Kandelabereuphorbie im Dickicht hat der Leopard, ihr größter Feind, seinen Unterschlupf gefunden. Flughühner strichen von der Steppe herauf, zogen über uns weg und schlugen die Richtung nach dem Njadafeld ein. Am morschen Stamm hämmert ein goldgrüner Specht und angelt mit langer Zunge nach Nashornkäferlarven, die besonders gerne in Palmstämmen leben und an der Küste den Kokospflanzungen viel Schaden tun.

Unter einem Leberwurſtbaum, der als einziger seiner Gattung im Borasuswald wächst, rasten wir. Stachelschweine haben hier an den abgefallenen Früchten genagt; Kitebo und Vilima beschließen, bei erster Gelegenheit ihren Bau zu suchen und die Tiere herauszuholen. Das tun sie, indem sie gleich Dackeln in den Bau einschliefen, nachdem sie sich vorher mit den gekauten Blättern einer gewissen Strauchart am Körper eingerieben haben. Ein paar Träger sind abseits gegangen, um reife, abgefallene Palmfrüchte, deren Fleisch erfrischend und schmackhaft ist, zu sammeln. Von ihnen kommt nun einer und meldet, daß ein starker Warzenschweinkeiler in einer Lichtung links von uns beschäftigt sei, ein Hummelneſt auszugraben. Bald bin ich am Saum der kleinen Lichtung, auf welcher der Keiler eben schmatzend die Waben vertilgt, umsummt von den erbosten Hummeln, um die er sich gar nicht zu kümmern scheint. Ein Blattschuß legt ihn am Ort seines letzten Mahles um. Im Hingehen, mit beiden Augen am Wild hängend, strauchle ich und stürze, stürze so ungeschickt, daß ich mich nicht erheben kann. Ein stechender Schmerz im Fußgelenk erlaubt mir keinen Schritt. Nachdem der Stiefel rasch entfernt ist, läßt sich schon deutlich eine Schwellung und ein Bluterguß erkennen, und auf Kitebos breitem Nacken reitend komme ich nach zwei Stunden mit öfteren Pausen und Trägerwechsel endlich ins Lager. Umschläge

Digitized by Google

mit essigsaurer Tonerde werden alle Viertelstunden gewechselt. Der erste Tag vergeht schnell; ich sehe alle Lasten nach, jeder Träger kommt mit seiner, packt aus, ordnet alles und räumt wieder ein. Dann präpariere ich zwei Vogelbälge; die Träger haben die Vögel mit Holzpfeilen erlegt. Und abends lese ich. Der zweite Tag wird schon übler. Die drei Bücher, die ich mithabe, kenne ich so gut, als müßte ich ein Examen darüber ablegen, oder noch besser, denn das Examenwissen ist nicht das haltbarste gewesen, was ich je aufgenommen habe. Dann zeichne ich die Marschrouten der letzten Woche zusammenhängend ein, schreibe im Tagebuch; pünktlich werden dabei die Umschläge gewechselt. Aus lauter Langerweile esse ich den ganzen Tag über. Der Erfolg ist ein verdorbener Magen; entweder durch Überfüllung oder durch den Genuß einer vielleicht alten Konserve. Zum schmerzenden Fuß und zum verdorbenen Magen kommt die Unfähigkeit, auch nur zehn Schritte zu gehen. Abwechselnd liege ich im Langstuhl und im Feldbett, und nur der Platzwechsel mit dem wandernden Schatten zerreißt das Einerlei. Gewohnt, täglich weite Märsche zu machen und dabei physisch angestrengt zu sein, taugt mir die Ruhe wenig. Ich finde aus dieser Ursache auch keinen Schlaf und dämmere nur im Morgengrauen eine halbe Stunde lang mehr wach als schlafend.

Abb. 27. Junger Schreiseeadler

Am vierten Tage fluche ich der Einsamkeit. Sie, die ich liebe, wird mir nun zur Qual. Die Bücher mag ich gar nicht aufschlagen, die Nachrichten meiner Neger, daß sie da oder dort Wild sahen und daß Marabus an unserem Tümpel gewesen seien, freuen mich nicht nur nicht, sondern ärgern mich sogar. Was nützt mir der lachende blaue Himmel, wenn ich nur den kleinen sechseckigen Ausschnitt über mir sehe und mich nicht unter ihm vom Morgen bis zum Abend tummeln kann. Wie hängt doch der Mensch von seiner Gesundheit ab! Und von der Bewegungsfähigkeit! Wenn

Digitized by Google

ich wenigstens Fieber hätte, denke ich sogar, dann wäre es besser, als der lumpigen Fußverstauchung wegen, sonst völlig gesund, daliegen zu müssen. Wie Heimweh packt es mich. Warum bin ich nicht nach Europa gefahren? Sobald als möglich will ich es tun. Während ich das denke, weiß ich in meinem Unterbewußtsein ganz genau, daß ich es gewiß nicht tun werde, denn die Fesseln, die mich ans Innere Ostafrikas binden, reißen nicht. Aber eine Sehnsucht packt mich, ich möchte wieder einmal deutsch reden, möchte zu Haus in den Bergen sein, möchte die Nadelwälder rauschen hören. Und eine innere Stimme sagt mir, daß das nur ein augenblickliches Verlangen ist, das wie der Nebel vor der Sonne vergehen wird, wenn ich den Fuß wieder gebrauchen kann. Sechs Tage dauerte dieser Kampf mit dem Alleinsein. Dann humpelte ich wieder in Busch und Steppe herum, freute mich am Pfiff des Geiers, am nächtlichen Grunzen des Leoparden, freute mich des blauen Himmels und abends der funkelnden Sterne, hatte Interesse an meinen Schwarzen und hatte mit der Bewegungsmöglichkeit die Zufriedenheit wiedergewonnen. Um eine Erfahrung nur war ich reicher. So schön die Einsamkeit für den Gesunden ist, so schwer erträgt sie der, den Krankheit ans Bett fesselt.

Am Saum der Rukwasteppe, beim Dorf Ukya, liegen, schon halbverscharrt vom Flugsand, draußen in der Steppe die Kielreste zweier großer Boote. Einst flutete der See bis hieher; die anwohnenden Menschen verstanden sich auf Bootsfahrten und kannten die Kunst des Segelns; von den Arabern haben sie es vermutlich gelernt, denn das Segel ist den Bantu im Innern sonst allenthalben unbekannt.

Böhm, Reichard und Kaiser hatten sich 1881, als der Steppenbrand ihr Lager „Weidmannsheil" am Ugala mit allen gesammelten Schätzen und fast der ganzen Ausrüstung zerstörte, getrennt und jeder ein neues Forschungsgebiet gewählt. Dr. Kaiser kam zum Rukwagraben. Zermürbt war der Leib von den Strapazen der Safari, das Fieber schlug durch die Adern; nach qualvollen Tagen des Leidens, allein und Tausende von Meilen von der Heimat endete ein Forscherleben. Unweit Ukyas ist sein Grab. Der alte Jumbe pflegt es, und in den Negerhirnen spukt der Geist

Digitized by Google

des Toten. Er hätte den See ausgetrunken, raunen sie, weil bald nach seinem Tode der See auf seine heutige Größe zurückging. Und als ich einmal überraschend nach Ukya kam und, wie ich dies immer tat, das einsame Grab besuchte, fand ich, daß ein Neger dort geopfert hatte. Schwer muß es Kaiser geworden sein, dort zu sterben, mitten aus seiner Forschertätigkeit gerissen zu werden, zu wissen, daß in ihm die Kraft stecke, große Aufgaben, die er sich gestellt hatte, zu lösen und manchen Schleier zu lüften, der noch damals viel Land im Innern deckte. So ist der Tod in der Einsamkeit.

*

Der Nordwesten unseres Gebietes, das Land zwischen Kiwusee und Ukerewe, ist gewiß einer der interessantesten Teile des Landes; für den Geologen durch die noch tätigen Vulkane, für den Zoologen durch das Zusammentreffen der westafrikanischen Waldfauna, aus der ich als Vertreter nur Gorilla, Schimpansen und Graupapagei nennen will, mit der ostafrikanischen, mehr der Steppe angepaßten Tierwelt, besonders interessant auch für den Ethnographen und Anthropologen. Dort leben in kleinen Horden noch Reste der einstigen Urbevölkerung, die Batwazwerge auf der relativ niedersten Stufe der afrikanischen Kultur; dort haben aber auch geistig höherstehende Völker, die nilotohamitischen Watussi, die Bantustämme, welche die Zwerge verdrängten, unterjocht und sich zu ihren Herren aufgeworfen. Ein Viertel der Gesamtbevölkerung der ehemaligen Kolonie lebt hier in den Landschaften Urundi und Ruanda, dreißig, vierzig, ja fünfzig Eingeborene oft auf einem Quadratkilometer. Sind die ursprünglichen Bewohner Zwerge gewesen, so sind wieder die jetzigen Herrscher im Land geradezu als Riesen zu bezeichnen, denn Körpergrößen über 1,80 m sind gewöhnlich und solche von 2,00 m keine Seltenheit, viele gehen noch über dieses Maß hinaus. Eines ist bei der Unterwerfung der Bantu in diesem Gebiet besonders auffallend; das ist, daß die Sieger trotz ihrer unbestreitbar höheren Kultur die Sprache der Unterworfenen angenommen haben, während die Geschichte in den meisten anderen ähnlichen Fällen das gerade Gegenteil lehrt.

Unter den schlanken, durch edle Hände und uns Europäern

Digitized by Google

manchmal sehr sympathische, schmale Gesichter ausgezeichneten Watussi sind die besten Hochspringer der Erde zu treffen. Mit Anlauf sind manche imstande, über 2 m hoch gelegte Stäbe zu springen, und die beste Leistung war meines Wissens sogar 2,65 m. Einen Sprung von 2,50 m bringt der Herzog Friedrich Adolf von Mecklenburg im Bild in dem Werke über seine Durchquerung Afrikas. Fast scheint es, als hätte hier die Natur alles ins Riesenhafte steigern wollen: den Wuchs der Bewohner, die lange nach den Bantunegern von Norden einwanderten, die Berge, die bis an 4000 m Höhe heranreichen, und selbst die Rinder, die die Watussi mitbrachten; auch diese entbehren nicht eines Zuges ins Gigantische. Haben doch die heiligen Rinder des Sultans Juhi Musinga Hörner von fast 2 m Länge, ganz im Gegensatz zu den sehr kurzhörnigen Buckelrindrassen der Bantu und Masai. Und erst in jüngster Gegenwart entdeckte Hauptmann Köhler ein bisher unbekanntes Säugetier in den Urwäldern dieses Gebietes, ein Riesenschwein, über das meines Wissens die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist.

Dieser Landstrich, in dem die südlichsten Quellen des Nil in kalten, urwaldübersponnenen Schluchten entspringen, wo Riesen und Zwerge noch heute beisammen wohnen, war schon den alten Griechen bekannt geworden, denn was der Vater der Geschichtschreibung einst von den Zwergen schrieb, was die aufgeklärte Zeit der letzten Jahrhunderte als Fabel verlachte, das ward im vorigen Jahrhundert durch deutsche Forscher, durch Schweinfurth und Emin Pascha aufs neue als Wahrheit erkannt. Mit welcher Hartnäckigkeit irrt oft der Menschengeist! Oft genügt ein bedeutender Name, um einen Irrtum jahrzehntelang als Dogma gelten zu lassen; man denke an Virchow und den Neandertalmenschen. So manches Rätsel der Völkerkunde, der Völkerpsychologie vermag vielleicht Innerafrika zu lösen. Es ist aber bald die zwölfte Stunde gekommen; denn wenn erst die abendländische Kultur und Zivilisation ihren Einzug hält mit Schienenstrang und Maschinen, wenn die Safari mit Trägern nur noch in der Erinnerung lebt, dann ist das Tor, das uns ins ungestörte Leben und Treiben der Eingeborenen hineinläßt, verschlossen, der Schlüssel verloren, und manches Rätsel wird vergebens der Lösung harren.

Digitized by Google

Am Ruaha

Es war Neumond; zu Füßen unſeres Lagers ſtrömte behäbig ruhig der Ruaha. 50 km flußaufwärts ſpringt ſein Waſſer rauſchend von den ſteilen Bergen herab. Farnbäume ſtehen dort oben in ſeinem Quellgebiet in den ſchwarzen Urwäldern, manchmal auch Haine von ſaftgrünen und goldgelben Bambusgebüſchen. Zwiſchen den moosgepolſterten Felsbrocken, den flechtenbärtigen geſtürzten Baumrieſen wechſeln Elefanten, und ſchwarze Kafferbüffel wuchten ſich ihren Pfad im Unterholz. Aus jeder Bergrinne, aus jeder Runzel des Gebirgsgeſichtes plätſchert ein klarer Bach, eint ſich mit den Kameraden zu rechter und linker Hand, wird ſtärker durch die Nachbarn und frißt ſich, im Tal angekommen, in dem weichen Schwemmboden ein tiefes Bett mit ſenkrechten Ufern. So viele ſind ihrer geworden, die ſich bald draußen in der Ebene zuſammenfinden, daß ſie ſelbſt der härteſten Trockenzeit zu trotzen vermögen. Da kommt als weſtlichſter Quellfluß der Mkodji mit ſeinen Nebenbächen von den Uſafuabergen herab und fließt nahe am Dorf Ruiwa vorbei, in dem die Mutter des Merere[1], des Herrſchers der Waſſango, wohnt. Parklandſchaft ſäumt den Waſſerlauf: Wieſenflächen werden unterbrochen durch in Gruppen beiſammenſtehende, dunkelbelaubte Bäume, zwiſchen denen Geſtrüpp und Gebüſch wuchert. Lianen ſpannen ihre Fäden und Taue wie Spinnwebennetze zwiſchen den Bäumen, und manchmal leuchtet ein kahler, grauer Termitenhügel ein paar Meter hoch aus der grünen Umrahmung, daß man als Europäer denken könnte, das Volk habe hier einem Sultan ein Marmordenkmal geſetzt.

[1] Titel des Sultans von Uſſango.

Digitized by Google

Ein ſtahlblau und kupferrot leuchtendes Paar von Helmvögeln fliegt hupend von Parkgruppe zu Parkgruppe. Nahe dem großen Dorf ziehen brüllend die großen Buckelrinder der Waſſango auf die Weide, gehütet von ſchlanken, ſpeergewaffneten Männern. Ziegen und Fettſchwanzſchafe knabbern am Strauch des Bachſaumes. Oft ſind Rudel von Schwarzferſen unmittelbar neben den Herden, und nahe beim Dorf, kaum fünf Minuten entfernt, trifft man an einem großen, teichartigen Waſſertümpel im Schilfufer überall den roten Riedbock. Von den Porotobergen, die als köſtliches Kleinod den Wenzel-Heckmann-See beſitzen, rinnt der Mſchombobach mit ſeinen Zuflüſſen nieder. Die letzten Quellen im Gebirge oben ſehen noch den Gipfel des faſt 4000 m hohen Rungwevulkans, deſſen Kegelſpitze ſich gern in den Wattemantel der Wolken hüllt und oft des Morgens weiß im Reif ſchimmert. Mitten durch Utengule, den Sitz des Merere, fließt der Mſchombo; der weite Tembenhof der Siedlung ſchließt in ſeiner Mitte das ſehr geräumige Herrſcherhaus ein, das ein ſteiles, hohes Giebeldach trägt. Daneben ſteht ein ſtattlicher Flaggenmaſt. Der Merere ſelbſt iſt leider zurzeit nicht zu Hauſe, ſondern nach Iringa gereiſt, um dem dort wohnenden Bezirkschef einen Beſuch abzuſtatten.

So laſſe ich mir denn von ſeinen zurückgebliebenen Würdenträgern allerlei erzählen.

Die Waſſango waren einſt ein ſehr gefürchteter kriegeriſcher Stamm, der ſeine Raubzüge weit ausdehnte. Ihr trockenes, fruchtarmes Land war niemals recht imſtande, genügend Getreide hervorzubringen; aber ihre Nachbarn oben in den ſüdlichen Randgebirgen hatten, da dort viel Regen fällt und das Bergland ungemein fruchtbar iſt, immer Überfluß daran. Als die Stärkeren holten alſo die Waſſango ſich dort, was ſie brauchten, zumeiſt ohne Bezahlung, und wußten durch ihre Macht die Nachbarn ſtändig niederzuwerfen. Nur ſelten tauſchten ſie, wie es jetzt geſchieht, vegetabiliſche Nahrung gegen ihr prächtiges Vieh ein. Im Gegenſatz zu ihrem ſchönen Buckelrind ſind die Rinder des Langenburgkeſſels klein, und zwar wohl infolge der langjährigen Inzucht und Verhätſchelung. Denn die Bewohner des Keſſels am Nordende

Digitized by Google

Abb. 28. Parklandschaft in Usango

Digitized by Google

des Nyaſſaſees, die Wanyakyuſſa, wie ſie ſich ſelbſt nennen, oder Waſſokile, wie ſie mit einem Spitznamen von den anderen Stämmen genannt werden, ſorgen für ihr Vieh faſt beſſer als für den Menſchen. Sie wohnen mit ihm zuſammen, ſie kennen, was den übrigen viehzüchtenden Stämmen nicht bekannt iſt, Stallfütterung, wenn es allzuſehr regnet, und entzünden am nebligen Morgen ein Feuer, an dem ſich Rinder und Menſchen wärmen. So kommt es, daß gerade ihre Rinder, wenn ſie erſt einmal außerhalb des Landes ohne grüne Weide ſind, nicht widerſtandsfähig bleiben und ſchwer fortgebracht werden können. Die Waſſango dagegen haben von ihren Raub- und Plünderungszügen immer wieder neues Blut für ihre Herden mitgebracht, ſo daß im Süden des ehemaligen Deutſch-Oſtafrika die Waſſango mit vollem Recht ihr Rind als das beſte und ſchönſte bezeichnen können. Große Teile der Tembenumfaſſung in Neu-Ulengule ſind Viehſtälle, genau ſo gebaut wie die Menſchenwohnungen, und ſorgſam wird darauf geachtet, daß die erdgedeckten Dächer den Regen nicht durchlaſſen. Um ſieben Uhr in der Trockenzeit, um acht während des Jahresregens wird das Vieh auf die Weide getrieben; vorher werden die Kühe gemolken. Das macht nun manchmal große Schwierigkeiten. Das Kalb muß zuerſt zugelaſſen werden, denn in Abweſenheit der Kälber verweigern die Kühe die Milch, und die ganze Melkkunſt des Beſitzers — denn gemolken wird vom Mann — verſagt bei der Störrigkeit des Rindes. Manche Kuh iſt zufriedengeſtellt, wenn ihr Kalb einmal getrunken hat und, neben ihr ſtehend, von ihr beleckt und geputzt werden kann. Andere wieder ſind viel widerſpenſtiger und müſſen mit Riemen an den Hörnern an zu dieſem Zweck eingeſchlagene Pfähle gebunden werden; oft muß das Tier noch beſonders an den Hinterbeinen gefeſſelt ſein. In Kniebeuge hockt ſich der Melker nun daneben, klemmt das Melkgefäß zwiſchen ſeine Knie, ſtützt ſich oft mit dem Kopf an dem Bauch des Tieres und beginnt zu melken. Der Ertrag iſt gering. Eine Kuh, die einundeinhalb Liter Milch im Tag gibt, gilt als mittelmäßig, zwei Liter geben gute, mehr als zweieinhalb Liter nur ausgezeichnete Kühe. Dafür iſt die Milch, beſonders im Beginn der Trockenzeit, viel fettreicher als die des europäiſchen Rindes. Die Stiere ſind

Digitized by Google

zumeiſt viel friedfertiger, als wir es von unſeren europäiſchen gewöhnt ſind; das mag wohl daher kommen, daß ſie täglich mit auf die Weide gehen, nicht ſtändig eingeſperrt und abgeſchloſſen ſind. Ja, ich habe bei vielen Stämmen Stiere gefunden, auf denen die Hirtenknaben während des Weideganges ritten, ohne daß der Bulle ſich irgendwie dadurch beläſtigt oder gereizt gezeigt hätte. Senga — das Rind in der Sprache der Waſſango und der mit ihnen wohl verwandten Wahehe — iſt das ein und alles des Mſſango; nur ungern trennt er ſich von einem Tier. Kühe von ihm zu kaufen iſt ſehr ſchwer. Wenn er wirklich einmal eine Kuh anbietet, dann hat die Sache jedenfalls einen Haken; entweder iſt ſie gelt, bekommt alſo keine Kälber, wobei ſie zumeiſt ein beſonders feiſtes Ausſehen zeigt und ſo den unerfahrenen Käufer ſehr leicht täuſcht, oder ſie iſt blind oder krank, uralt oder ſehr ſtörriſch. Leichter ſind die manchmal hervorragend guten Ochſen zu erhandeln. Kommen zwei Waſſango zuſammen, ſo iſt die erſte Begrüßung immer, daß einer dem anderen viel und gutes Vieh wünſcht. Zumeiſt erkundigt er ſich nach dem geſundheitlichen Befinden der Haustiere, ehe er fragt, wie es den menſchlichen Hausgenoſſen geht. Wenn ein Mſſango einige tierarzneiliche Kenntniſſe hat und beim Kalben geſchickt zu helfen weiß, ſo ſteht er bald in weitem Umkreis in gutem Ruf, und jeder trachtet, ſich ſeine Freundſchaft zu ſichern. Geſchlachtet wird ſelten und nur bei beſonders feſtlichen Anläſſen; Kühe ſchlachtet man nur im äußerſten Notfall und wenn man ganz ſicher zu ſein glaubt, daß ſie für die Nachzucht nicht mehr in Frage kommen. Als Brautkaufpreis werden Kühe gegeben; größere Würdenträger erhalten hie und da vom Sultan eine Kuh geſchenkt; der durchreiſende Europäer bekommt als Gaſtgeſchenk einen

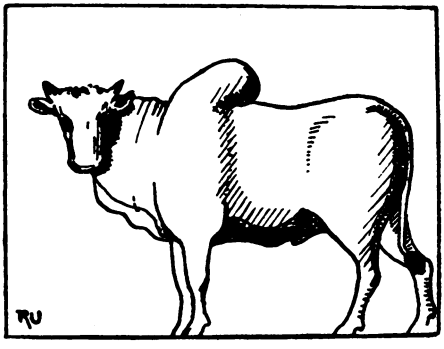


Abb. 29. Buckelrind

Digitized by Google

Ochsen, natürlich unter der Voraussetzung, daß er den dafür ortsüblichen Preis von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Rupien bezahlt.

*

Am Fuße des Mbeyaberges, jenseits der Usafuaberge, über die der Weg durch den Paß von Lioto hinüberführt zu den rechtsseitigen Zuflüssen des Ssongwe, liegt unmittelbar neben der evangelischen Missionsstation die Ruine einer alten Ssangofestung, bekannt als Alt-Utengule im Gegensatz zu Neu-Utengule als jetzigem Sultanswohnsitz. Erdwälle und Mauern, schon stark im Verfall begriffen, umgeben hier einen weiten Platz; mittendurch fließt der Safuebach. Noch kann man Bastionen und Schießscharten sehen, aus den Erdwällen graben die Kinder manchmal noch Eisengeschosse und Bleikugeln; auf der Farm Köstlin, die oben am Hang des Mbeya liegt, von deren Herrenhaus man weit hinaus auf Unyika und auf die Berge von Usafua schaut und wo neben gutem Kaffee auch europäisches Obst und Gemüse gedeihen, liegen noch zwei alte Bronzemörser, mit denen einst die Wälle unten bestückt waren. Arabische Händler werden sie wohl vor langen, langen Jahren einmal dem einstigen Merere als Gegengabe für Elfenbein oder als Zoll dafür entrichtet haben, daß sie in seinem Land unangefochten Handel treiben durften. Beim Aufgeben der Zwingburg, die die Wassango im Feindesland errichtet hatten, waren sie verschüttet liegengeblieben; jahrelang später erst wurden sie wieder gefunden und legen nun Zeugnis dafür ab, daß die Unterdrückten manch harten, blutigen Belagerungskrieg mit ihren Bezwingern geführt haben. Dort, wo der Bach in den Tembenhof hineinfließt und wo er wieder austritt, sorgten mächtige Holzgitter dafür, daß kein Feind ungesehen eindringen konnte.

Als ich einst auf diesem verfallenden Wall saß, dachte ich voll Stolz daran, daß wir Europäer hier nun Friede und Ordnung geschaffen hatten, daß nicht mehr die rohe Gewalt Herr war über den Schwächeren, über den zum Leben gleichberechtigten Nachbarn. Und nun — ein Dutzend Jahre später — ist es im alten Europa, auf dessen stolze Kulturhöhe wir immer pochten, nicht anders als vor fünfzig und hundert Jahren im Innern Afrikas.

*

Digitized by Google

Im Osten greifen die Quellen des Ruaha oder, wie ihn die Wassango nennen, des Mpangali noch tiefer und weiter nach Süden ins Gebirge hinauf. Über 100 km breit ist dieses Quellland; all sein Wasser rinnt unten in der Steppe zusammen in den Mpangali, rinnt erst nach Norden, dann nach Osten, nimmt große und kleine Nebenwässer auf und mündet endlich, umsäumt von Kokospalmen und stelzenwurzligen Mangroven, im Rufidjidelta ins Meer. Viele Tagereisen davon entfernt liegt am Ufer unser Lager; unmittelbar neben dem Fluß, aber 4 m überm Wasser steht mein Zelt. Der wolkenlose Himmel funkelt mit seinen Millionen Sternen und Sternchen; nur der Mond fehlt heute. Wie mattes Silber strömt der Fluß vorbei, glucksend nagt der Wellenschlag am Steilufer, Kauz und Ziegenmelker rufen, Grillen kreischen und zirpen durchdringend im Gras; knapp unterhalb meines Zeltes krümmt sich der Flußlauf jäh im rechten Winkel, so daß sich die Gluten des letzten Trägerfeuers zuckend auf den Wellen spiegeln. Unserem Lager gegenüber hat der Saumwald eine breite Lücke, so daß wir am Tag wie durch ein Fenster weit hinüber in die Steppe sehen konnten. Durch diesen Ausschnitt zogen Zebras und Giraffen, Leierantilopen und Schwarzfersen, zog ein altes graues Nashorn und legte sich dann im Schatten eines Schirmbaumes nieder. Stundenlang sah ich durchs Glas dem alten Unhold zu. Da waren dann plötzlich einige Warzenschweine in voller Flucht vorbeigerast, das Nashorn fuhr erschreckt auf, nahm wütend das nächste Gebüsch an, riß mit dem starken Vorderhorn den ganzen Strauch aus und wirbelte ihn um den Kopf herum, so daß die Zweige und Blätter sowie die Erde von den Wurzeln herumflogen. Dann jagte es in der Richtung, aus der es gekommen war, wieder zurück. Wehe dem Menschen, den das durch geringe Ursache wütend gewordene Nashorn nun trifft; während es sonst vielleicht auf zwanzig Gänge ruhig stehen bleibt und den Menschen vorbeiläßt, oder pustend und schnaubend abgeht, würde es sich jetzt mit beispielloser Wut, den Feind in ihm sehend, auf den Menschen stürzen; nur geschicktes Ausweichen oder ein rasch erkletterter Baum retten ihm Glieder und Leben.

Zu meinen Füßen raunt der Mpangali sein ewig gleiches, leises Trockenzeitlied; in den Regenmonaten wird es zum tosenden Sturm-

Digitized by Google

gesang. Dann rauscht und braust es hernieder, rüttelt an den Ufern und peitscht durch die tiefgeneigten Äste des Uferbusches und durch das stachelige Rohr. Heute sieht der Strom friedlich aus; doch er ist es nicht. Raubfische stellen kleineren Artgenossen nach, und sie selbst, sowie das Wild, das ängstlich zum Schöpfen kommt, werden wieder gejagt von gefräßigen Krokodilen. Das Flußpferd allein fühlt sich als uneingeschränkter Herr, solange es im Wasser bleibt, und gibt Kunde von seiner Herrenstellung durch sein dröhnendes Brüllen, das der Wind von einem fernen, tiefen Tümpel flußaufwärts manchmal abgerissen bis zu uns trägt.

Ein Träger schiebt ein neues Brennholzstück ins Feuer; nackt hockt er daneben und hält die Handflächen gegen die wärmenden Flammen. Es ist empfindlich kühl. Zwar zeigt das Thermometer immer noch 15°, aber nach der gewaltigen Hitze am Tag spürt man den Temperaturunterschied sehr und fröstelt bald. Wie müssen unsere Menschenahnen vor Jahrhunderttausenden das Feuer geliebt und gefürchtet haben! Welche Freude mag der Mensch empfunden haben, dem es durch Zufall, bei Herstellung eines Holzgerätes, das er mit einem anderen Hartholz bearbeitete, gelang, Feuer zu erzeugen! Steckt in den Kindern vielleicht noch heute die Empfindung des Urmenschen, wenn sie leuchtenden Auges in jede Flamme, in jedes Licht sehen? Blitzschlag, vulkanischer Ausbruch, Selbstentzündung bei Vermoderung waren einmal die ersten Feuerspender, und am verglimmenden Baumstamm wärmten sich die Urmenschen. Da mag mancher hineingetappt sein, verbrannte sich und floh in Entsetzen. Ein besonders Mutiger nahm von der Glut einmal, nährte das Feuer weiter durch Holz, das er hineinwarf. Später mögen es die Alten oder Priester gehütet haben; sie bauten vielleicht ein Dach darüber, um es vor dem löschenden Regen zu schützen, und bargen es in ihren Höhlen. Dann brachte, vielleicht Jahrzehntausende später, ein Zufall da und dort die Erfindung der Feuererzeugung. Welch ein gewaltiger Schritt vorwärts war das in der Geschichte der Menschheit! Meine Neger kennen noch alle diese Art der Feuererzeugung: in ein weiches Holzstück wird ein Loch gebohrt, seitlich vom Loch weg ein Schlitz geschnitten, etwas Sand ins Bohrloch getan, denn ohne diesen wäre die Reibung zu

Digitized by Google

gering; ein Hartholzstab wird nun lebhaft, auf der Weichholzunterlage senkrecht stehend, im Bohrloch gequirlt. Bald steigt dünner blauer Rauch auf; durch den Sand losgeriebenes Holzmehl, heiß durch die Reibung, fällt durch den Schlitz auf zerfasertes, untergelegtes Gras oder zermalmtes Blätterwerk; es glüht. Da läßt der Neger das Quirlen und bläst vorsichtig hinein; eine kleine, winzige Flamme züngelt empor — es gibt Feuer. Kaum eine Minute hat die ganze Arbeit gedauert. In jeder Landschaft kennen die Einheimischen die Bäume, von denen sie das Feuerzeug nehmen müssen; der Fremde muß es oft erst mühsam ausproben, wenn er in eine Gegend kommt, deren Vegetation von seiner heimischen verschieden ist. Drum findet man häufig bei den Trägern ihre aus der Heimat mitgebrachten Feuerhölzer unter ihren, in einem Fellbeutel untergebrachten Kleinigkeiten, die sie stets mit sich führen. Im Dorf geht das Feuer niemals aus; ein Fipasprichwort sagt, daß nur bei einer schlechten Hausfrau das Feuer verlischt. An der Herdstelle im Hütteninnern soll immer der neuzuentfachende Funke unter der Asche glühen. Geht aber wirklich einmal das Feuer aus, so holt es ein Kind rasch vom Nachbar in Gestalt eines glühenden Holzstückleins oder als Glut in einer Tontopfscherbe. In Ukimbu sagt ein Merkspruch: „Gib dem Fremden Feuer, wenn er bittet." Bei allen Stämmen ist diese Hilfsbereitschaft üblich; darf doch auch im formenstrengen Europa der Raucher auf der Straße den Fremden um Feuer bitten, ohne daß es ihm übelgenommen wird.

In den Höhlen der Eiszeitmenschen, in Südfrankreich und Spanien besonders, hat man prächtige, naturgetreue Gemälde von längst ausgestorbenen Tieren gefunden, die mit farbigen Erden an die Felswände gemalt sind. Längst hat die Wissenschaft ihre Echtheit anerkannt. Über das, was die Anregung zu diesen Bildern gab, ist man zur Zeit noch nicht einig. Ich möchte hierzu, ohne kühne Hypothesen aufzustellen, ein Erlebnis erzählen: Einst lagerte ich zwischen großen Felsblöcken im Innern Ostafrikas; an einem Ast hing das Haupt einer Pferdeantilope, die ich auf dem Marsch erlegt hatte. Die Lagerfeuer brannten der kühlen Nacht halber hell und warfen scharfe Schatten an die senkrechten Felswände. Da

Digitized by Google

ſtand einer meiner Träger, der früher niemals durch zeichneriſche Begabung oder Zeichenverſuche aufgefallen war, auf und zeichnete mit der Kohle eines Brennholzſtückes den Schatten des Antilopenkopfes am Fels nach; am Morgen darauf vergnügten ſich die Träger insgeſamt, mit roter Erde und Kohle noch die Farben in den Schattenriß hineinzumalen. Sie hatten vorher, wie ſie mir auf Befragen ſagten, dies noch nie getan, auch nicht daran gedacht. Allerdings hatten ſie mich ſchon monatelang täglich ſkizzieren und malen geſehen; ſooft ich ſie aber herrief und ihnen Blei und Papier gab mit dem Befehl etwas zu zeichnen, ſchüttelten ſie lachend den Kopf und antworteten: „Hatuwezi, kazi ulaya", „Das können wir nicht, es iſt Arbeit europäiſcher Art."

Nun denke ich mir, daß in einer kühlen Nacht der Zwiſcheneiszeit eine Jägerfamilie in ihre Höhle heimgekehrt iſt. Das Feuer brennt luſtig, die Frauen röſten Fleiſch am Spieß, die Männer ruhen ſich aus. Ein Wildrindſchädel iſt, damit die Hunde nicht dran kommen, auf den Speer geſteckt und dieſer in den Boden gerammt. Scharf zeichnet der Schatten das Bild an der grell erleuchteten Wand. Vielleicht vermutet einer ſogar, daß im Schatten Seelenſtoff vorhanden ſei — viele meiner Neger glaubten dies und hielten es für ſehr ſchädigend, wenn ihnen jemand auf den Schatten ſpuckte — und will den Geiſt des Wildſtieres feſthalten, um weiteren Jagderfolg zu haben; vielleicht aber zeichnet es einer aus bloßer Spielerei nach. Dann iſt der Anfang da, eine Anregung iſt gegeben, ein beſonders Begabter übt ſich darin weiter. Das Beſtreben zu bilden und zu zeichnen iſt ja allgemein im Menſchen, ja ſelbſt ſchon im kleinen Kind oft deutlich erkennbar, und gerade die verhältnismäßig einfachſten Völker haben ſich immer viel Zeit und Mühe genommen, ihren Körper wie ihre Gebrauchsgegenſtände zu bemalen und zu ſchmücken. Könnte nicht auf dieſem Wege ſich die Entſtehung der Eiszeitbilder erklären laſſen?

*

Ein fahles Rot ſteigt hinter den pechſchwarzen Kuliſſen des Galeriewaldes drüben am anderen Ufer langſam empor; wie Scherenſchnitte heben ſich die Äſte mit den breitlappigen Blättern und die Fiederwedel einer Dumpalme vom hellen Hintergrund ab. Dort

Digitized by Google

draußen, weit drüben im Osten, brennt die Steppe, und der Feuerschein spiegelt sich am Nachthimmel wider. Ein Fisch springt steil aus der Flut, fällt zurück, und die Blasen an der Oberfläche des Wassers rollen wie Quecksilberkugeln flußabwärts. Um elf Uhr wechselt die Wache. Ich habe nämlich meines Reittieres wegen einen Posten aufgestellt, der alle drei Stunden abgelöst wird. Da keiner der Träger im Besitz einer Uhr ist, und, wenn einer eine Uhr besäße, er sich doch nicht daran auskennen würde, so ist der Posten Nummer drei gewöhnlich am übelsten daran. Der erste soll bis elf Uhr stehen, geht aber, wenn ich nicht so lange wach bleibe, zumeist schon um zehn Uhr zur Ruhe, Nummer zwei kürzt ebenfalls eine Stunde, Nummer drei hat also fünf Stunden vor sich, wenn er beginnt. Ich nehme es ihm daher nicht übel, wenn ich ihn friedlich an den Esel geschmiegt einmal schlafend antreffe.

Nun zünde ich die Sturmlaterne an; noch eine letzte Zigarette und ein Schluck Tee mit Rum zum Wärmen, dann unters Moskitonetz ins Bett mit zwei Kamelhaardecken. Um fünf Uhr wird geweckt. Vilima hat sich bereits flüchtig gewaschen; der Koch gähnt beim Teekochen, als ob er den Pischiboy, der daneben die Tassen wäscht, zum Frühstück verschlucken wollte. Um halb sechs gleite ich im Einbaum mit drei Schwarzen über den Fluß, um mir den Steppenbrand in der Nähe anzusehen, der während der Nacht auf etwa eine Marschstunde sich herangearbeitet hat. Der Ostwind bringt den Rauchgeruch mit, und manchmal fliegen Aschenstäubchen wie feiner Regen um uns. Hie und da blitzt durch den Rauchschleier ein Stückchen goldiger oder purpurner Morgenhimmel, wenn ein Windstoß ein Loch hineinreißt. Nach einer halbstündigen Wanderung durch die Parksteppe hören wir schon das Knattern und Knistern der Flammen; manchmal, wenn die Baumgruppen weiter geöffnet stehen, sehen wir die Brände in breiter Front gegen uns anlaufen. Der Wind faucht hinein, reißt das Feuer prasselnd 100 m weit vor, das seidenweiche, niedere Gras dort vorn fluckt ab, glühende und brennende Büschel werden hoch in die Luft gerissen, und ihren Weg zeichnen dünne blaugraue Rauchstreifen. Weit vor der eigentlichen Feuerfront fallen sie irgendwo nieder, zünden erneut, und Flammeninseln flackern vor dem eigent-

Digitized by Google

lichen Feuermeer im Gras auf. Im dürren Gestrüpp der Baumgruppe finden die Flammen trockene Nahrung; knallend bersten die fingerdicken Stengel des Hochgrases um den Termitenhügel dort; gefräßig stürzt die Lohe ins Gebüsch, von dem der Sturm nun die brennenden dürren Blätter reißt. Das grüne Laub der Bäume wird von den hoch emporschlagenden Feuern gesengt; weißer, wasserdampfschwangerer Rauch ballt sich inmitten des braunschwarzen Qualmes, der wie eine dunkle, schwere Gewitterwolke über der Erde hängt. Dort brennt ein abgestorbener Baum; seine flackernde Krone ragt blutrot hoch empor; Äste brechen nieder, und die Nester der Webervögel stürzen als brennende Klumpen herab. In eiliger Fahrt kommt eine dicke Puffotter an uns vorüber; sie steckte irgendwo in einer Erdhöhle; die Hitze vertrieb sie daraus, und statt Rettung zu finden, schoß sie in die Flammen. Nun erlöst die Gesengte ein Speerstich meines Trägers Mwanandege. Ich bin mit meinen Schwarzen nahe am Feuer in mannshohem Gras, das ich nun an ein paar Stellen anbrenne; mit dem Wind läuft das Feuer von uns weg dem Fluß zu, woher wir kamen. Auf die abgebrannte Fläche treten wir, wenn sie gleich noch warm ist, und sind dadurch geschützt vor der heranbrausenden Feuerlinie. Ein Rudel Zebras trollt zwischen uns und dem Lager hindurch, einige Leierantilopen ziehen quer an uns vorüber; ich hüte mich zu schießen, denn es reizt mich immer wieder, zuzusehen, wie gleichgültig das Wild eigentlich dem Feuer gegenüber bleibt. Auf einer Zunge grünen Grases, in das die Flammen nicht hineinkönnen, traben die Zebras durch die Feuerfront zurück und stellen sich in der Aschenebene ein, während die Leierantilopen, einem alten Leittier folgend, das Feuer gerade annehmen und in hoher Flucht hindurchspringen. Ein einziges Mal fand ich eine durch den Steppenbrand umgekommene Antilope; das war ein Wasserbock, der im hohen Schilf verbrannt war, vermutlich ein krankes Tier. Im Schilf allerdings ist die Gewalt des Feuers eine viel größere; eine mörderische Hitze strahlen die verbrennenden Rohrstengel aus, so daß das Feuer auch den Menschen, wenn er nicht rasch einen Gegenbrand legen und sich in den verbrannten Raum flüchten kann, manchmal töten mag.

Digitized by Google

Abb. 30. Grasbrand

Digitized by Google

Nun ist der Brand an uns vorübergetobt. Langsam gehen wir hinterher. Ein Sumpfschwein, das die Flammen aus dem dichten Unterwuchs einer Baumgruppe herausjagten, fällt mit meiner Kugel im Blatt im Feuer. Während die Neger es zerlegen, beschaue ich mir das Schauspiel weiter. Weihen und Sperber, Falken, Adler, Geier, Hornraben, Spatelmandelkrähen, Schildraben und Weißbandkrähen, Dorndreher und Häher, sie alle hat der Qualm gelockt. Teils jagen sie in der Luft, wie jene edelsteinfarbigen Bienenfresser, die großartige Gleitflugkünstler sind, nach den Heuschrecken, die vor dem Brand aufschwirren, teils suchen sie am Boden, wie die Hornraben dort oder die Störche hier oder da drüben das Sekretärpaar, nach verbrannten Eidechsen, Schlangen, Streifenmäusen und Steppenratten. Verkohlte spannlange Tausendfüßler liegen da, eine Schildkröte humpelt umher, die Zahl der versengten Insektenlarven, die im Gras lebten, vermag man nur nach Zehntausenden zu schätzen. Darum schleicht auch der Schakal aus seiner Deckung am hellen Tag heraus und sucht sich seine Leckerbissen; er nimmt im Notfall auch vegetabilische Nahrung, denn im Magen eines erlegten fand ich einmal gut zwei Handvoll Erdnüsse, die er sich in einem Eingeborenenfeld ausgegraben hatte.

Nun haben die Flammen den Galeriewald erreicht und stürmen immer wieder gegen seine grünen Wälle und Mauern; wohl gelingt ihnen da und dort ein Einbruch; sie klettern an einer verdorrten Schlingpflanze, vom Wind gepeitscht, bis in den Wipfel der alten Sykomore, dann aber ist ihre Kraft verpufft. Dreimal, viermal stürmen sie, vom Wind angeblasen und gefacht, ins grüne, feuchte Unterholz; leise knistert dort ein Flämmchen am Fallaub, zuckend springt hier eines an einem abgefallenen, morschen Ast hin und her. Vergebliche Mühe; der Urwald und Galeriewald lassen sich nicht bezwingen. Aber der Galeriewald und selbst der Fluß vermochten die Welle des Brandes nicht einzudämmen. Der Sturm hat über die Baumwipfel weg und über den Fluß, über den jenseitigen Saumwald einige brennende Grasbüschel gewirbelt; manche fielen ins Blättergewirr und erstickten, andere löschte im Niederfallen der Fluß; ein paar nur, vielleicht vier oder fünf fielen drüben wieder ins dürre Steppengras. Rasch züngelt wieder

Digitized by Google

die Lohe empor, frißt erst kreisrund nach allen Seiten sich verbreitend im Gras fort; dann reißt sie der Wind weiter; mit jeder Sekunde wird die Front breiter; bald ist jeder Feuerquell mit seinem Nachbar verbunden, und der Brand wälzt sich am anderen Ufer fort. Und am Abend haben die Flammen die Randberge der Ukimbulandschaft schon erreicht. Wie stürmende Regimenter, bald hier eines, bald dort eines, springen sie den miombowaldbestandenen Hang empor; die ganze Bergkette ist überfallen, und nach Stunden habe ich ein großartiges Bild vor mir. Die Feuer selbst sind über die Kante der Berge weggelaufen; nur einzelne brennende Bäume leuchten noch herüber, so daß es aussieht, als liege eine festlich beleuchtete, riesengroße Stadt am Berghang terassenförmig aufgebaut.

Am Morgen nach dem Brand lag die Asche fingerhoch an der Erde, und so scharf wie im Neuschnee in Europa waren die Schalen der Antilopen, die Pranken des Raubwildes und die feingeäderten Sohlen der Elefantensäulen darin zu spüren. Als ich vierzehn Tage später wieder am selben Platz lagerte, da schmückte schon wieder saftig grünes, spannlanges Gras den kahlgebrannten Boden. Wo nimmt die dürre Erde nur die Kraft her, ohne befruchtenden Regen, nur unterstützt von dem bißchen Tau und Nebel, sich das neue Kleid zu weben?

*

In offenen Steppen und in der Parklandschaft kommt die Tsetsefliege nicht fort; daher ist der Bestand an Vieh bei den Wassango von dieser Seite her nicht gefährdet. Doch kommt nicht selten Maul- und Klauenseuche vor, und auch die Rinderpest flackert da und dort einmal auf. Ende des vorigen Jahrhunderts raffte gerade die Rinderpest die Hälfte des ganzen Viehbestandes hinweg; ja in manchen Landstrichen gab es überhaupt Rinder nicht mehr. Auch dem Wild setzte sie hart zu, besonders Elen, Büffel und Giraffe gingen zu Tausenden ein. In Ufipa gab es im Hochland vor der Rinderpest noch zahlreiche Giraffen, heute noch haben die Leute dort alte Hochzeitsstöcke aufbewahrt, die mit Giraffenwedeln geschmückt sind; aber keine einzige Giraffe lebt zur Zeit

Digitized by Google

dort, sie sind restlos ausgestorben und werden vielleicht erst in Jahrzehnten von Pimbwe aus langsam wieder einziehen. In derselben Gegend waren auch die Büffel fast ausgestorben, doch haben diese sich wieder einigermaßen erholt. Auch im büffelreichsten Gebiet, der Ulangaebene, waren sie sehr zusammengeschmolzen, haben aber dank des ihnen besonders zusagenden Landschaftscharakters, Sumpf, Steppe und Miombowald in buntem Durcheinander, ihre frühere Zahl wohl schon wieder erreicht.

Es ist ganz eigenartig, daß die Bantu nirgends versucht haben, Büffel, Elen und Elefanten zu zähmen und sie sich als Haustiere nutzbar zu machen. Das Elen zum Beispiel zähmten vor Jahrtausenden schon die Ägypter, und seine Haltung und Eingewöhnung macht kaum Schwierigkeiten, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Zwei, allerdings noch junge, zahme Büffel fand ich auf der Missionsstation Malinji am Furua; der Pater, der diese Station leitete und ein braver, weidgerechter Jäger war, hatte persönlich nach sechs- und achtstündiger Hatz die Kälber eingefangen und aufgezogen. Ein Büffelkalb brauchte die Milch von vier Kühen! Welche Milchmenge müßte also von einer Büffelkuh zu erwarten sein!

Es ist gewiß anzunehmen, daß die Elefanten, die Hannibal beim Zug über die Alpen mitbrachte, afrikanischer Herkunft waren. Daß die Neger in Afrika Elefanten nicht zähmten und zähmen, hat seinen Grund wohl darin, daß ihre ganze Wirtschaft kein so riesengroßes und starkes Arbeitstier benötigt, und daß es Sultane, die nach Art der reichen indischen die Elefanten als Prunkreittiere verwenden, in Afrika nicht gibt. Haben doch alle Sudanschwarzen und alle Bantuvölker bisher nur Hackbau betrieben, kennen keinen Pflug und haben keinen Wagen, so daß sie nicht einmal ein Rind als Zugtier, als Arbeitstier kennen. Aber auch die Versuche der Europäer, die afrikanischen Elefanten als Arbeitstiere zu verwenden, sind ziemlich fehlgeschlagen. Wenigstens lauten die Berichte der belgischen Elefantenzähmungsstation im Kongo nicht vielversprechend, und die Sterblichkeitsziffer der jung eingefangenen Tiere verbietet eigentlich den Fang von selbst.

Einzig der Esel scheint erst in Afrika gezähmt und Haustier geworden zu sein, wenn es richtig ist, daß die afrikanischen Haus-

Digitized by Google

eſel vom abeſſiniſchen Wildeſel herſtammen. Die hamitiſchen Völker ſcheinen ſich mit ſeiner Zucht befaßt zu haben; die Bantu haben ihn nur dort übernommen, wo jene ihn hinbrachten; ſo ſind in Oſtafrika Eſel außer bei den Maſai nur bei den Wagogo, Wairamba, Wahehe und deren Nachbarn in nennenswerter Zahl vorhanden. Die Araber brachten dann ſpäter noch die wirklich vorzüglichen Maskateſel mit, prächtige, ſchneeweiße Tiere, die hauptſächlich von mächtigeren Sultanen als Prunktiere erworben wurden. Ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig man dabei auf gute Zucht ſah, iſt, daß beim Merere der Waſſango, einem für afrikaniſche Verhältniſſe gewiß aufgeklärten Herrſcher, eine raſſenreine Maskatſtute von einem Negereſel eingedeckt wurde, obwohl ein Maskathengſt zur Verfügung ſtand! Die Tragtaſchen aus Leder, mit denen Wagogo und Wairamba ihre Eſel belaſten, ſind ſicher nicht Bantugut, ſondern von den Maſai, die bei ihren nomadiſchen Umzügen die Eſel als Tragtiere verwenden, übernommen worden.

Abgeſehen von den nicht zu den Bantu gehörigen Maſai und Watuſſi, von welchen die letzteren eine beſonders langhörnige, buckelloſe Rinderraſſe züchten, ſind noch die Waſſukuma im Süden und Südoſten des Ukereweſees, deren Herden nach vielen Zehntauſenden zu ſchätzen ſind, in größerem Ausmaß Viehzüchter und zwar Züchter des Buckelrindes; dabei ſind ſie aber in der Hauptſache Feldbauern, die Hirſe, Mais, Eleuſine, Süßkartoffeln, Maniok, Erdnüſſe und Bohnen bauen. Gegenüber der pflanzlichen Nahrung kommt das geſchlachtete Vieh bei der Ernährung kaum in Betracht. Soweit das Land tſetſefrei iſt, finden wir Rinder in größerer Zahl noch in Unyamweſi, Iramba, Turu, Iraku, Umbugwe, Ugogo, Uhehe, Uſſango, Ubena und im Langenburger Gebiet vom Nyaſſaſee bis Unyika am Südende des Ikwa, ſowie in Uſafua. Die Rinderbeſtände in anderen Gegenden, die als fliegenfreie Inſeln im Tſetſegebiet liegen, wie zum Beiſpiel Kiwere oder Uſipa, ſind gering, nur reichere Leute verfügen dort über eine kleine Herde von fünf bis zehn oder fünfzehn Stück; manche Dörfer ſind ganz rinderlos. Ein ſtetiger Zuwachs war aber überall, wo eben nicht die Gloſſinenplage herrſchte, deutlich feſtzuſtellen. Je

Digitized by Google

nach der vorhandenen Menge und der Nachfrage durch hauptsächlich farbige Händler (Abessinier, Somali, Araber) stand der Preis höher oder tiefer. Als besonders billig war Ussukuma bekannt; die teuersten Kühe kaufte man bei den Masai. Bei diesen kam nun zur großen Nachfrage noch, daß sie ihr Vieh nur ungern verkauften, sehr an ihren Herden hingen und nur bei besonders guter Bezahlung an einen Verkauf dachten. Felle und Häute von Rindern und Ziegen bildeten einen nicht unbedeutenden Ausfuhrgegenstand; die Vliese der Fettschwanzschafe dagegen wurden kaum gehandelt; von Wilddecken wurden nur die von Büffel und Elen gesucht; die in Streifen geschnittene Decke der Giraffe wurde als Treckpeitsche in Südafrika von den Buren gern gekauft; aus der Schwarte des Flußpferdes schnitt man Peitschen und Reitstöcke; Leopardendecken und Fischottern, Serval und Gepard gingen als Rauchware nach Europa zu manchmal sehr hohen Preisen oder fanden schon an der Küste oft Abnehmer, die höhere Preise zahlten, als sie dafür in Hamburg oder Leipzig hätten opfern müssen. So manche Leopardendecke hängt an europäischer Zimmerwand bei einem „alten Afrikaner", der dazu mit gefährlichen Jagdgeschichten aufwartet, in Wahrheit aber zehn Jahre lang an der Küste im behaglichen Heim saß und am Schreibtisch Tinte, im Klubsessel Whiskysoda vertilgte. Diese sind es dann, die die Jagd immer möglichst gefährlich erscheinen lassen, die vom Aussterben der Büffel erzählen, weil sie nur ein Gehörn zu kaufen bekamen. In Wahrheit ist das afrikanische Wild im ehemaligen Deutsch-Ostafrika gewiß nicht am Aussterben; die guten, wenn natürlich auch noch auszubauenden Jagdgesetze, die unter deutscher Herrschaft das Weidwerk regelten, sorgten für Zunahme des Wildstandes. Es ist ja auch lächerlich, zu glauben, daß die wenigen Europäer, einige hundert nur, die wirklich ernstlich in Betracht kommen, mehr Wild erlegen sollten, als die Millionen Eingeborener früher zur Strecke brachten, für die der wilde Abschuß, den sie sonst übten, der weder das hochbeschlagene Tier, noch das Kitz neben der Ricke, noch auch das Tier, das in Begleitung des Kalbes war, schonte, nun aufgehört hatte. Daß die Elfenbeinausfuhr abnahm, ist ja nur ein gutes Zeichen für die Schonung, die diesen Urzeittieren

Digitized by Google

zuteil wurde. Da der Jagdschein auf Elefanten sehr teuer war und nur in beschränktem Maß ausgestellt wurde, so mußte naturgemäß die erbeutete Elfenbeinmenge geringer werden, zumal die von den Eingeborenen im Innern noch lange aufbewahrten Zähne auch nahezu alle schon den Weg zum Händler und an den Zoll zur Küste gefunden hatten. Allen Naturfreunden zum Trost kann gesagt werden, daß in manchen Gegenden, zum Beispiel wenn man vom Meruberg nach Westen zum Ukereweſee wandert, die Karawane in einer Woche hunderttausend Stück Wild zu sehen bekommt. Wo aber die europäischen Siedlungen dicht nebeneinander liegen, nimmt selbstverständlich der Wildstand rasch ab. Nicht etwa, weil die Tiere alle erlegt wurden — die Zahl der gestreckten ist wirklich meist gering —, sondern weil das Wild vergrämt und in Gegenden wechselt, wo es vom Menschen weniger belästigt wird.

Dreitausend Europäer lebten in Deutsch-Ostafrika. Ich bezweifle sehr, daß mehr als drei erlegte Tiere im Jahr auf den Kopf kamen, denn die vielen Weißen an der Küste und in den großen Plantagengebieten kamen nur selten auf Jagd. Sicherlich fällt dem Raubzeug, dem Löwen, Leopard, Gepard, ja schließlich selbst der Hyäne viel mehr Wild zum Opfer.

Digitized by Google

Abb. 31. Löwe auf geriſſenem Zebra

Von grobem Wild

Drei jagbare Tiere können den Jäger ernſtlich gefährden: der Büffel, das Nashorn und der Elefant. Hie und da mag wohl auch ein Löwe einmal gefährlich werden; unter vierundzwanzig Löwen, die ich erlegte, nahm nur ein einziger an, und ob die Sache ſehr ernſt geworden wäre, bezweifle ich. Allerdings wurde das Ende nicht abgewartet. Nach meinen Erfahrungen iſt der Leopard, wenn er angeſchoſſen iſt, weitaus mehr zu fürchten als der Löwe.

Daß ein Büffel unverletzt den Menſchen annimmt, kommt vor, es iſt aber nicht die Regel. Sind die Büffel in Herden beiſammen, ſo flüchten ſie ſtets. Nur der Eingänger, der alte, mürriſche Bulle, der von ſeinen jüngeren Rivalen um die Gunſt der Kühe vertrieben wurde und dem nun, wenn er döſend in der Suhle oder im Schatten eines Buſches ruht, überraſchend ein Menſch in die Quere kommt, wird in blinder Wut den vermeintlich angreifenden Feind annehmen und auch das nur, wenn die Begegnung auf ganz kurze Entfernung erfolgt. Wenn der Büffel den Menſchen

Digitized by Google

aber schon auf größere Entfernung wittert, dann geht er bestimmt dem Zusammentreffen aus dem Weg. Ganz anders benimmt sich das angeschweißte, verfolgte Tier; das wird dem Jäger oft zur ernsten Gefahr durch die Tücke des Hinterhaltes, durch die massige Wucht des Angriffes und durch die Riesenstärke des wehrhaften Wildes.

In der Ulangaebene, nahe dem Zusammenfluß des Stromes mit dem Luwegu, hatte ich am frühen Morgen Büffel getroffen. Eine Herde von einigen fünfzig kam aus einer Schilfzone gerade im ersten Büchsenlicht heraus und mußte einen ungefähr fünfhundert Schritt breiten, erst vor wenigen Tagen abgebrannten Steppenstreifen kreuzen, ehe sie wieder in bergendes Rohr kam. Das tiefe Brummen und zeitweilige Aufbrüllen hatte uns die Herde schon vor einer halben Stunde verraten. Drum lag ich, mit etwa einem Dutzend Schwarzer im abgebrannten Feld, gegen Sicht einigermaßen durch einen dichten, aber blätterlosen Busch geschützt und ganz außer dem Wind, wie ich mit hochgestaubter Asche schnell festgestellt hatte.

Der Morgen kam in der ganzen Schönheit, die ihm in der Trockenzeit eigen ist. Das dunkle Stahlblau des schwindenden östlichen Nachthimmels, in dem nur noch der Morgenstern sichtbar war, wurde heller; es war, als lösche jemand, von Osten nach Westen gehend, Stern um Stern aus. Ein fahles Gelb schlich höher und höher. Eine Wolke, die wie ein dünnes, fadenscheiniges Negerlendentuch im Osten hing, begann rosa Ränder zu bekommen, dann rotblau zu werden und brannte endlich purpurn im gelben Hintergrund. Kiebitze wurden munter und fielen nahe bei uns ein; nicht zu meiner Freude, denn sie verderben häufig die Jagd, wenn sie, den Menschen gewahrend, jäh hochgehen und kreischend über die Steppe ziehen. Da merkt das Wild rasch, daß irgend etwas nicht ganz geheuer ist. Vom Strom her kriecht langsam der Nebel, als ob er im Flußbett überm Wasser nicht mehr Platz hätte, und gießt sich in die Steppe. Über ihn ragen die Wipfel der Galeriewaldbäume hinaus, deren Blätterwerk goldgrün an der Ostseite leuchtet, während die Westseite der Wipfel noch schwermütig dunkelgrün bleibt, als schliefe der halbe Baum noch. Schlangenhals-

Digitized by Google

vögel und Kormorane putzen ihr Gefieder und breiten die Flügel der Sonne entgegen. Sie sind die gefräßigsten unter den Fischern und daher Frühaufsteher; der knurrende Magen weckt sie pünktlich zu Sonnenaufgang. Nun hebt sich ein Schwarm Kuhreiher aus dem Nebel und kreist erst nieder über dem Aschenfeld, dehnt dann seine Kreise immer weiter und wirbelt schließlich über dem Röhricht rechts von uns. Dort also stehen die Büffel: denn zu ihnen gesellen sich außer den kaum drosselgroßen Madenhackern, die erst gegen acht Uhr ihre Wirte aufsuchen, die Kuhreiher mit besonderer Vorliebe. Die Sonne muß schon heraus sein, so hell ist der Himmel geworden; aber der Nebel, der vom Strom herausgequollen ist, hüllt uns so ein, daß es wie erste Dämmerung ist. Ein Schakal schnürt vorüber; gerade als er bellend aufheulen will, niest einer meiner Neger. Wohl hält er seinen Lendenschurz vor und begräbt sein Gesicht darin, aber der Schakal vernimmt das Pusten doch, bricht jäh im Heulen ab, verhofft sekundenlang und jagt dann davon. Da raunt mir Vilima zu: „Herr, heute gibt acht! Das war ein schlechtes Vorzeichen!“ Und am Abend triumphierte er, denn der Tag brachte ein übles Zusammentreffen mit einem Büffel.

Etwa eine Viertelstunde lagen wir so, als die ersten Büffel austraten. Es waren Kühe mit Kälberbegleitung, die alten glänzend schwarz vom Tau im Rohr, die Kälber zottig mit rostrotem Schimmer. Schon in den Jungtieren ahnt man die spätere Kraft, wenn man den mächtigen Knochenbau, die gedrungene Gestalt sieht. Nur 50 m vor uns ziehen sie vorüber; regungslos liegen wir und schauen. Weitere Kühe, ein paar schwache Bullen folgen, zumeist in kurzen Abständen in Einzelreihe, nur selten einmal drei oder vier nebeneinander. Doch nun kommt ein Schwergehörnter! Spannhoch größer als die Kühe, die Muffel hoch gehoben, der feiste Träger Wulst an Wulst hinter dem Haupt quellend, stapft er schwer durch den Aschenboden, in den die runden Schalen tief einsinken. Über Meterbreite klaftert das Gehörn und ist in der Hauptesmitte fast zusammengewachsen; nur eine helle Hautfurche von kaum zwei Fingern Breite bleibt zwischen Horn und Horn. Einige Kühe folgen. Dann ein zweiter guter Bulle, mindestens gleichstark dem ersten. Die beiden will ich haben. Ich

Digitized by Google

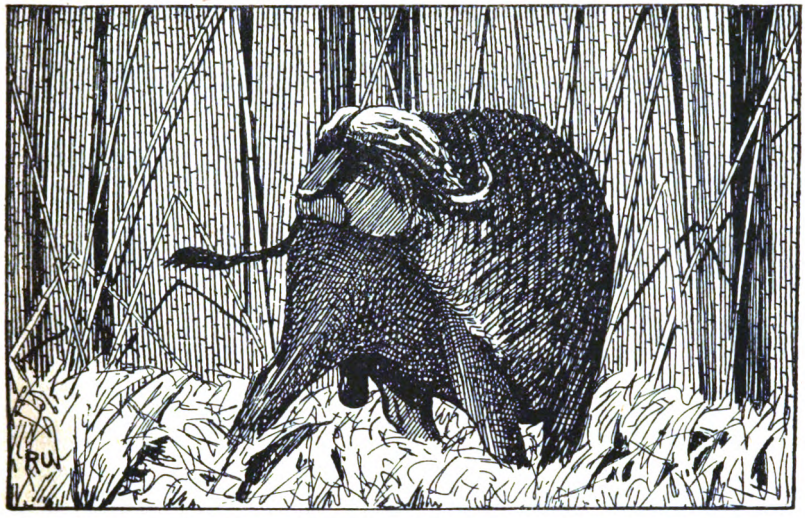


Abb. 32. Büffel, aus dem Rohr tretend

warte eine Minute, bis ſie vollends im freien Feld vor uns ſtehen, und jage dem erſten die 9,3-Kugel ſpannbreit hinter den zottigen Lauſcher in den Träger. Mit zerſchoſſenem Halswirbel liegt er, im Feuer verendet. Donnernd rollt die Herde davon. Vor dem zweiten Bullen raſt eine Kuh vorüber; ich warte noch mit dem Schuß, bis ich das Blatt ſehe, und komme im letzten möglichen Augenblick, bevor er im Rohrdickicht links verſchwindet, wie ich glaube, noch gut ab. Der Bulle zeichnet und ſchlägt mit dem Gehörn nach einer Kuh, der er den Schmerz des Kugeleinſchlages wohl zugeſchrieben haben mag.

Zwei Träger bleiben beim erſten Bullen zurück, zwei laufen ins Lager, um weitere Träger zu holen, die das Wildbret heimtragen ſollen. Die übrigen folgen mir auf der Nachſuche. Mit aller Sorgfalt wird am Anſchuß geſucht; weder Schnitthaare noch Schweiß ſind zu finden; das iſt leicht erklärlich, denn hinter dem Weidwunden ſind gewiß noch zwanzig Büffel dort durchgeſtürmt, und der Aſchenſtaub hat ſich auf die Rotfährte gelegt. Alſo weiter; am Einbruch ins Rohr iſt Schweiß. Rote Tropfen perlen zu beiden Seiten vom Schilf nieder. Es iſt ein Durchſchuß, das Voll-

Digitized by Google

mantelgeschoß hat glatt durchgeschlagen, denn auf der rechten, der Ausschußseite, liegt nicht mehr Schweiß als auf der linken. Wie Diamanten funkeln die tausend und aber tausend Tautropfen im Schilf nun im ersten Sonnenstrahl. Weit vor uns rauscht das Schilf, durch das die flüchtige Herde braust; überm verlassenen Aschenfeld schreien die Kiebitze, die sich noch nicht beruhigen können, und die Kuhreiher schimmern wie Schnee vom Leberwurstbaum herüber, auf dem sie einfielen. Schritt um Schritt wird vorgespürt. Vilima spürt vor mir her, ich folge, bereit, den allenfalls annehmenden, weidwunden Bullen mit dem Fangschuß zu begrüßen; mir folgt Kitebo mit dem zweiten Gewehr. Die Träger sollen mit etwa hundert Schritt Abstand nachkommen, damit sie bei einem Zusammenstoß uns nicht hindern und keiner Gefahr ausgesetzt seien. Etwa 500 m sind wir bis halb acht Uhr gekommen, als plötzlich der Schweiß aufhört. Sorgfältig wird nun rechts und links zurückgesucht. „Hier ist Schweiß." Wo wieder? Endlich hat Kitebo den Fortgang der Fährte; sie bricht hier aus der Herdenspur aus und führt im rechten Winkel davon gegen den Galeriewald. Das ist ein gutes Zeichen; der Kranke konnte mit der Herde nicht mehr mit und geht nun allein, um sich bald irgendwo im Wundbett niederzulegen. Unhörbar leise pirschen wir nach. Halm auf Halm wird untersucht. Ist irgendwo ein Termitenhügel, ein Baum, so steige ich rasch hinauf, um über das weit übermannshohe Gras ausschauen zu können. Noch zweihundert Schritt sind bis zum Galeriewald; der ist hier hochstämmig und arm an Unterholz, so daß wir hoffen können, den kranken Bullen auf größere Entfernung zu sehen. Denn im Schilf und Rohr muß man gefaßt sein, mit dem urwüchsigen Gegner plötzlich auf einige Schritte zusammenzuprallen. Da ist es dann oft schwer, in letzter Sekunde die unbedingt tötende Kugel anzubringen, die Jäger und Begleiter rettet.

Eine Reihe von Widergängen hat nun der Wunde getan; ein Stunde lang pendeln wir schon bald knapp am Saum des Galeriewaldes, bald wieder inmitten des hohen Stechschilfes herum, stets darauf gefaßt, im nächsten Augenblick angenommen zu werden. Einmal fuhr Vilima schon jäh nieder, reckte den Arm nach vorn;

Digitized by Google

ſchon kniete ich, die Büchſe angebackt, da löſte ſich die Spannung; es war nur ein Baumſtrunk, verkohlt und ſchwarz von einem Brand, der vor Jahren, in einer beſonders trockenen Zeit, bis hierher, ins Schilf, greifen konnte. Ich habe, wie ich hier einfügen möchte, die Erfahrung gemacht, daß eine ſolche ununterbrochene Nervenanſpannung nur etwa zwei Stunden anhält; dann macht ſie einer gewiſſen Gleichgültigkeit Platz, und das iſt dann der rechte Zuſtand, um in voller Ruhe mit einem angeſchweißten Büffel, Nashorn oder Elefanten zuſammenzutreffen. Man hebt die Büchſe in einer Ruhe wie am Scheibenſtand etwa, faßt das Ziel und trifft mit größter Sicherheit den anraſenden Feind, wo man ihn treffen will.

Zehn Uhr war es geworden; über dem Schilf brütete dumpfe Hitze, Tſetſefliegen quälten uns, und langbeinige, grasgrüne Stechmücken ſtachen empfindlich. Wieder führte die Rotfährte dicht am Saum des Galeriewaldes entlang. Da knackt es plötzlich rechts hinter uns, das Rohr rauſcht, Kitebo fliegt im Bogen an mir vorüber, fällt nieder, verfängt ſich im Aufſpringen im Gewehrriemen und ſtürzt noch einmal. Ich will mich raſch drehen, um nach dem Angreifer zu ſehen, da rutſche ich im Schlick aus, einen Augenblick ſpäter tobt der Büffel über mich weg, ohne mich zu beachten, ſtürzt auf Kitebo und wirft ihn erneut ſeitlich. Zur ſelben Zeit bekommt er meine Kugel hinters Blatt ſchräg in die Lunge. Bevor ich repetieren kann, iſt er wieder da, brauſt an mir vorbei, daß mir Waſſer und Schlamm ins Geſicht ſpritzt, und verſchwindet rauſchend im Rohr. Kitebo hat ein paar gehörige Schrammen am Rücken und einen tüchtigen Riß am Schenkel; vom jähen Überfall iſt er ſo verblüfft, daß er noch regungslos am Boden ſitzt und ins Schilf ſtarrt, in dem der Gegner verſchwand. Ich hatte mit Halbmantel geſchoſſen, die Entfernung be-

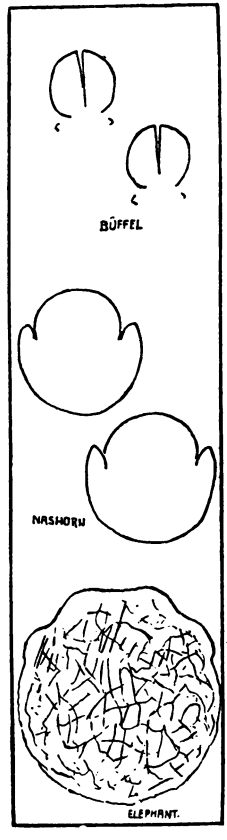


Abb. 33. Fährten

Digitized by Google

trug kaum fünf Meter, die Wirkung muß also eine unbedingt tötende sein. Bevor ich weiter nachsuche, will ich noch Kitebo notdürftig verbinden, damit kein Schmutz in die offene Schenkelwunde komme, die immerhin zwei Zentimeter tief und etwa zehn lang ist. Während ich mein Taschentuch auseinanderreiße, um drei Streifen daraus zu gewinnen, einen zum Verschließen der Wunde und zwei zum Verbinden selbst, schreien hinter uns die Träger um Hilfe; da lasse ich Kitebo und eile, so schnell ich durchs Schilf kann, den Rufern zu. Am Galeriewaldrand hängen meine Schwarzen in den Bäumen und Sträuchern. Im Gras unter ihnen tobt der Büffel. Pandascharo, ein Manyematräger, hatte seine Wasserpfeife mitgenommen und mit Axt und Bambusstange, die er zum Wildbrettragen verwenden wollte, zusammengeschnürt. Das Bündel hatte der rasende Büffel erwischt, schlug mit dem klotzig schweren Haupt dagegen, warf es hoch, brach Pfeife und Bambusstange wie Streichhölzer, drückte knieend mit der Stirn den Axtstiel durch und stürzte dann in wilder Wut in den nächsten Baumstamm. Schaumiger, hellroter Lungenschweiß troff vom Äser; verschnaufend hielt er nun inne. Da fuhr ihm auf zehn Schritt das lange Vollmantelgeschoß in die Stirn und warf ihn nieder. Jetzt erfuhr ich, daß der Büffel plötzlich mitten unter die Träger gefahren kam, einen hochnahm und an den nächsten Baum schleuderte. Auf das Geschrei der übrigen ließ er vom Erstangegriffenen ab und nahm die Flüchtigen an; da fand er Pandascharos Bündel und tobte sich daran aus. Nun suchten wir den Träger; er lag bewußtlos am Fuß des Baumes und hatte vom Aufschlagen am Stamm ein lappiges Loch am Hinterkopf, dazu einige arge Quetschungen am Brustkorb. Nach fünf Minuten, als ich ihm aus meiner Zielwasserflasche einige Schluck eingegossen hatte, kam er zu sich und war noch so sehr unter dem Eindruck des gerade Erlebten, daß er davonlaufen wollte. Nun erst besahen wir den erlegten Bullen. Er war viel, viel stärker als der erste, war mir übrigens auch, als er Kitebo niederrannte, schon kapital erschienen. Jetzt erst stellte sich heraus, daß er nicht der Weidwunde war, der Zweitangeschossene; wir waren nur zufällig an ihm vorbeigekommen, während er im Schilf steckte. Erschreckt hatte er sofort angenommen, unverwundet, ungereizt, wenn

Digitized by Google

man das nahe Zusammentreffen mit Menschen nicht an sich schon als Reizung ansehen will.

Erst blieben wir noch eine Stunde und zerlegten den massigen, alten Kapitalen; an rasch angezündeten Feuern brieten die Schwarzen Geräusch und Leber, einer ging durch den schmalen Waldsaum und holte Wasser. Dann suchten wir den Erstverfolgten und fanden ihn nach einer Stunde verendet im Schilf.

Abends, als die Träger die letzte Wildbretlast im Lager niederlegten und ich ein paar Töpfe Pombe austeilen ließ, kam Vilima an. Ihn drückte etwas.

„Was gibt es, Vilima?"

„Bwana, habe ich nicht gesagt, du sollteſt heute aufpassen, als der Schakal so schnell verstummte? Ich weiß das vom Vater her; der wurde von einer Schlange gebissen, als am Morgen einmal ein Schakal schreien wollte und plötzlich still war. Denn das ist kein wirklicher Schakal, sondern ein Zauberer in Schakalgestalt. Ja, wenn wir in Ukonongo wären, da hätte ich schon einen Gegenzauber gemacht; aber die Sitten der hiesigen Zauberer kenne ich nicht. Ich bin ja fremd hier."

Eine Tsetsefliege stach mich in den Arm; ich klatschte sie tot und warf sie ins nächste Feuer.

„Bwana, das sollst du nicht tun; denn die Fliege hat Blut von dir und du wirfst sie ins Feuer, daß dein Blut darin verbrenne. Fürchtest du nicht, daß du schwach sein wirst, wenn du dem Elefanten begegnest?"

„Aber Vilima, wegen des einen Blutstropfens soll ich schwach werden?"

„Herr, nicht die Menge ist es, sondern der Stoff. Sieh, wenn ich mir den Kopf rasieren lasse, sammle ich sorgfältig die Haare und verscharre sie. Denn wie im Blut, so ist die Seele des Menschen im Haar und in den Nägeln am stärksten. Wie leicht könnte einer meine Haare nehmen, daraufspucken und mir fluchen. Krankheit und Not würde über mich kommen, und ich könnte mich nicht dagegen wehren, denn unsere Zauberer sind weit von hier und den hiesigen traue ich nicht."

So begann ein langes Gespräch zwischen uns; ich ließ einen

Digitized by Google

Flaschenkürbis voll Hirsebier für Vilima heranbringen, und plaudernd saß der treue Kerl zwei Stunden lang vor mir und ließ mich manchen Einblick in die für uns Weiße oft sonderbaren animistischen Vorstellungen der Eingeborenen tun. So glauben die Eingeborenen von Ukonongo, der Heimat Vilimas, zum Beispiel, daß die Seele des Menschen, während er schläft, sich vom Körper trenne und wandere; deshalb soll man einen Menschen nicht jäh wecken, denn dann finde die Seele nicht sogleich zurück. So kann sich der Schwarze die Benommenheit beim Erwachen erklären. Einer meiner Träger namens Kangambili leidet unter epileptischen Anfällen. Da erklärt mir heute Vilima, daß dies keine Krankheit sei. Kangambili habe wahrscheinlich einmal seinen verstorbenen älteren Bruder, sei es bei Lebzeiten desselben, sei es nach dem Tod, beleidigt oder gekränkt. Drum kommt dessen Geist manchmal über ihn, besonders des Nachts, und kämpft mit ihm, schlägt und quält ihn. Daher muß auch Kangambili von Zeit zu Zeit dem Geist seines Bruders opfern, indem er Hirsebier für ihn verschüttet, am besten an einer Wegkreuzung oder an einer Quelle, denn solche Orte lieben die Geister. Dabei wird eine Art Gebet gesprochen, der Geist möge möglichst weit fortgehen.

„Wenn ein Schläfer träumt, Herr, dann hat das seine Bedeutung. Denn die Seele wandert und wandert im Schlaf, wandert oft weit weg, und was sie sieht und erlebt, das weißt du im Traum."

Wenn Rasttag ist, aber auch auf dem Marsch, ist das Erzählen von Träumen am Morgen ein beliebter Gesprächsgegenstand meiner Schwarzen; dann wird gedeutet und beraten, was dieser oder jener Traum besagen soll. Krankheit und Jagderfolg, voller Bauch und Durst und Hunger wird dann abwechselnd vorausgesagt, und irgendeiner hat doch immer recht. Damit ist dann erwiesen, daß der Traum seine Vorbedeutung hatte.

Doch ich will ja von groben Tieren erzählen. Neben dem Büffel ist das Nashorn manchmal sehr angriffslustig. In den Steppen im Norden der ehemaligen Kolonie haust es am zahlreichsten, und zwar mit besonderer Vorliebe im dichtesten Sansivierenbusch. Im Süden, wo es im allgemeinen seltener ist, hält

Digitized by Google

es sich mit Vorliebe in dichten Wäldern mit viel Unterholz und im Urwald auf.

Im Mahengebezirk war es, am Kipenuberg, in dessen Sattel zwischen dichten Bambusbüschen eine Quelle entspringt, die etwa hundert Schritt weit fließt und dann in einer sumpfigen Wiese versickert. Drei bis vier Meter hohes Gras wächst auf dieser kleinen Wiese, die auf einer Seite vom Urwald begrenzt wird. Die Elefanten machen dort Station, wenn sie zum Mbalu hinüberwechseln, und Nashörner sind im Urwald und Bambus Standwild. Fast täglich, wenn wir dort vorbeikamen, fanden wir ihre Fährten im weichen Ufer. Eines Morgens, bald nach sechs etwa, denn mein Lager beim Jumben Paladji war nur eine schwache Stunde davon entfernt, marschierte ich mit ungefähr dreißig Trägern am Quell vorbei. Entgegen meiner Gewohnheit ging ich am Ende der Safari, denn Elefanten, denen der Tag gelten sollte, waren erst in zwei bis drei Stunden in den Bergen beim Mfua zu erwarten. Ich hatte darum auch nichts dagegen, daß meine Schwarzen schwatzten und laut waren.

„Auch heute waren wieder Nashörner hier", rief der Aufseher zurück. „Wana dawa ya kujificha" — „die haben eine Zaubermedizin, sich zu verbergen." Es mochte den Negern auch wirklich schon sonderbar erscheinen: zwanzigmal waren wir gewiß schon hier gewesen, oft hatte ich mich vorsichtig herangepirscht, so manchmal hatte warme Losung am Weg neben der Quelle gelegen, aber kein Nashorn war zu sehen oder zu hören. Ich sah darum auch heute gar nicht rechts oder links, sondern ging mit Vilima, der das Gewehr trug, plaudernd am Weg entlang; ging schon etwa fünfzig Schritte nach der Quelle, als ich die Empfindung hatte, ich hätte abseits des Weges etwas Ungewöhnliches gesehen, das ich aber nicht beachtet hätte. Rasch kehrte ich um, nahm die Büchse und ging zurück. Und siehe da, im Bambus, kaum zehn Schritt vom Weg ab, standen wie Granitblöcke zwei Nashörner und blinzelten hinter der Karawane her. Keiner meiner Neger hatte sie wahrgenommen, auch ich selbst hatte nur das mir fremde, große, graue Ding gesehen, das sonst hier fehlte, so regungslos waren sie geblieben. Der muskelschwere Nacken, die Form und Stärke

Digitized by Google

Abb. 34. Nashorn

des Vorderhornes ſagten mir ſofort, welches von beiden der Bulle war. Mit zerſchoſſenem Halswirbel brach er im Schuß nieder. Die Kuh wollte ich ſchonen. Aber ich konnte nicht. Erſt ſtand ſie puſtend neben dem erlegten Gemahl, ſchnupperte an ihm herum, warf das bewehrte Haupt auf und ſtarrte unverwandt nach uns.

„Schrei einmal, Vilima!“

Kaum klang Vilimas Ruf, da ſchnaubte der Unhold auf uns los, brach durch den Bambusbuſch und rollte erſt drei Meter vor uns mit der Kugel im Hirn zu Boden. Das war aber auch die höchſte Zeit geweſen. Hätten wir Bäume als Deckung gehabt, ſo hätten wir vielleicht dem Angriff ausweichen können. In dem offenen Bambushain war aber daran gar nicht zu denken.

Ein paar Wochen ſpäter und einige Kilometer von derſelben Stelle jagte mich ein Nashorn, das ohne jeden erſichtlichen Grund aus einem Dickicht heraus angriff, und zwar derartig blitzſchnell, daß weder Vilima noch Kitebo, die vor und hinter mir gingen, mir noch ein Gewehr reichen konnten, eine Minute lang um Bäume und Termitenhügel. Bei keinem Wettbewerb als junger Burſche in Europa habe ich, wie ich glaube, eine derartige Geſchwindigkeit erreicht als damals. Ich ſprang zu einem kaum ſchenkeldicken Bäumchen, faßte es mit einer Hand und wirbelte darum herum,

Digitized by Google

zwei Schritt hinter mir das erboſte Nashorn; dann ein Sprung, der einer Antilope hätte Ehre machen können, nach dem nächſten Stamm, da ſchnaubt es auch ſchon wieder heran, ſauſt an mir vorbei, während ich in ungeahnter Schnelligkeit einen Termitenhügel erreiche. Zweimal geht es um dieſen herum; inzwiſchen hat Vilima eingeſehen, daß er diesmal mein ſtrenges Verbot, mit meinem Gewehr zu ſchießen, übertreten müſſe. Er ſchießt in der Aufregung, Gott ſei Dank, an uns beiden vorbei; das Nashorn ſchwenkt auf den Schuß ab; Kitebo ſpringt mit der Büchſe zu mir heran; zu ſpät, denn ſchon iſt das Ungetüm im dichten Buſch verſchwunden, und bald darauf hören wir es am jenſeitigen Hang entlangpoltern. In dieſer ungemütlichen Gegend trug ich von nun ab ſtets ſelbſt meine Büchſe; denn mit einem Nashorn als Trainer leichtathletiſche Übungen zu pflegen, entſprach durchaus nicht meinen Neigungen.

Das Nashorn iſt aber völlig unberechenbar. Ein andermal verfolgte ich einen alten, angeſchweißten Bullen zwei Stunden lang. Fünfmal hatte er ſich im Wundbett niedergelegt, jedesmal ließ er mich bis auf wenige Schritte heran (im dichten, hohen Gras war er nicht zu ſehen), fuhr dann plötzlich hoch und flüchtete immer wieder, zeigte nicht einmal während der zwei Stunden Luſt zum Annehmen, obwohl er außer dem erſten, ſchlecht angebrachten Schuß hinters Blatt noch zwei Kugeln aufgebrannt bekam. Als ich ihn nach zweiſtündiger Suche endlich im Buſch traf, auf etwa fünfzehn Schritt, da ging er abermals hoch und wollte flüchtig werden. Allein die Kraft fehlte, er taumelte nur noch einige Gänge und verendete mit einem Hirnſchuß.

Einer meiner Freunde frühſtückte einmal auf Jagd, auf einem geſtürzten Baumſtamm ſitzend. Seine Büchſe lehnte einige Schritt weit weg in einer Aſtgabel; die Neger lagen im Halbkreis umher und ſchwatzten. Plötzlich fegt ein Nashorn daher, bleibt mitten unter den Trägern ſtehen, die ſich vor Entſetzen erſt nicht rühren und dann nach allen Seiten auseinanderſtieben und auf die Dornbäume ſpringen. Meinem Freund gegenüber, in Griffweite ſozuſagen, ſteht das Nashorn, faucht und puſtet, blinzelt ihn einmal rechts, einmal links an, ſtreckt ſich und dehnt ſich, dreht ſich ruhig

Digitized by Google

um und trollt davon. Der Europäer war von dem Zusammentreffen derart mitgenommen, daß er gar nicht daran dachte, jetzt wenigstens nach seinem Gewehr zu springen und dem Unhold, falls er wiederkäme, bewaffnet gegenüberzustehen.

Eine beliebte Zukost zur gewöhnlichen Kräuternahrung ist dem Nashorn die Frucht des Leberwurstbaumes und eine den Quitten ähnliche, wildvorkommende Frucht, die nicht nur von Affen, Schakalen, Elefanten und Nashorn gern genommen wird, sondern die auch von den Eingeborenen zur Reifezeit körbeweise gesammelt und genossen wird. Mukuschu nennt der Mkimbu den Baum, Ikuschu, im Plural Amakuschu heißen danach die Früchte. In der Losung, die das Nashorn weithin verstreut, fand ich oft die sonderbar geformten, dreilappigen Kerne. Gewiß verfolgt die Natur mit dieser eigenartigen Form einen bestimmten Zweck, über welchen ich mir leider, trotz Pflanzversuchen in verschiedener Lage, keine Klarheit verschaffen konnte.

Abb. 35. Mukuschu

Die Anwesenheit eines als bösartig bekannten Nashornes bringt manchmal ein ganzes Dorf zum Umzug. Während des Krieges erlebte ich gerade im Mahengebezirk dafür ein Beispiel. An dem Verbindungsweg zweier Dörfer trieb sich ein altes weibliches Nashorn herum, das jeden des Weges kommenden Menschen annahm; schon waren zwei Leute, ein Mann im besten Alter und eine junge Frau, getötet worden, viele waren mit knapper Not noch auf einen Baum entronnen. Da wurde der Weg bald ganz gemieden. Das Nashorn kam nun aber selbst in die Reisfelder und verjagte dort die arbeitenden Menschen. Dabei stülpte es sich einmal einen Korb auf das Horn und tobte nun, halb geblendet davon, im Feld umher; die Schwarzen hatten aber kein Verständnis für die Komik eines solchen Bildes. Einige Wochen lang suchte ich den Stören-

Digitized by Google

fried abzuschießen. Aber es war, als ob er dies geahnt hätte: sooft ich kam, fehlte das Nashorn; fehlte ich einen Tag, dann war das Tier gewiß wieder dagewesen. Nach zwei Monaten wurde es den Wapogoro zu dumm, und sie verließen ihr Dorf, um zwei Stunden flußabwärts ein neues anzulegen.

Die meisten Zusammenstöße mit Nashörnern laufen gut ab. Die ganz seitlich stehenden Lichter sind, wie es scheint, nicht besonders scharf und erschweren ein gerades Sehen nach vorn. Aus diesem Grund mag das Nashorn während des Annehmens auch die eigentümlichen Hauptschwenkungen ausführen, die trotz des Ernstes der Lage manchmal zum Lachen reizen. Gerade während meines Aufenthaltes auf Jagdkommando in der Ulangaebene wurde jeden zweiten oder dritten Tag irgendein Eingeborener, sei es ein Einheimischer der umliegenden Dörfer, sei es einer meiner Träger, die mit Fett und Fleisch nach der Etappe marschierten, vom Nashorn irgendwo auf einen Baum gehetzt; da erzählten denn die Schwarzen, daß die Nashörner, wenn sie an eine weggeworfene frische Wildbretlast kamen, jedesmal erschreckt schnaubend davongingen.

Daß ein Europäer von einem Nashorn getötet worden sei, ist mir nicht bekannt geworden, trotz der vielen bluttriefenden und haarsträubenden Jagdgeschichten, die in den Kneipen Taboras beim Whiskysoda gern erzählt wurden. Jedoch sah ich einen Askari der Etappe Ngendera, der, als er am Bach entlang auf die Pirsch ging, von einem übersehenen Nashorn plötzlich angefallen und gespießt wurde, so daß er sofort tot war; das lange und spitze Horn war ihm im Rücken eingedrungen und hatte Bauchhöhle und Brusthöhle ganz durchstoßen. Der hinter ihm gehende Begleitträger konnte unbelästigt weglaufen. Das Nashorn soll nach Angabe des letzteren den Gespießten abgestreift und sich weiter gar nicht um ihn gekümmert haben; die Leiche wies auch keinerlei weitere Verletzung durch Hornstiche oder Spuren auf, aus denen man hätte schließen können, daß es auf dem Gemordeten noch herumgetrampelt hätte.

Zwischen dem Kisigofluß und Kiwere, beim Sultan Mlewa, hörte ich nachts einmal den Kampf zweier Nashörner; unweit meines Lagers waren sie aneinandergeraten; wie die am nächsten

Digitized by Google

Tag untersuchte Spur zeigte, ohne weibliche Begleitung. Etwa zehn Uhr mag es gewesen sein, als der Kampf mit gewaltigem Getöse losging. Schnaubend und pustend, quiekend und mit den Hörnern aneinanderknallend stampften die Unholde durch den Busch, rissen kleine Bäumchen nieder, verschnauften hin und wieder minutenlang. Eine Stunde mag der Kampf gewährt haben; die beiden waren, wie der Morgen zeigte, nicht schlecht verletzt, denn nach beiden Seiten führten starke Rotfährten. Ich folgte der einen vier Stunden ergebnislos. Die andere verfolgte der Sultan Mlewa mit seinen Leuten, der mehr Glück hatte. Nach kaum einer Stunde fanden sie einen starken Nashornbullen verendet an einem Bachlauf. Leider zerlegten sie ihn sogleich, so daß ich die Art der Verwundung, die den Kämpen getötet hatte, nicht sah. Die beiden Hörner, von denen das vordere vom Schweiß des Gegners stark gefärbt war, trug Mlewa nach Kilimatinde aufs Bezirksamt. Kämpfe unter Bullen der Kühe wegen sind, wie mir die Neger versicherten, häufig. Ich fand auch an den erlegten zumeist Narben, die von solchen Fehden erzählten. Auch durch abbrechende Äste wird die Schwarte oft eingerissen, und ein Schwarm von Fliegen summt um das gequälte Wild; sie legen ihre Eier in die eiternde Wunde, Madenhacker holen dann die Larven heraus, hacken aber dabei auch manch Stückchen Fleisch mit, so daß ich der Meinung bin, das Nashorn schätze den Begleitvogel eigentlich wenig. Der Dienst, den er ihm erweist, ist ein recht schmerzlicher, nur kann sich der ungeschlachte Riese gegen den Vogel eben kaum wehren. Einen Vorteil bringt dem Nashorn dieses Zusammenleben nur durch die Warnung vor Feinden. Daß ein erwachsenes Nashorn dem Löwen zum Opfer fällt, ist sehr unwahrscheinlich; das Umgekehrte ist gewiß manchmal der Fall, denn ich fand einmal die Reste eines auf solche Art umgekommenen Löwen.

Der dritte im Bunde der Wehrhaften ist der König der Tiere Afrikas, der Elefant. Er ist wahrhaftig König; etwas Majestätisches hat er an sich, ob er nun leise, fast unhörbar trotz seiner Riesengröße und Riesenschwere durch den Dämmer des Urwaldes zieht, oder ob er, angeschossen, in wütender Fahrt durch das Bambusdickicht rast, daß es splittert und knallt wie Maschinengewehr-

Digitized by Google

geraſſel. Unvergeßlich bleiben die Augenblicke dem, dem es vergönnt iſt, dieſem Herrſcher der Wildnis zu begegnen. Ihr Urwälder, deren Baumrieſen von Schlinggewächs umrankt ſind und bunt blühende Schmarotzer in den Aſtgabeln nähren; ihr Urwälder mit euren zartfiederigen Farnbäumen, mit eurem Dämmerlicht und eurem weichen Teppich, gewirkt aus buntem Fallaub und ſaftigem Moos, mit ſterbenden Baumſtrünken, deren Moder nachts leuchtet wie der Lichtſchein aus dem vorhangverſchloſſenen Spalt eines Kammerfenſterchens; ihr ſchweigenden Urwälder, deren Ruhe nur zerriſſen wird vom dröhnenden Sturz des ſterbenden Baumes oder dem Klagen des ſcheuen Buſchbockes, dem der buntfleckige Leopard in den Nacken ſpringt; ihr, die ihr den Elefanten, den König der Tierwelt, zwiſchen den Säulen, welche die immergrüne, die Sonne abwehrende Gewölbedecke tragen, beherbergt, ihr feſſelt mit eurem ſchwermütigen Reiz jeden, der einmal nur den Bann brach und in euch war. Wie ſehnte ich mich nach Sonne, Wärme und Trockenheit, und doch griff mir die Sehnſucht ans Herz, ſooft ich euch verlaſſen mußte und hinaustrat in die Steppe. Der Urwaldſaum birgt das Geheimnis der Menſchwerdung. Kulturlos blieb der Menſch in ihm, die Steppe erſt lehrte ihn wandern, weitete ſeinen Blick.

Eine Lichtung liegt mitten im Urwald; da hat ein Sturm einmal hereingegriffen und ein paar Bäume niedergeworfen, die im Sturz das Jungholz unter ſich niederſchlugen; geſchäftige Termiten zerfraßen die Stämme; Käferlarven bohrten lange Stollen in die Stämme; die feuchte Luft war den Pilzen günſtig. In Moder zerfielen die Bäume, die Jahrhunderten getrotzt hatten. Im hohen Gras, das raſch gedieh und das kein Steppenbrand verzehrte, ſo daß es dicht verfilzt zwiſchen den faulenden Halmen und Stengeln alljährlich wieder ſproßte, erſtickt jedes kleine Bäumchen, das aus dem gefallenen Samen keimte, wieder. Vergebens wollte der Urwald das vom Gras geraubte Land wieder gewinnen.

Sieben Stunden Marſch liegen hinter uns; drei davon durch offene Steppen und Parklandſchaft, dann eine Stunde durch gelbgrünen, hohen Bambusbeſtand. Ihn ſchloß wie eine Mauer der Urwald ab. Wie eine Feſtung liegt er da; der Bambus mit ſeinen

Digitized by Google

gelben Speeren steht Schildwache vor ihm, und das Gewirr der Lianen am Waldsaum hemmt den Marsch wie ein Drahtverhau. Nur die Elefanten, die seit vielen Jahren hier ein und aus wechseln, konnten einen Pfad durch diese Wirrnis von Baum und Busch und Ast und tausend Zweigen treten, die alle untereinander durch die Ranken und Schlinggewächse verbunden sind. Viele Jahre ist dieser Pfad alt; denn im Walde drin, wo ein Bach mit dunklem Wasser langsam dahinfließt, über den der Wechsel führt, ist der dort zutage stehende Fels abgeschliffen von den Sohlen der Riesen, die hier seit Geschlechtern darübergingen. Nach der trockenen Hitze in Steppe und Bambus nahm uns der Urwald auf; er brachte keine Kühlung oder Erleichterung, denn seine feuchte schwüle Luft ermattet mehr als stärkster Sonnenbrand. Stumm, auch unhörbar, weil der Moderboden den Schall der Tritte dämpft, wand sich die Karawane dem Elefantenwechsel nach. Manchmal verhängen Lianen den Weg. Der König des Waldes ist hier durchgeschritten: vor der Wucht seines Eindringens gaben die Schlingseile nach, streiften über seinen Leib und schnellten nach dem Tiere wieder in ihre alte Lage. Tief gebückt gehe ich unter ihnen durch; die Träger hält das Hindernis lange auf. Einer um den anderen muß seine Last abnehmen, fast kriechend mit ihr sich durch die etwa zehn Schritte lange Röhre schieben. Das hält auf. Die Karawane reißt ab; die Abstände werden größer zwischen den einzelnen Trägern, und die letzten, die nachkommen wollen, müssen im Laufschritt aufschließen. Dann liegen wieder einige Bäume im Windbruch da. Die Elefanten sind ohne weiteres darüber weggegangen; wären Neger an ihrer Stelle gewesen, sie hätten gewiß in großem Bogen die liegenden Stämme umgangen. Wenn diese dann nach Jahren verfault und zu Moder geworden sind, dann steht der weiße Wanderer vor einem Rätsel und fragt sich, warum hier der Weg scheinbar zwecklos einen Halbkreis beschreibt. Ein Neger, den man bei solcher Gelegenheit fragt, sagt entweder ehrlich: „Herr, ich weiß es nicht“, oder, wenn er dem Europäer einen Gefallen damit zu erweisen glaubt, bindet er ihm einen gehörigen Bären auf. Nicht aus Lügenhaftigkeit, sondern weil er denkt dem Herrn eine Freude zu bereiten. Allerlei

Digitized by Google

Blödsinn ist auf solche Art in das „Wissen" ernster Menschen, sogar ernster Forscher gekommen. Das Befragen eines Negers hat überhaupt Schwierigkeiten. Ich wettete einmal mit einem Bekannten, daß ein von uns zu befragender Neger auf eine Frage, die in zwei verschiedenen Formen an ihn gestellt werden sollte, ganz entgegengesetzte Antworten geben würde. Er sage also einmal das gerade Gegenteil vom andernmal. Und ich gewann die Wette, denn ich konnte die Fragen formen und legte in jeder dem Befragten die Antwort schon in die Frage hinein. Um einmal meinem Freund, einmal mir recht zu geben, kam die Antwort wie erwartet. Es gehört viel Übung, aber noch mehr Geduld und Überprüfung dazu, um den wahren Sachverhalt, die Ursache irgendeiner Sitte oder ähnliches aus einem Schwarzen zu erfragen, und selbst wenn diese Bedingungen alle gegeben sind, kommt noch als besonderes Erfordernis hinzu, daß der gefragte Neger Vertrauen zum Frager hat und ihn persönlich längere Zeit kennt.

In einer Gegend, von der ich aus früheren Reisen her wußte, daß sie reich an Süßkartoffeln sei, bekam ich, als ich einmal während des Krieges durchmarschierte, nur wenig davon. Jedesmal kam die Antwort: „Herr, die Wildschweine haben sie auf den Feldern gefressen." Ich wußte nun, daß die Leute ungern größere Mengen abgaben, weil sie fürchteten, dann nicht genug Lebensmittel für sich selbst zu haben. Drum trachtete auch jeder Ortsvorstand danach, die durchreisende Einquartierung möglichst bald an seinen nächsten Nachbarn weiterzubefördern, gewöhnlich unter der Angabe: „Kule chakula killa namna", „Dort gibt es vielerlei Verpflegung". Drei oder vier Tage ging es so. Beim nächsten Dorf ließ ich den Jumben rufen und sagte ihm: „Höre einmal, Jumbe! Ich will mit den Leuten, die mit mir sind, hier acht oder zehn Tage bleiben und Wildschweine jagen." — „Wildschweine?" sagte der Jumbe, dem mein langes Verweilen der zu liefernden Verpflegung wegen natürlich nicht erfreulich schien, „Wildschweine? Ja, vor zwei Jahren, Herr, da gab es viele hier; aber wir haben sie vertrieben, weil sie unsere Kartoffeln immer schädigten." — „Da hat also dein Dorf viele Kartoffeln; bring einmal vier große Körbe davon." Verdutzt schaute der Jumbe zwar, aber er brachte

Digitized by Google

sie. Der Ombaſcha[1] aber grinſte vergnügt, als er den Askaris und Boys erzählte, wie ſich der Jumbe hatte fangen laſſen. „Wazungu kweli wana akili", „Die Weißen haben wirklich viel Verſtand", hörte ich ihn noch abends bei ſeinen Bratkartoffeln ſagen, und der Leſer kann ſich vorſtellen, wieviel ich mir ſeit jener Stunde auf die Tätigkeit meiner grauen Gehirnrinde einbilde.

Drei Stunden marſchierten wir im Urwald. Die Richtung verſtanden die Elefanten einzuhalten. Immer wieder prüfte ich unſeren Weg mit dem Peilkompaß, immer wurde die gleiche Richtung feſtgeſtellt, faſt genau nach Nordweſt. Im Dämmer des Mſito war plötzlich Licht vor uns, noch zweihundert Schritte und wir ſtanden am Rande der Lichtung. Fünf Minuten vorher waren wir an einem kleinen Bach vorübergekommen; der Platz war ſchon aus dieſem Grunde ſehr geeignet zum Lagern.

„Hapa hema langu, pale maboy, kule wapagazi!", „Hierher mein Zelt, dort die Boys, da drüben die Träger!" Sogleich ging das geſchäftige Lagertreiben an. Die Zeltpflöcke wurden eingeſchlagen; der Koch packte ſeine Kiſte aus; die Träger gingen mit Äxten, um trockenes Brennholz zu ſchlagen, andere mit Eimern und Flaſchenkürbiſſen, um Waſſer am Bach zu ſchöpfen. Kitebo band die Mehllaſt auf und verteilte das Poſcho, gab jedem ſein Kibaba Mehl und je zehnen ein Kibaba Salz, das für eine Woche reichen mußte. Ein paar Streifen getrocknetes Wildbret hatten die Träger noch, alſo unterblieb das Verteilen von Kitoweo, der Beikoſt, als welche ich einige Beutel Bohnen mitführte. In Gruppen wurde gekocht. Dort ſchärfte einer ſeine Axt an einem Stein, hier drehte einer eine Baſtſchnur, um ſeine Laſt beſſer binden zu können; Yuſuf wuſch mit Aufwand von viel Kraft, Seife und noch mehr Waſchblau auf einer Kiſte die Wäſche. Denn der Gebrauch des Waſchblaus erſchien ihm ſtets als Zeichen, daß jemand beſonders mardati — vornehm — ſei. Ich hatte übrigens auch ein Paar Stiefel, die dieſe Bezeichnung von allen meinen Schwarzen ſofort bekamen, denn — ſie knarrten ſehr beim Gehen.

Die kleinen Lagerfeuer vermochten mit ihrem Lichtſchein am

[1] Ombaſcha = ſchwarzer Gefreiter.

Digitized by Google

Abend nicht bis an die Urwaldsäume zu reichen. Wie schwarze Mauern standen sie da, und ich konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, wir lägen in einer tiefen Grube, die rings von steilen schwarzen Wänden eingefaßt sei. Im Himmelsausschnitt über uns kam um elf Uhr der Vollmond heraus, wanderte über uns weg und sank im Westen um drei Uhr wieder hinter den Wall von Bäumen. Manchmal flatterte eine Nachtschwalbe übers Lager; ein brummender Käfer, der Gattung der Pillendreher zugehörig, stieß an mein Lampenglas, vom Licht verlockt und geblendet. Eine Gottesanbeterin spazierte mit steifen Beinen auf meinem Schreibzeug umher und hob ihre stachelbesetzten, hartschienigen Vorderbeine drohend empor, sooft ich, um in das Tintenfaß zu tauchen, ihr mit der Feder zu nahe kam. Der Wald schwieg. Nur einmal weckte ein stürzender Baum mit seinem Krachen und Getöse das ganze Lager; und am frühen Morgen behauptete Vilima, er habe nachts Elefanten gehört, was nicht unglaubhaft war. Denn gespürt hatten wir sie gestern sehr, und auf der Lichtung, in der unser Lager stand, hatte Losung gelegen, die höchstens drei Tage alt war.

Rasch wurde gefrühstückt. Währenddessen rollten die Träger das tauschwere Sonnensegel und Zelt zusammen, der Koch packte noch rasch das Morgengeschirr ein, Vilima, Yusuf und Kitebo teilten brüderlich meinen Zigarettenstummel, indem jeder einmal einen Zug tat und darauf krampfhaft hustete. Aber es schmeckte doch.

„Mizigo tayari" — „die Lasten sind bereit".

„Mizigo juu, twende" — „die Lasten auf, wir wollen gehen".

Wie wir über die Lichtung, wie immer im Gänsemarsch, nach dem Wald zu gehen, da stockt jäh der Fuß meines Führers. Jedem erstickt das Wort in der Kehle, aller Augen starren nach dem Waldsaum. Der Herr des Urwaldes kommt. Unhörbar, denn kein Ast knackt unter den Polstersohlen seiner Säulen, tritt aus dem dämmerigen Wald ein Elefant. Mausgrau, wie ein Turm hoch, mit 3,50 m Rückenhöhe, das Haupt 4 m über dem Boden, steht er in ganzer Größe sichtbar vor uns im Gras der Lichtung. Die dreieckigen Gehöre klappen bald nach vorn und stehen türgroß zu beiden Seiten ab, bald klappen sie wieder zurück zum

Digitized by Google

Nacken und Blatt. Der Greifer pendelt auf und nieder, wird verkürzt und zusammengezogen, eingerollt, wieder gestreckt und gedehnt und langt dann einmal nach oben an einen Zweig, den er knickt, abreißt und entblätternd und entrindend durch die Mühle seiner knirschenden Mahlzähne zieht. Glänzend hell ragen rechts und links fast mannslange und am Austritt schenkeldicke Stoßzähne aus dem Haupt. So still ist es geworden, daß ich glaube das tiefe Atmen meines Führers zu hören, der niedergekauert vor mir hockt; ohne umzusehen weiß ich, daß auch Boys und Träger nicht mehr stehen. Ich hatte damals keine Elefantenjagderlaubnis und stand Gewehr bei Fuß; im stillen hegte ich die Hoffnung, der Alte würde durch unsere Anwesenheit vielleicht gereizt werden, annehmen, und ich müßte meine Büchse brauchen, obwohl die Trophäen dann nicht mein eigen bleiben würden.

Nichts dergleichen geschah. Der Riese drüben bekam Wind, äugte eine Minute, die mir eine Viertelstunde dünkte, nach uns, hob den Greifer steil auf, fing Wind, pendelte den Rüssel unschlüssig hin und her und klappte mit den Gehören. „Was tut ihr kleinen Menschen hier in meinem Reich? Laßt mich ungeschoren, denn auch ich kümmere mich nicht um euch." So ähnlich mag er gedacht haben. Ohne Eile, wie ein Geschützturm auf einem Kreuzer drehte er langsam um, schob sich in den Wald hinein und verschwand zwischen den Stämmen, so lautlos, wie er aufgetaucht war. Das Erlebnis war vorbei. So ruhig, so still war dies alles vor sich gegangen, daß ich hätte glauben können, es sei ein Trugbild gewesen. Aber die Augen meiner Neger gaben Zeugnis des Erlebten; so blickt das Auge nur nach dem Anblick des Königs des Urwaldes.

Nach einer Stunde trafen wir im Wald eine Herde. Sie wirkte nicht mehr so. War es die Menge, war es die geringere Größe der Kühe, waren es die ulkenden Kälber, ich weiß es nicht. Immer wieder aber hatte ich den Eindruck des Majestätischen dann, wenn ich dem einzelnen Elefanten begegnete. *Εἷς βασιλεύς, εἷς κοίρανος ἔστω* — einer nur soll König, einer Herr sein. Auch unter Königen ist einer der König, und der einzelne Herrscher wirkt auf die Masse sicher stärker, als wenn mehrere zugleich sich

Digitized by Google

zeigen. Beim Anblick des einen sammelt sich Sehen und Empfinden nur auf ihn, und darum mag die Wirkung wohl auch viel stärker sein.

Hundertundein Elefant fielen unter meiner Kugel, und nur einer, den ich anschoß, ging mir verloren. Vier hatte ich jenseits des Tanganyika, nicht auf deutschem Boden, schon vor dem Krieg erlegt. Siebenundneunzig mußte ich während der Kriegszeit erlegen, weil die Not uns zwang, Schmalz, Fleisch und Fleischextrakt für die Verpflegung der Truppe zu besorgen. In den Ländern am Ulanga, am Luwegu, überhaupt im Südosten der Kolonie, besonders im Mahengebezirk war der Bestand an diesen Urwaldriesen sehr groß; er dürfte, bevor durch Jagdkommanden planmäßig ein Abschuß stattfand, wohl immer unterschätzt worden sein. Die strengen Jagdgesetze und der hohe Preis einer Elefantenjagdkarte, die Erklärung eines großen Landstriches zwischen Rufidji und Ulanga zum Wildreservat, in welchem kein Mensch auch nur eine Taube schießen durfte, das alles zusammen hat seine Vermehrung sehr gefördert. So lebten dort im Jahre 1917 Herden, die manchmal über hundert Häupter zählten, und starke Kapitale führten im Mfito und Bambus ihr Eingängerdasein, indem sie, entgegen der Gewohnheit der Herden, viele Tagereisen weit umherzogen und sich immer dort einfanden, wo ihnen gerade der Reis reifte, oder auch Mais und Hirse und die auch von ihnen sehr geschätzten, schmackhaften Früchte des Mangobaumes. So hat auch mein Abschuß in diesem starken Bestand sicherlich keine erheblichen Lücken gerissen.

*

Spät abends kommen meine Spürer, die ich am Morgen jeden Tages abwechselnd nach verschiedenen Richtungen aussende, ins Lager, das ich beim Dorf des alten, freundlichen Paladji am Fuße des Kipenubergzuges aufgeschlagen habe. Drei Wapogoro sind es, die hier in ihrer engeren Heimat nicht nur jeden Berg und Bach, sondern, wie ich sagen möchte, jeden Stein und Baum kennen. Jeder von ihnen hat heute frische Elefantenfährten gefunden, und jeder brennt darauf, mich morgen zu führen. Nachdem ich mir von jedem genau habe berichten lassen, entscheide ich mich für

Digitized by Google

Salim, der im nahen Dorf Luterera zu Haus ist, aber jahrelang im Lande als Europäerboy reiste. Eine Kugel traf vor wenigen Wochen seinen Herrn im Kampf um den Rufidji. An ihm hatte er sehr gehangen, von Moschi beginnend war er über Kondoa—Ilangi, Morogoro bis zum Rufidjistrom sein treuer Begleiter gewesen und war in manchem heißen Gefecht mit dabei gewesen. Sogar eine Bahnsprengung über der Grenze drüben hat er mitgemacht und ist nicht wenig stolz darauf. Nun deckt seinen Herrn die heiße Erde am Rufidji. Er wollte keinen neuen Dienst annehmen, kam nach Hause in sein Heimatdorf und ist seit acht Tagen bei mir als Spürer. Altes Jägerblut steckt in ihm; war doch sein Vater vor deutscher Herrschaft im Lande erfolgreicher „Fundi", Jäger, gewesen. Das bewog ihn wohl, zu mir zu kommen und um Arbeit als Führer zu bitten. Unzusammenhängend, Bruchstück um Bruchstück, habe ich sein Leben von ihm unterwegs erfahren.

Um vier Uhr wird geweckt. Stockfinster ist es, und trotz des genossenen heißen Tees frieren wir bald nach dem Abmarsch. Denn das doppelt mannshohe Elefantengras ist schwer vom Tau, und der erste wie der letzte Mann der Safari von vierzig Mann ist naß bis auf die Haut, ehe wir eine Viertelstunde unterwegs sind. Das will schließlich nicht viel sagen bei meinen Negern, von denen einige außer ihrer Haut kaum ein Bekleidungsstück haben. Ich selbst besitze übrigens, wie es im Krieg draußen manchem erging, nur zwei Hemden und zwei Hosen, alles aus Khaki; das eine Hemd ist durch eigene Handarbeit aus vier anderen, die nur noch Hemdteile waren, hervorgegangen. Das zweite dagegen ist neu und erst vor kurzer Zeit gegen einen guten Marabustoß eingetauscht worden. Kein Stern ist zu sehen, Wolken am Himmel, Nebel am Berghang; mehr dem Gehör als dem Auge gehorchend, folge ich Salim, der als Führer vorangeht. Zeitweise stürzt ein Träger hin, stolpert einer über eine Wurzel oder fällt in das halbmetertiefe Loch, das ein Elefant im weichen Sumpfboden getreten hat. Durch die Felder des Dorfes geht's; da glimmen unter den Pfahlbauten der Feldhüter die Feuer. Nacht für Nacht liegt ein männliches Mitglied der Familie auf dem Feld und verscheucht durch Trommeln,

Digitized by Google

Rufen und Klappern, durch Schlagen mit einem Stock auf einer ausgespannten Rindshaut, wodurch ein schußähnlicher Knall erzeugt wird, die Rappantilopen, Kongoni und Sumpfschweine, die ihm die Reisernte streitig machen wollen. Selbst Elefanten verjagt er so. Nur ganz alte, griesgrämige Einzelgeher kümmern sich um den Lärm nicht, sind sogar so frech, daß sie am hellen Tag in nächster Nähe des Dorfes in die Felder kommen und dort ernten, wo sie nicht gesät haben. Aus den Feldern heraus kommen wir erst in einen Miombowald, der manchmal durch Bambushaine unterbrochen wird. Ein Nashorn wird plötzlich hoch und donnert den Hang hinab. Ein Glück ist es, daß es nicht in meine Karawane kam; denn abgesehen von einigen Schreckschüssen hätte ich mir in der pechschwarzen Finsternis gar nichts leisten können.

Abb. 36. Muhunga-Schoten

Nach eineinhalb Stunden wird es Tag. Wir sind inzwischen schon am Kamm des Kipenubergzuges angekommen und stehen im ersten Sonnenlicht, während unter uns, weit hinaus zum Ulanga, der zehn bis zwölf Gehstunden entfernt ist, ein Meer von Nebel wogt, aus dem nur die Kuppe des Msuaberges wie eine ferne, kleine Insel ragt. Die Sonne trinkt bald den Tau vom Gras, der wie Perlschnüre an den Halmen hängt und gleißt wie Opal; sie meint es gut mit uns und trocknet den Schwarzen rasch die Haut, mir in längerer Zeit auch mein Khakizeug. Nur in den Stiefeln quatscht das Wasser noch eine Stunde lang, aber es findet auch hier seinen Ausweg; denn meine Schuhe blicken auf eine einst tadelfreie, glänzende Jugendzeit und darauffolgende strapazenreiche drei Kriegsjahre zurück. Durch ihre Löcher rinnt auch das Wasser wieder ab. Bald nach Tagesanbruch sind wir auf der gestrigen Fährte. Nach zwei Stunden finden wir einen Fleck im Bambus, worin die kleine Herde oder, besser gesagt, die kleine Gesellschaft, die aus fünf Bullen besteht, über Nacht stand. Die haben gehaust!

Digitized by Google

In weitem Umkreis sind die Bambusstangen gebrochen und des Laubes beraubt, andere sind niedergetrampelt und zusammengetreten, der Länge nach geplatzt und geborsten. Ein Schirmbaum ist, trotz seiner ungastlichen dornigen Äste, seiner reifen Schoten so weit beraubt, wie ein Elefantenrüssel reicht. In der Losung stecken Kerne der Borassuspalmfrüchte, groß wie eine Kinderfaust und steinhart. Draußen in der Ebene haben die fünf sich daran geäst, zwei, drei Tage die verschluckten Kerne mit sich getragen und beim Lösen hier gelassen. Auf diese Art wird nicht nur vom Elefanten, sondern auch vom Nashorn, Wildschwein, von allen möglichen Vögeln mancher Baum- und Strauchsame weit verschleppt, und überrascht findet man mitten in der Parklandschaft oder im Urwald einen Busch oder Baum, der gar nicht in diese Vegetationsform hineinpaßt.

Dann geht die Verfolgung stundenlang um den Kipenuberg herum. Bald den Hang hinab im Urwald einer engen Schlucht, bald wieder bergauf, über den Kamm nach dem jenseitigen Hang, an diesem im Zickzack bald hinauf, bald hinunter, bis zum Mbalufluß einmal, wieder zurück an eine sumpfige Bachstelle inmitten immergrüner Regenwaldbäume. Ein Elenbulle, der gerade vom Schöpfen kommt, äugt uns erschrocken an. Lauf, du Edler, oft Gesuchter, heute bist du sicher vor meiner Kugel, heute gilt meine Pirsch dem Alleredelsten, dem König, dem gewaltigen Elefanten. Die Sonne geht über uns weg. Eine kurze Rast im Schatten an einem Wasserlauf wird genehmigt. Meine Schwarzen essen getrockneten Mehlbrei von gestriger Abendmahlzeit; indessen kräftigt mich ein Stück Brot, aus Eleusinemehl gebacken, und ein tiefer Schluck aus der teegefüllten Feldflasche. „Twende tena" — „Laßt uns weiter gehen!" Um drei Uhr wird die Fährte warm; die kindskopfgroße Losung, der des Pferdes und Zebras in Farbe und Gestalt nicht unähnlich, ist innen warm. Salim und Vilima zertreten sie und fühlen die Wärme an ihren nackten Füßen. Vier Uhr schon! Sollen wir heute ohne Beute heimkehren? Oder ohne Decken, ohne Moskitonetz, ohne Verpflegung auf der Fährte liegen bleiben wie schon so manches Mal?

Im Bambus tief unter uns knackt es; jetzt wieder. Ein tiefes,

Digitized by Google

kollerndes Poltern[1] tönt herauf. „Hawa", „Das sind sie!" Salim flüstert es, aller Augen und Lippen sprechen es lautlos nach. Nun komm, alte, treue, verläßliche Suhlerbüchse 11,2 mm, du gutes Erzeugnis der deutschen Waffenschmiedekunst. Fünf Jahre alt sind die Patronen, in fünf Jahren hatte ich noch keinen einzigen Versager unter den vielen, die ich verschoß. Dein Lauf, so oft vom tötenden Geschoß durcheilt, ist noch tüchtig, und die Züge sind noch einwandfrei. Salim und Vilima, letzterer mit der 9,3-mm-Büchse als Reserve, folgen mir; alle übrigen bleiben zurück. Sollte die Pirsch gegen alles Erwarten ergebnislos sein, dann ruft die Hintengebliebenen ein dreimaliger Ruf des Nashornvogels, den Vilima so gut nachahmt, daß selbst ein Nashornvogel sich so manchmal täuschen ließ.

Jeden Stein, der ins Rollen kommen könnte, vermeiden wir sorgfältig beim Abstieg. Kein Ast wird getreten, kein Busch gestreift, keine Silbe gesprochen. Achtsam wird immer wieder der Wind geprüft. Er ist gut, kommt von der Talsohle herauf uns gerade entgegen. Das Splittern im Bambus führt uns. Lauter wird das Kollern und Pusten, schon hören wir das Rauschen der Bambusstauden, an welchen sich die Riesenleiber entlang scheuern. Vielleicht noch hundert Schritte trennen uns. Nun bleiben auf meinen Wink meine zwei Begleiter zurück; nur ungern im Gegensatz zu den oben am Berg zurückgebliebenen Trägern, denn Vilima wie Salim sind mit Feuereifer beim Weidwerk. Busch um Busch pirsche ich heran; nach fünfzig Schritten steht, wie hergezaubert, ohne daß ich ihn kommen hörte, der erste der fünf vor mir. Zehn Schritt ist er entfernt; ahnungslos angelt er mit dem Greifer eine Bambusstaude heran, entlaubt sie und schiebt sich das dicke Paket Laub und Zweige in den Äser. Wie Mahlsteine arbeiten die Backenzähne. Ein schwacher Bulle ist es, die Zähne kaum meterlang herausstehend. Ich warte zu; vielleicht trollt er weiter und ich kann auf die anderen, die hoffentlich stärker sind, zu Schuß kommen. Nach einer Weile zieht er langsam vorwärts. Ich folge, denn ich

[1] Die Verdauungsgeräusche in den Gedärmen hört man oft auf fünfzig und mehr Meter.

Digitized by Google

höre die anderen vor mir. Da steht der Bambus lichter; bandförmiges, mancherorts knäuelartig zusammengerolltes, weiches Gras von weißgelber Farbe bedeckt den Boden. Der Durchblick zwischen den Büschen wird breiter. Wie auf eine Bühne sehe ich hinab, und über diese Lichtung, nur zwanzig Gänge vor mir, müssen die vier kommen. Ab und zu schwankt ein Ast, ein Busch wird gerüttelt, immer näher und näher. Ich knie regungslos und warte. Durch die nun schon wochenlangen, täglichen Elefantenjagden bin ich so an das immer sich wiederholende nahe Zusammentreffen gewöhnt, daß ich Erregung nicht mehr kenne. Ich bin nur gespannt auf die Stärke der Erwarteten.

Gleich der erste ist ein guter, alter Bulle, dessen Stoßzähne gewiß jeder hundert Pfund wiegen. Da warte ich nicht mehr. Hell schallt das Echo des Schusses vom Hang drüben zurück, und lautlos knickt der Alte mit der Kugel im Hirn nieder; die drei anderen rasen heraus; noch einmal kracht die 11,2-mm-Büchse; neben dem ersten bricht im Feuer der zweite zusammen; durch den bebenden Rüssel röhrt sein Todesstöhnen, ein Laut so ergreifend, wie ich ihn bei keinem verendenden Wild sonst kenne. Ein Fangschuß erlöst ihn rasch; der Erstgestreckte bedarf dessen nicht.

Da kommen schon Salim und Vilima. Beiden leuchten die Augen vor Freude. Vom Wedel nimmt jeder von ihnen mit meiner Einwilligung einige der telephondrahtdicken Haare, um sich selbst oder der Bibi oder vielleicht der Freundin ein hübsch geflochtenes Armband um das Handgelenk zu binden. Unten im Talausgang rauscht das Gebüsch, von den drei Flüchtigen auseinandergerissen.

Boten laufen ins Lager; die Etappe schickt Träger; aus den benachbarten Dörfern kommen ungebetene Helfer, welchen meine Aufseher scharf auf die Finger sehen müssen. Sonst würde zuviel des begehrten Wildbrets an einen falschen Ort gelangen. Wir lagern an Ort und Stelle; Gras und Bambuslaub geben ein weiches Bett, und am Spieß geröstete Elefantenleber, mit Salz eingerieben, ist mit hartem Brot zusammen mein Nachtmahl. Die ganze Nacht durch wird zerlegt. Das Fett wird an Bambusstangen neben meiner Lagerstelle gesammelt. Das Fleisch geht Last um Last, ab-

Digitized by Google

gezählt und dem Gewicht nach geschätzt, ins Lager. Um neun Uhr sind die vier Stoßzähne ausgebrochen. Mit geübten Negern geschah diese Arbeit zumeist in zwei bis drei Stunden; dabei konnte sorgfältig gearbeitet werden, so daß das Elfenbein völlig unbeschädigt blieb.

Mit den letzten Trägern kehrten wir am Mittag des folgenden Tages ins Lager zurück; am Abend kamen wir an. Da warteten die beiden Kameraden Salims schon mit Ungeduld, und jeder meldete: „Herr, ich habe heute Elefanten gesehen." Da gab es kein Besinnen; die Truppe brauchte Fett und Fleisch. Sofort ins Strohbett, das auf einem Bambusgestell errichtet war, im Bett zu Abend gegessen; ein Schlaftrunk war unnötig. Der Körper lechzte ja schon nach Ruhe. Traumlos verging Nacht auf Nacht. Und um vier Uhr wurde wieder geweckt.

*

Im Bambus ist es nicht schwierig, Elefanten zu erlegen, vorausgesetzt, daß der Jäger ein gutes Gewehr hat und damit umzugehen versteht. Anders ist es im unterholzreichen, gestrüppdurchwucherten Urwald oder im hohen Elefantengras. Da ist der Jäger nach stunden- und manchmal auch tagelanger Verfolgung endlich beim Kapitalen. Er hört ihn, riecht ihn, nur fünf Schritte trennen Wild und Mensch; aber er kann nicht schießen, denn er sieht nichts. Oft währt diese peinliche Lage eine Viertelstunde. Kein Baum ist in der Nähe, der zu erklettern wäre. Da drohen öfters die Nerven zu reißen, da verleitet die Ungeduld manch einen zur Unüberlegtheit. Wehe ihm! Der weidwundgeschossene Kapitale rast mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit heran; Lianen bersten mit schußgleichem Knall, wenn er durchs Dickicht fährt; Bäume krachen nieder; er kennt kein Hemmnis. Tod dem Jäger ist seine Parole. Urplötzlich taucht aus der Laubwand das riesige Haupt, leuchten die langen Stoßzähne. Der Greifer fährt an den Jäger, hebt ihn empor, schlägt ihn gegen das Gewaff, schleudert ihn zu Boden, und unter den Sohlen des Riesen wird der Unvorsichtige zu Brei zerstampft.

Ein Sprichwort der Manyema sagt: „Niemand weiß, ob die

Digitized by Google

Ernte gedeihen wird. Niemand weiß, ob er sterben wird oder der Elefant, den er jagen will."

Ein andermal während meines Jagdkommandos kam ein Neger des Dorfes gelaufen und rief mich zum Abschuß eines Elefanten, der kaum 300 m vom Dorf in einem abgeernteten Feld stehen sollte. Als ich, rasch folgend, hinkam, sah ich ein köstliches Bild. Der Eigentümer des Feldes hatte in dessen Mitte einen kleinen Reisspeicher erbaut und mit einem spitzen Kegeldach gedeckt. Der Nager wegen stand der Speicher, wie dies allgemein üblich ist, auf einem Pfahlrost, etwa 1,50 m über der Erde. Der Elefant, ein noch junger Bulle, hatte nun am frühen Nachmittag sich dort zu Besuch eingestellt und das Hüttendach säuberlich als Ganzes abgehoben und daneben gestellt. Das Haupt hatte er über den Speicher geschoben und stopfte sich nun in aller Ruhe den gebüschelten Reis, der noch nicht ausgedroschen war, mit dem Rüssel ein. Ich besah mir das Bild erst einmal genau, wenig zur Freude des Schwarzen, der mit jedem Rüsselgriff ein paar Pfund seiner Ernte verschwinden sah. Dann strafte den Räuber ein Geschoß ins Gehirn auf dreißig Schritt; im Zusammenbrechen riß er noch den ganzen Speicher um.

Abb. 37. Getreidespeicher in Mambwe

In Kiwere war es; mein Zelt stand unweit eines Affenbrotbaumes; in einem kleinen Dörfchen, etwa fünf Stunden vom Ikuru der Sultanin Msawira entfernt, hatten sich meine Träger untergebracht; das Dorf war neu erbaut, erst seit einigen Tagen bezogen, und eine Gefahr, von Rückfallfieberzecken gebissen zu werden, bestand daher nicht. Ich lag wach im Zelt, hatte lange gelesen und konnte nicht gleich Schlaf finden. Da vernahm ich ein eigenartiges, schabendes Geräusch, das ich mir nicht zu erklären ver-

Digitized by Google

mochte. Flink sprang ich aus dem Bett und trat vors Zelt. Silbernes Mondlicht lag über der Landschaft, und auf dem gereinigten Boden waren wie Tuschstriche die Schatten der Zeltstricke zu sehen. Jeder Stamm der Dorfpalisade, die den unfertigen Tembenhof abgrenzte, war trotz der hundertfünfzig Schritt Entfernung im schimmernden Mondlicht deutlich zu sehen. Nun schwieg alles; da höre ich das Schaben wieder. Und zwar vom Affenbrotbaum her. Mich rasch hinwendend sehe ich, wie ein mächtiger Elefant aus dem Schatten des Baumes tritt. Er hat gerade gesuhlt, ist noch naß und bekommt im Mondlicht eine eigenartige, fast weiße Farbe. Wie ein Gespenst sieht er aus. Erhöht wird dieser Eindruck noch durch die Lautlosigkeit, mit welcher er sich bewegt. Als ob er schwebe, kommt er näher; die Gehörfächer liegen eng zurückgelegt; das Elfenbein glitzert im Mondschein; der Rüssel ist eng zusammengerollt. Zwischen Zelt und Buyubaum in der Mitte angekommen, schwenkt er ab, trollt dem Wald zu. Im Flötenakazienbusch leuchtet noch einigemal der breite Rücken, auf dem die Wirbelsäule wie ein spannhoher Kamm emporragt, silberfarben auf. Dann ist der Spuk verschwunden. Am folgenden Morgen bin ich mir nicht recht klar, ob ich nicht doch etwa geträumt habe; aber die runden Tapfen seiner Säulen, die mitten durchs Lager gehen, sind Zeugnis seiner wahrhaftigen Anwesenheit.

Noch ist, wie ich oben schon einmal sagte, ein Aussterben der Elefanten gewiß nicht zu befürchten. Und wenn, wie wir alle hoffen, die wir dem Zauber Deutsch-Ostafrikas erlagen, wieder die deutsche Flagge über dem mit deutschem Blut getränkten und deutscher Hartnäckigkeit verteidigten zweiten Heimatboden weht, dann wird durch unsere bewährten Gesetze der Riese so geschont sein, daß nach uns noch viele Geschlechter den unvergeßlichen Anblick haben können, im Urwald, in der zu ihm einzig stimmenden Umwelt, dem Elefanten zu begegnen, dem König der afrikanischen Wälder, der dieses Titels, den man dem Löwen unverdient gab, wahrhaft würdig ist[1].

[1] Gewöhnlich verlaufen Jagden auf grobes Wild glatt; nur bleiben in der Erinnerung aufregende und gefährliche Jagden fester haften. Darum auch ihre Häufung in den Reisewerken.

Digitized by Google

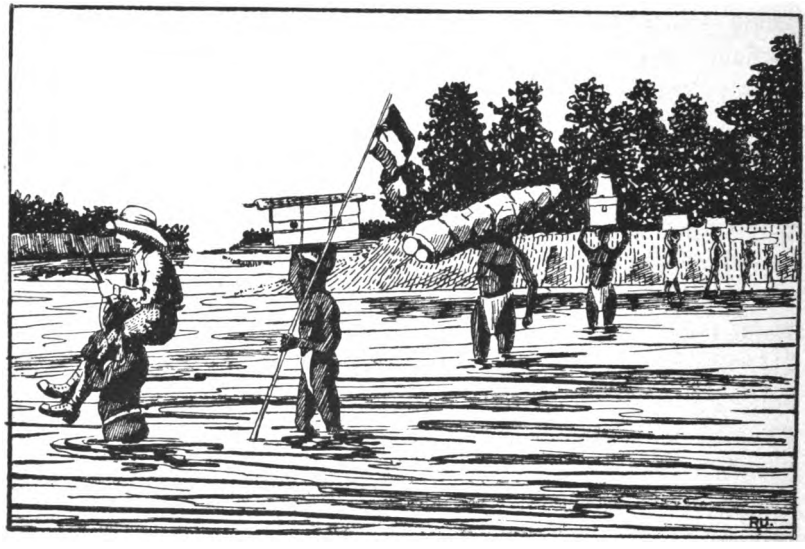


Abb. 38. Flußübergang

Kwa heri, tutaonana

Eine viele Jahrtauſend alte Erfahrung läßt den Naturmenſchen jede Schlange fürchten; übrigens fürchten auch Pavian, Meerkatze und Schimpanſe, die ich alle drei zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht nur die lebende, ſondern auch die tote Schlange ungemein. So wagte mein zahmer Pavian nicht, von ſeinem Baum herabzuſteigen, wenn eine tote Schlange darunter lag. Nur ungern halfen mir meine Neger, wenn ich Schlangen fing; mit Ausnahme der Rieſenſchlange hielten ſie jede für giftig und hatten ſelbſt Angſt vor Chamäleonen. Freiwillig hätte ſicher keiner eine Schlange angefaßt; wo ſie konnten, erſtachen ſie das ihnen verhaßte, kriechende Gewürm mit dem Speer oder erſchlugen es mit Stock und Knüppel. Jahrelang und an den verſchiedenſten Orten hörte ich von einer Schlange erzählen, die in hohlen Bäumen wohne, mehrere Meter Länge erreiche und nachts wie ein Hahn krähe; andere Eingeborene verglichen ihren Schrei dem eines jungen Schafes oder ſchreienden

Digitized by Google

Säuglings. Der Biß dieſer Schlange ſei unbedingt tödlich, auf der Stelle tötend, und der Tote trockne ſofort aus. So berichteten meine Neger und verſuchten immer wieder meine Zweifel zu zerſtreuen. Kunguza nannten die Aſipa das Untier, das nach ihrer Ausſage ungereizt den Menſchen beiße, Vieh anfalle und töte, ſich von Bäumen auf ſein Opfer ſtürze oder im hohen Gras aufrecht gehen könne. „Herr, wünſche nicht, ihr zu begegnen; denn auch du biſt trotz deines Gewehres verloren.“ Beim Angriff eines Büffels, beim Annehmen eines Elefanten, ſo ſagten die Schwarzen, würden ſie bei mir bleiben. Käme die ſchreiende Schlange, ſo würden ſie davonlaufen.

In einem Urwaldſtück hoch oben in den Bergen von Aſipa war es; von Sumbawanga ſteigt der Weg bergan zur Bergkante, um dann ſteil in die Rukwaſenka hinabzuklettern. Bevor der Weg die Kante der Randberge erreicht, führt er zweimal durch wunderſchönen, märchenhaft prächtigen Regenwald. Im geiſterhaften Dunkel ſcheinen hellbärtige Rieſen ſich zu bewegen; ich möchte in dieſer Umgebung den Rübezahl malen. Im leiſen Wind wehen die langen Baumflechten, die wie die Bärte greiſer Rieſen niederwallen. Farnbüſchel eigenartigſter Form, manche grasartig dünn und nur an den Sporen, die in ſchwarzbraunen Punktreihen an der Unterſeite ſtehen, kenntlich, manche breit, aber ungelappt und lang wie Giraffenzungen, ſchmarotzen an den Stämmen, und der ſchwere, betäubende Duft von tauſend blutrot blühenden Blumen hing wie ein berauſchender Nebel im Unterholz, als wir durchmarſchierten. Das Flattern der Wildtauben, das Girren eines verliebten Turteltaubers, der höhnende Ruf eines geſchopften Turako, das Summen der Wildbienen, Hummeln und Roſenkäfer, die alle den roten Blüten zuſtreben, um daran ihr zweites Frühſtück zu nehmen, iſt alles, was wir vernehmen. Der Boden, mit niederem Gras und Moos ſelbſt am Weg bedeckt, verſchlingt das Geräuſch der Schritte, ſo daß ich mich mehrmals umdrehe, um zu ſehen, ob die Karawane auch nachfolge oder ob ich etwa allein vorausgeeilt ſei. Da huſcht aus dem bergenden Dickicht eine Schopfantilope; dunkelkaſtanienbraun, warm im Farbton, fingerlange Gehörnchen mit einem Schopfbuſch dazwiſchen, mit gelbweißer Unterſeite und einem weißen

Digitized by Google

Abb. 39. Kandelaberwolfsmilch

Streifen über dem Rücken, der am Träger beginnt, am Wedel endet. Nie habe ich vorher eine dieſer Art geſehen. Drum ſchoß ich raſch danach; in der Eile kam ich zu tief ab, und mit zerſchoſſenem Lauf ſprang das Tierchen klagend ab. Eine Stunde ſuchten wir nach, kamen dabei kaum fünfhundert Meter weit vom Weg in den hemmenden Urwald. Da lag ſie endlich im Wundbett, und ein Fangſchuß befreite das gequälte Tierchen von ſeinen Leiden. Raſch war ich nun daran und hob ſie freudig auf, rief nach dem Meßband und der Federwage, um Maße und Gewicht vor dem Aufbruch feſtzuſtellen. Durch die Urwaldſtille gellt da ein Doppelſchrei. Vilima und Mwenikondolo haben ihn ausgeſtoßen, ſpringen auf mich zu, faſſen in die Luft und ergreifen mit vor Schrecken ganz grauen Geſichtern eine Schlange, die über mir von einer Liane niederbaumelt. Wie ein Schraubſtock hält Vilimas Fauſt die Fauchende hinter dem Kopf, mit der zweiten Fauſt krallt er ſich in ihren Leib; Mwenikondolo hält den ſich ringenden und windenden Körper. „Kunguza, mwene“, „die Schreiſchlange, Herr“. Einen Augenblick ſpäter hatte ich mit dem Standhauer den Kopf der Schlange abgetrennt. Dann ließen die beiden Schwarzen langſam die Arme ſinken, ließen den Schlangenleib zu Boden fallen, wo er ſich zuckend hin und her wand. Es war eine gehörnte Baumviper, über zwei Meter lang, dabei auffallend ſchlank. Noch ſtarrten die Neger aſchgrau das Tier an, und die weitgeöffneten Augen ließen die weiße Bindehaut ſehen; ſie ſieht man beim Eingeborenen

Digitized by Google

sonst nicht leicht. Denn zwischen den Lidern, soweit das normale Auge offen ist, ist auch die Bindehaut dunkel pigmentiert, gelblich, sogar braun verwaschen gefleckt. Nur in höchster Erregung, im Zorn, im Schreck, aber auch im Sturm auf den Feind, wird das Auge ungewöhnlich weit geöffnet und zeigt dann einen weißen, das dunkle Auge umrahmenden Ring. Der Biß der Baumviper ist gewiß rettungslos tötend; an einem Ochsen hatte ich es ein Jahr zuvor erlebt. Die Schlange selbst entkam damals. Ob es die gesuchte, oft genannte Kunguza war, kann ich nicht berichten, denn die Urteile meiner Träger gingen auseinander. Die einen behaupteten, daß eine Schreischlange einen Kamm trüge, nach Art eines Hahnes, andere wußten zu vermelden, daß ihr Kopf brennend rot sei; alle Fabeln, die ich schon kannte, lebten wieder auf.

Als wir wieder auf dem Weg waren und nach kurzer Rast weiterzogen, denn wir hatten noch vier Stunden bis Ngongo, wo wir lagern wollten, war die Viper allgemeiner Gesprächsstoff. „Wie konntest du nur die Schlange greifen," sprach ein Träger zu Vilima, „warum bist du nicht fortgelaufen?" — „Dummkopf," entgegnete ihm da der brave Mann, „ich bin schon lange bei meinem Mzungu (Europäer), und eher wollte ich mich selbst beißen lassen, als davonlaufen und sehen, wie der Herr, der die Schlange nicht sah, von ihr getötet werde." Das war Vilima, der einst sagte, bei Nashorn und Büffel, bei Löwe und Elefant würde er nie von mir weichen, käme aber eine Kunguza, „da würde ich davonlaufen, Herr". Das ist wahrhaftig Treue bis in den Tod.

In der Not lernt man seine Freunde kennen. Dies Wort wurde wahr in unserem zweiten Heimatland. Als die Not mit dem Krieg kam, da zeigte sich, daß wir nur Freunde gewonnen hatten. Die Askari, die schwarzen Soldaten, besonders die Altgedienten, die schon jahrelang in der Truppe standen, waren musterhaft und hielten auf ihren blanken Schild der Ehre und der Überlieferung. Zahllos sind die Beispiele des Mutes, der Selbstverleugnung, der Treue, die sie uns bewiesen; jeder einzelne Europäer, der die Kriegsjahre drüben mitmachte, kann ein hohes Lied davon singen. Der Geist, der in den Askari steckte, war durch Gewalt und Übermacht nicht zu brechen, durch Lockungen, mit welchen der Feind nicht geizte,

Digitized by Google

nicht zu verführen. Von Anfang an wußte jeder, daß auf die Truppe gebaut werden konnte. Aber die Gesamtbevölkerung und ihre Haltung war manchem ungewiß erschienen, wie es sich erwies, ohne Gründe. Ob Träger, ob Arbeiter auf einer Pflanzung, ob Steinschläger bei der Eisenbahn, ob Bauer im heimatlichen Dorf, Jüngling, Mann und Greis, ja auch Frauen und Kinder, alle standen geschlossen bei uns, standen zu uns, als die schwersten Tage kamen, da Zoll um Zoll des Landes durch zwanzig- und fünfzigfache Übermacht des Gegners verlorenging; standen zu uns, selbst heimatlos geworden und vertrieben wie weidwundes Wild, das da und dort verhofft, geduckt wartet, bis die Meute naht, und dann mit Gehörn und Schale dreinfährt, bis die gierig lechzende Schar aufheulend zerstiebt. Der Waffenstillstand in Europa nahm unserem unbesiegten General mit dem verbliebenen Rest der Truppe erst die Wehr aus der Hand. Da zeigte sich, daß wir Millionen Freunde hatten; das Blut, das jede Sippe draußen für uns vergoß, ist ein Band, das nie reißen wird, das hält wie zusammengeschweißter Stahl.

Drum gilt mein Abschied dir, zweite Heimat, nicht für ewig. Ihr goldroten Steppen, über die das Auge hemmungslos flog, die ihr bebt und zittert unter erbarmungsloser, greller Sonne; ihr Miombowälder in der Pracht der Herbstfarben nach dem Jahresregen, ihr dämmrigen Urwälder, Heimat des königlichsten, edelsten Wildes, ihr Felskronen und Zinnen, von der Gigantenfaust der Natur übereinandergetürmt und rauchend vom Blute derer, die euch freudigen Herzens, deutsche Ehre und Heimat zu schirmen, verteidigten; ihr Tropennächte mit dem märchenhaften Zauber, die ihr aufregt und doch beruhigt, ihr tapferen Askari, ihr treuen Träger und Boys, die ihr Not und Hunger, Durst und Mühsal der Safari, jede Entbehrung, jede Witterungsunbill, Krankheit und Tod ertrugt ohne Klagen und Murren aus Liebe und Anhänglichkeit an euere alten Herren, und die ihr den Dienst nicht wechseln mochtet wie ein zerrissenes Hemd, ihr seid untilgbar in unserem Herzen. So nehmen wir Abschied von euch, wie ihr es tatet, als wir unsere Safari von euch antraten, mit eueren Worten: „Kwa heri; tutaonana!“ — „Lebt wohl, wir werden uns wiedersehen!“

Ende

Digitized by Google

Bücheranzeigen
des Verlages Strecker und Schröder
in Stuttgart

Digitized by Google

Adam, Dr. Leonhard, **Hochasiatische Kunst.** 36 Tafelbilder. 53 Seiten Text. Bestes holzfreies Papier. Kartoniert 3,50, Halbleinenband 4,50, Liebhaberausgabe Halbpergament 12,—.

Eine sorgfältige Auswahl von Kunstwerken und Erzeugnissen des Kunsthandwerkes aus Nepal, Tibet und Bhutan mit gründlichen Erläuterungen über die Stilgeschichte, das Material, die Technik und den religiösen Gehalt der einzelnen Kunstwerke. Es ist ein Handbuch für Kunstfreunde und Sammler.

Festschrift für Eduard Seler. Dargebracht zum 70. Geburtstag von Freunden, Schülern und Verehrern. Mit 15 Tafeln in Lichtdruck, 2 Karten und 62 Abbildungen im Text. VIII und 654 Seiten. Geheftet 18,—, Ganzleinenband 26,—.

Beiträge von Leonhard Adam, E. P. Dieseldorff, Georg Friederici, A. Grünwedel, Eduard Hahn, G. Harms, W. v. Hoerschelmann, Theodor Koch-Grünberg, Fritz Krause, P. Kreichgauer, Walter Lehmann, Th. Loesener, John Loewenthal, Otto Lutz, E. Nordenskiöld, K. Th. Preuß, Karl Sapper, Max Schmidt, P. W. Schmidt, G. Schweinfurth, Cäcilie Seler-Sachs, F. Termer, Therese Prinzessin von Bayern, A. Vierkandt, H. Weber, F. v. Wieser.

McGovern, J. B. M., **Unter den Kopfjägern auf Formosa.** 23 Tafeln auf Kunstdruckpapier, 192 Seiten. Halbleinenband 4,—.

Was die Verfasserin in Wort und Bild fesselnd und mit scharfer Beobachtungsgabe zu berichten weiß, wird wesentlich mit dazu beitragen, daß jenes Völkchen, wenn es eines Tages nicht mehr sein sollte, dem Wissen vom Werden, Sein und Vergehen der Völker doch erhalten bleibt. (Hannoverscher Kurier.)

Herzog, Prof. Dr. Theodor, **Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere.** 8 Kupfertiefdrucke, 96 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, 254 Seiten. Halbleinenband 8,50, Ganzleinenband 10,—.

Das Buch enttäuscht auch hohe Erwartungen nicht: Anschauliche Darstellung und eine schöne Sprache vereinigen sich mit einem reichen und mannigfaltigen Inhalt. (Frankfurter Zeitung.)

Koch-Grünberg, Prof. Dr. Theodor, **Zwei Jahre unter den Indianern Nordwestbrasiliens.** 12 Kupfertiefdrucke, 48 Abbildungen, 416 Seiten. Halbleinenband 10,—, Ganzleinenband 12,—, Halblederband 22,—.

Ethnographische Forschungsergebnisse werden hier in einer äußerst anziehenden und spannenden Reiseschilderung dargelegt. (Hamburger Fremdenblatt.)

Digitized by Google

Koch-Grünberg, Prof. Dr. Theodor, **Vom Roroima zum Orinoco.** Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913.

Band III: **Ethnographie.** Mit einem Anhang über Musik und Musikinstrumente von Erich M. v. Hornbostel. 22 Kupfertiefdrucke, 12 Lichtdrucke, viele Abbildungen, 450 Seiten. Halbleinenband 28,—, Ganzleinenband 30,—.

Band V: **Typenband.** 180 Tafeln auf Kunstdruckpapier, 1 Völkerkarte, 24 Seiten. Halbleinenband 15,—, Ganzleinenband 18,—.

— **Südamerikanische Felszeichnungen.** 29 Tafeln, 36 Abbildungen im Text, 1 Karte, 92 Seiten. Ganzleinenband 8,—.

— **Anfänge der Kunst im Urwald.** Indianerhandzeichnungen. 63 Tafeln, 11 Abbildungen und 2 Karten, 72 Seiten. Ganzleinenband 12,—.

Nordenskiöld, Erland, **Indianer und Weiße in Nordostbolivien.** 35 Tafeln, 90 Abbildungen, 1 Karte, 224 Seiten. Halbleinenband 5,50, Ganzleinenband 7,—.

Reiches Material über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen hat der Verfasser zusammengetragen, und klare Bilder nach aufgenommenen Photographien zeigen uns, welch hohe Kultur die Indianer vor der Berührung mit den Weißen ihr eigen nannten. (Rheinisch-Westfälische Zeitung, Essen.)

— **Traumsagen aus den Anden.** Mit 10 Holzschnitten von Hjalmar Eldh. Gebunden 2,—.

Ein Stimmungsbuch voll bestrickender Reize, lyrischer Einfälle, wie sie schöner kaum noch zu finden sind. (Trier Zeitung.)

Sapper, Prof. Dr. Karl, **Die Tropen.** Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. Mit 40 Bildern. XII und 152 Seiten. Geheftet 3,—, Halbleinenband 5,—, Ganzleinenband 6,—.

Der vielgereifte Verfasser bietet in diesem Werk eine lebendig geschriebene Charakteristik der Tropen, die all das enthält, was für den Reisenden, den Auswanderer und Wissensdurstigen von Interesse ist: die Erscheinungen der leblosen Natur, die Pflanzen- und Tierwelt, die Eingeborenen, die Lebensbedingungen der Einwanderer und die wirtschaftliche Bedeutung der Tropen für den übrigen Weltmarkt.

Digitized by Google

Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde

Unter wissenschaftlicher Leitung von **Georg Buschan**

*

1 **Friederici**, Dr. Georg, **Die Schiffahrt der Indianer.** Mit 12 Abbildungen. 130 Seiten. Geheftet 2,50.

2 **Kohlbrugge**, Dr. J. H. F., **Die morphologische Abstammung des Menschen.** Kritische Studie über die neueren Hypothesen. 102 Seiten. Geheftet 2,—.

3 **Kiekebusch**, Dr. A., **Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische** im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Mit einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel. 2 Tafeln. 92 Seiten. Geheftet 2,—.

4 **Eickhoff**, Dr. Heinrich, **Die Kultur der Pueblos in Arizona und New Mexico.** Mit 1 Karte. VIII und 78 Seiten. Geheftet 2,—.

5 **Lasch**, Dr. R., **Der Eid.** Seine Entstehung und Beziehung zu Glaube und Brauch der Naturvölker. Eine ethnologische Studie. 147 Seiten. Geheftet 3,—.

6/7 **Schmidt**, S. V. D., P. W., **Die Stellung der Pygmäenvölker** in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Mit 3 Tafeln. X und 315 Seiten. Geheftet 5,—.

8 **Weißenberg**, Dr. S., **Das Wachstum des Menschen** nach Alter, Geschlecht und Rasse. Mit 22 graph. Tabellen und 2 Tafeln. 220 Seiten. Geheftet 3,50.

9 **Loth**, Dr. Eduard, **Beiträge zur Anthropologie der Negerweichteile** (Muskelsystem). Mit 53 Figuren. X und 254 Seiten. Geheftet 5,—.

10 **Classen**, Dr. K., **Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit.** Ihre Herkunft und Zusammensetzung. Mit 2 Karten. VI und 76 Seiten. Geheftet 2,—.

11 **Eisenstädter**, Dr. Julius, **Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde.** VIII und 206 Seiten. Geheftet 4,50.

12 **Burger**, Dr. Friedrich, **Die Küsten- und Bergvölker der Gazellehalbinsel.** Ein Beitrag zur Völkerkunde von Neuguinea unter besonderer Hervorhebung rechtlicher und sozialer Einrichtungen. Mit 10 Tafeln, 2 Karten und 4 Abbildungen. 80 Seiten. Geheftet 3,—.

13 **Schwerz**, Dr. Franz, **Die Völkerschaften der Schweiz** von der Urzeit bis zur Gegenwart. Eine anthropologische Untersuchung. Mit 5 Tafeln und 88 Abbildungen im Text. VIII und 307 Seiten. Geheftet 5,—.

14 **Festschrift, Eduard Hahn zum 60. Geburtstag** dargebracht von Freunden und Schülern. 22 Beiträge. 1 Titelbild, 1 Tafel, 1 Karte und 16 Abbildungen. XII und 368 Seiten. Geheftet 7,—.

15 **Classen**, Dr. K., **Über den Ursprung der Germanen.** Mit besonderer Berücksichtigung der Polygenese des Menschengeschlechts. VIII und 55 Seiten. Geheftet 2,—.

Digitized by Google

Dr. Georg Buschan

Illustrierte Völkerkunde

Band I:

20 Tafeln, 290 Abbildungen, 4 Völkerkarten, 686 Seiten

Dr. R. Lasch: Einführung in die vergleichende Völkerkunde; Dr. W. Krickeberg: Amerika; Dr. A. Haberlandt: Afrika, Literaturverzeichnis, Register. Halbleinenband 15,—, Ganzleinen 17,—.

Band II:

49 Tafeln, 587 Abbildungen, 9 Völkerkarten und 1078 Seiten

Dr. Georg Buschan: Australien und Ozeanien; Dr. A. Byhan: Nord-, Mittel- und Westasien; Dr. A. Haberlandt: Vorderindien; Prof. Dr. M. Haberlandt: Ostasien; Dr. R. Heine-Geldern: Südostasien. Halbleinenband 25,—, Ganzleinenband 27,—.

Band III

ist eine Völkerkunde Europas und erscheint im Jahre 1924

*

Aus den Urteilen:

Durch die Neuausgabe dieser Völkerkunde wird vielen ähnlichen Werken das Grab geschaufelt, die zu einer Zeit geschrieben worden sind, in der die meisten Grundfragen der modernen Ethnologie kaum aufgetaucht waren. Ein Werk, das Laien wie Fachleuten gleich willkommen ist ... Die Ausstattung mit Abbildungen und Karten ist vorzüglich.

(Professor Dr. Max Eckert in der Kölnischen Zeitung.)

Das ist ein ganz ausgezeichnetes Buch und wird für alle Ethnographen unentbehrlich sein; auch ein vortreffliches Handbuch für alle jene, die mit dem Studium der Völkerkunde beginnen wollen. (Dr. Erland Nordenskiöld.)

Wenn meine Augen mich nicht täuschen, so ist das Werk besser als zur Zeit alle englischen. Diese neue Auflage ist ein Fortschritt gegenüber der alten, die selbst schon ein feines Werk war. Ich habe mich oft nach einem Werk dieses Charakters gesehnt.

(Professor J. J. Waterman an der Columbia-Universität, New York.)

Ein Werk von hervorragender Gründlichkeit, auf der Höhe der Zeit stehend, dem Anfänger fast unentbehrlich. (Katholische Mission, Bonn.)

Digitized by Google

Generalfeldmarschall
Helmuth von Moltke

Ein Lebensbild nach seinen Briefen und Tagebüchern

Herausgegeben von
Hanns Martin Elster

Mit 16 Bildern und einem Brieffaksimile. 375 Seiten

Halbleinenband 6,50, Ganzleinenband 8,—, Halblederband 18,—

*

Aus den Urteilen:

Dieses Lebensbild „des großen Schweigers" ist das Ideal der Geschichtsauffassung, nicht in Zahlen und Daten, sondern die Geschichte eines ganzen Mannes. (Neckarzeitung, Heilbronn.)

Gerade das Bewußtsein, dem genialen Heerführer von 1870 als solchen warmfühlenden, für alles Edle und Schöne eingenommenen Menschen kennenzulernen und hier vor uns zu sehen, macht die Lektüre dieser sehr schön gedruckten, einfach-vornehmen Biographie zu einer edlen Unterhaltung und seelischen Bereicherung. Sein Leben kann als erhebendes und begeisterndes Vorbild stärkend in allen Lesern wirken. (Augsburger Postzeitung.)

Gerade diese Figur des großen Schweigers, der jedweder Phrase abhold war, der nur die Tat kannte, kann uns heute ein Leitstern sein. Elster hat klug gehandelt, den Menschen Moltke, wie er sich in seinen Briefen und Abhandlungen gibt, einmal der Öffentlichkeit darzubieten.
(Nordbayrische Zeitung, Nürnberg.)

Zeugnisse immerwährender strengster Pflichterfüllung und vornehmster Lebensauffassung, zarte Briefe an seine Gattin und Reiseberichte winden sich mit genialen strategischen Leistungen zu einem ebenso fesselnden, wie bewundernswerten Gesamtbild seines Lebens, das eine fühlbare Lücke in der Moltkeliteratur ausfüllt. (Der Tag, Berlin.)

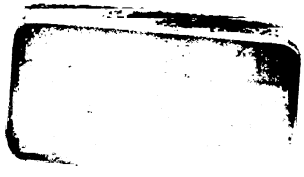
Ein wertvolles Werk, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte.
(Bremer Zeitung.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

6.80
P/5



Digitized by Google

Digitized by Google